Apologie

des

Christenthums

von

C. H. Stirm,

K. Würtemb. Ober-Consistorialrath und Hof-Kaplan.

Erste Abtheilung.

Stuttgart,

in der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1836.

☞ Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

Apologie des Christenthums.

Erste Abtheilung.

Apologie

des

Christenthums

in Briefen

für

gebildete Leser.

Eine gekrönte Preisschrift

von

C. H. Stirm,

Königl. Würtemb. Ober-Consistorialrath und Hof-Kaplan.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Erste Abtheilung.

Mit Königl. Würtemb. Privilegium.

Stuttgart,

in der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1836.

Vorwort.

Indem ich diese Schrift, die Frucht der ländlichen Muße, welche mir mein früheres Amt (das Pfarramt zu Unterensingen) gewährte, der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich über Veranlassung, Zweck und Inhalt derselben einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Es ist das Eigenthümliche unserer Zeit, daß die verschiedensten Wissenschaften aus den engen Schranken, wodurch sie früher meist nur auf die Gelehrten von Profession beschränkt waren, mehr und mehr heraustreten, ein Element der allgemeinen Bildung, und wenigstens ihren Resultaten nach ein Gemeingut des gebildeten Theils der menschlichen Gesellschaft werden. Allgemeiner und lebendiger, als sonst, spricht sich das Bedürfniß aus, über die höchsten und wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens sich zu verständigen, und zu

einer klaren und selbständigen Erkenntniß derselben zu gelangen. Diesem Bedürfnisse kann sich am wenigsten die christliche Theologie entziehen, deren Gegenstand eben auf das innerste und tiefste Leben und Wesen des menschlichen Geistes die unmittelbarste Beziehung hat, zumal in einer Zeit, in welcher einestheils das religiöse Leben einen neuen Aufschwung genommen hat, anderntheils die Frage nach dem Wie und Warum, der Trieb des selbständigen Denkens und Begreifens auch in Sachen der Religion bei Vielen an die Stelle des früheren blinden Glaubens getreten ist — in einer Zeit, wo das Christenthum bald mit entschiedenen, und durch glänzende Darstellungsgabe nur um so gefährlicheren Feinden, bald mit falschen und unverständigen Freunden, bald mit dem klügelnden Verstande, bald mit dem lichtscheuen, verirrten Gefühle zu kämpfen hat. Nach allen diesen verschiedenen Seiten hin bedarf es einer Rechtfertigung, d. h. einer klaren und umfassenden Darstellung seines wahren Wesens, einer Abweisung der demselben gemachten Vorwürfe, einer Beseitigung der Mißverständnisse, und einer Nachweisung, daß es im vollkommensten Sinne ein Werk Gottes und das Mittel zur allseitigen Vollendung und Beseligung der Menschheit sey. Wie sehr eine Schrift, welche sich dieses zur Aufgabe macht, und von den Resultaten der theologisch-apologetischen Wissenschaft gebildeten Nicht-

theologen in angemessener Form soviel mittheilt, als zur Begründung einer lebendigen Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums dienlich ist — in unserer Zeit Noth thue, ist schon vielfach von Laien anerkannt, und auch jüngst in öffentlichen Blättern (Allg. Kirchenzeitung 1832 Nr. 24. 1834 Nr. 143. 144.) ausgesprochen worden.

Dieses Bedürfniß zu befriedigen, hat daher ein in Würtemberg bestehender evangelischer Verein unter dem Vorsitze des Herrn Dr. Steudel schon im Jahr 1828 durch die öffentlichen Blätter eine Einladung zur Abfassung einer Apologie des Christenthums für gebildete Leser ergehen lassen, und dieselbe, als die eingegangenen Arbeiten dem Zwecke nicht ganz entsprechend gefunden wurden, im Jahr 1830 erneuert. Der Aufmunterung eines Freundes folgend entschloß ich mich im Jahr 1831 zur Ausarbeitung einer solchen Schrift, aber fühlte auch mit jedem Schritte vorwärts die Schwierigkeiten derselben mehr und mehr, und übergab sie endlich mit dem Gefühle, daß sie weit hinter der Idee, die mir vorgeschwebt, zurückgeblieben sey. Um so ermunternder war für mich das beifällige Urtheil des gedachten Vereins. Die von ihm gemachten Ausstellungen berücksichtigend, und die gegebenen Winke zur Vervollkommnung der Schrift dankbar benützend, arbeitete ich dieselbe noch einmal um, erweiternd, abkürzend, berichtigend, so daß sie in manchen

Parthien ganz neu wurde. In dieser zweiten Gestalt wurde sie von gedachtem Vereine im vorigen Sommer einstimmig des ersten Preises würdig erkannt, und mir die Verbindlichkeit auferlegt, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen, bis zu dessen Beginne im October vorigen Jahres die Rücksicht auf die neuesten Erscheinungen auf dem Felde der Kritik noch einige Bemerkungen im zweiten und dritten Briefe nöthig machte. Eine spezielle und gründliche Würdigung kritischer Zweifel kann jedoch nur innerhalb der theologischen Wissenschaft Statt finden, daher ich mich begnügen mußte, für den Gesichtskreis der Laien nur die Hauptpunkte anzudeuten. Der Zweck und Umfang der Schrift, welche das Christenthum nach allen möglichen Beziehungen hin betrachten sollte, brachte es mit sich, daß nur die Gründe für die geschichtliche Wahrheit des Lebens Jesu im Allgemeinen dargelegt wurden. Eine nähere Würdigung und Auflösung der Schwierigkeiten und Widersprüche, welche sich hinsichtlich des Raums und der Zeit der einzelnen Begebenheiten in den evangelischen Berichten finden, und worauf hauptsächlich der neueste Bearbeiter des Lebens Jesu (Dr. Strauß) seine Zweifel gründet, würde ein eigenes Buch erfordern, welches auch von einem und anderen der gelehrten Theologen in Bälde zu erwarten steht.

Die oben berührten Schwierigkeiten aber, welche

völlig überwunden zu haben ich auch jetzt noch nicht mir schmeichle, und welche jeder billige Beurtheiler anerkennen wird, liegen theils in der Bestimmung der Schrift für gebildete Nichttheologen, theils in dem Verhältnisse zu den verschiedenen theologischen Richtungen und Parteien unserer Zeit.

Bei der Weitschichtigkeit des Begriffs „Gebildete" und der Mannigfaltigkeit der hier stattfindenden Abstufung glaubte ich solche Leser im Auge haben zu müssen, welche neben dem Interesse für höhere Wahrheiten zugleich die zur allgemeinen Bildung gehörigen geschichtlichen und philosophischen Kenntnisse besitzen, und die Fähigkeit haben, eine wissenschaftliche Gedankenreihe lebendig in sich aufzunehmen. Die theologische Entwicklung und Beweisführung selbst aber suchte ich, der steifen Schulform entkleidet, ohne Beeinträchtigung der Wahrheit, in allgemein faßlicher Sprache darzustellen. Ob es mir gelungen, mag das Urtheil der Leser entscheiden.

Aber die Ausscheidung dessen, was blos den Theologen als solchen interessirt, und was für Gebildete überhaupt sich eignet — wie schwierig und subjectiv! Ich fürchte fast, daß manche des gelehrten Stoffes zu viel finden werden. Allein wenn es sich nicht blos um Ueberredung und rednerische Bestechung des Gefühls, sondern, was meine Absicht ist, um gründliche Ueberzeugung und Beleh-

rung handelt, so kann auch dem Laien, der von seinem Glauben sich und andern Rechenschaft zu geben sucht, der dornige Weg durch historische und wissenschaftliche Untersuchungen hindurch nicht erlassen werden.

Manche werden ferner in einer Apologie des Christenthums keine Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre erwarten, wie dieß im vierten und fünften Brief geschehen ist. Aber es dünkt mir, daß eben eine einfach-klare Zusammenstellung der christlichen Grundlehren in ihrem organischen Zusammenhange am meisten geeignet sey, herrschende Vorurtheile zu berichtigen, Mißverständnisse zu beseitigen, und das Christenthum in seiner inneren Wahrheit erscheinen zu lassen.

Andere werden auf den historischen Beweis, wie er mit besonderer Ausführlichkeit im 8ten und 9ten Brief dargestellt worden, zu viel Gewicht gelegt finden. Allerdings wird dieser Punkt in den gewöhnlichen Compendien der Apologetik ziemlich kurz abgehandelt, und erst einige der neuesten Apologeten haben ihm mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn aber irgend etwas geeignet ist, denkende Freunde der Geschichte zwar nicht zum Glauben an Christum zu zwingen, jedoch aufs lebhafteste zur Bewunderung einer so gewaltig in den Gang der menschlichen Dinge eingreifenden Persönlichkeit anzuregen und den Glauben wenigstens anzubahnen: so ist dieß die

Betrachtung der geschichtlichen Wirkungen des Christenthums.

Die Hauptschwierigkeit endlich bei dem vorliegenden Gegenstande ist der Mangel an Uebereinstimmung der theologischen Ansichten in Absicht auf das, was Christenthum ist und heißt, so daß ein namhafter Theologe (Bretschneider in der Allg. Kirchenzeitung 1834, Nr. 144.) sagt: „ich halte eine Apologie des Christenthums, die darauf Anspruch macht, seine göttliche Würde für Jedermann zu erweisen, in unsern Tagen für etwas höchst Schwieriges, wo nicht gar Unmögliches. Denn man müßte erst Alle über das Object zur Einheit bringen, über das, was man als wahres Christenthum anzuerkennen hat. Darin aber eben ist das Zeitalter mit sich im Streit.“ Unter diesen Umständen muß eine vernünftige Apologie, wenn sie nicht Luftstreiche führen will, allerdings ihr Object, den wesentlichen Gehalt des Christenthums, zunächst fixiren, gleichsam das Terrain, das sie vertheidigen will, abstecken, und zu diesem Behufe war ich bemüht, die dogmatischen und moralischen Grundlehren des Christenthums mittelst einer einfachen und ungezwungenen Schrifterklärung in der Kürze darzustellen. Ich bin jedoch darauf gefaßt, daß die theologischen Ultras unserer Zeit von beiden so entgegengesetzten Seiten nicht mit Allem zufrieden seyn werden. Auch erwarte ich mit Ruhe, unter welches

der herrschenden Systeme die in dieser Schrift ausgesprochene theologische Denkweise von den Kritikern classifizirt werden wird, um mit dem gefundenen Parteinamen auch das Urtheil über Leben oder Tod auszusprechen. Möge sie sich durch sich selbst rechtfertigen, und dazu beitragen, daß in dem Streite der theologischen Meinungen das Wesentliche und Bleibende, das Eine, was Noth thut, immer mehr festgehalten werde. Möge sie den Vielen unserer Zeit, welche das Bedürfniß eines wohlbegründeten, vernünftigen Glaubens fühlen, aber noch im Suchen begriffen sind, ein freundlicher Wegweiser zu dem werden, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Stuttgart, den 12. Febr. 1836.

Der Verfasser.

Inhalt der ersten Abtheilung.

Seite.

I. Brief. Veranlassung, religiöser Zustand der Gegenwart, Ursachen desselben. Zweck und Methode einer Apologie des Christenthums ..... 1 — 17

II. Brief. Die heiligen Schriften des neuen Testaments als einzig zuverläßige Erkenntnißquelle des Christenthums. Echtheit und Unverfälschtheit der neutestamentlichen Urkunden ..... 18 — 47

III. Brief. Glaubwürdigkeit der Verfasser der neutestamentlichen Schriften. Einheit der christlichen Lehre. Widerlegung des Vorwurfs der Dunkelheit und Vieldeutigkeit. Unterschied des Wesentlichen und Unwesentlichen. ..... 48 — 80

Seite.

IV. Brief. Grundzüge der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Grundidee des Reichs Gottes. Lehre von Gott. Lehre vom Menschen, seiner Gottverwandtschaft und seiner Sündhaftigkeit. Zusammenhang mit der höheren Geisterwelt. Folgen der Sünde. Unfähigkeit, sich selbst zu retten ..... 81 — 119

V. Brief. Fortsetzung. Bedingungen der Erlösung. Jesus Christus als die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in seiner Person, wie in seinem Leben. Sein Leben eine Offenbarung der göttlichen Macht, Heiligkeit und Liebe. Christus als Lehrer der Wahrheit und Ideal der Heiligkeit, als Urheber der Versöhnung. Berichtigung falscher Vorstellungen hinsichtlich der letztern. Der Glaube als das mit dem Erlöser in Gemeinschaft setzende Princip. Rechtfertigung und Heiligung. Mittheilung des heiligen Geistes. Lehre von der Kirche. Grundideen der christlichen Sittenlehre. Vollendung der Erlösung in der künftigen Welt. Auferstehung. Wiederkunft Christi. Weltgericht. Ob eine ewige Verdammniß? Schlußstein — die Lehre von der Dreieinigkeit. ..... 120—173

Seite.

VI. Brief. Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus im Verhältniß zur Idee des Christenthums. ..... 174—198

VII. Brief. Entwicklung der Gründe für die Göttlichkeit des Christenthums. Weltgeschichtliche Vorbereitung desselben durch die Entwicklungsgeschichte der Menschheit im Heidenthum und Judenthum. Wichtigkeit der prophetischen Hinweisungen auf dasselbe. ..... 199—248

VIII. Brief. Weltgeschichtliche Wirkungen des Christenthums. Schwierigkeit dieser Betrachtung. Wirksamkeit des Christenthums in Absicht auf das religiöse Bewußtseyn und die Intelligenz überhaupt, Volksbildung und Wissenschaft. Beleuchtung des Vorwurfs, daß es den Aberglauben begünstigt habe. Sein Einfluß auf die Kunst. 249—309

IX. Brief. Fortsetzung. Moralische Wirkungen des Christenthums. Würdigung der Zweifel dagegen. Reinigung des sittlichen Urtheils. Höherer Charakter der christlichen Tugend. Geist der Liebe und Wohlthätigkeit, der Humanität.

Seite.

Würdigung des Vorwurfs der Intoleranz. Anerkennung der Menschenwürde und Persönlichkeit. Aufhebung der Sclaverei. Achtung des Menschenlebens. Milderung der väterlichen Gewalt. Einfluß auf die Achtung des weiblichen Geschlechts. Veredlung der Geschlechtsliebe. Heiligung der Ehe. Achtung und Erziehung der Kinder. Einfluß auf das Völker- und Staatsleben nach innen und aussen. Vaterlandsliebe. Einfluß auf einzelne Individuen. Sichtbare Wirkungen im unmittelbaren Gegensatze gegen das Heidenthum. Früchte der Missionen. Schlußbetrachtung. .... 310—408

Erster Brief.

Unvergeßlich, mein theuerster Freund, und voll der süßesten Erinnerungen ist mir jener Tag, an welchem nach langer Trennung ein freundliches Geschick uns wieder zusammengeführt hat, wo wir einander wieder ins Antlitz schauen und in vertraulicher Wechselrede die Herzen gegen einander öffnen durften. Ach, wie viel hatten wir uns gegenseitig zu sagen, wie mancherlei zu fragen, wie unterbrach oft die ungeduldige Neugierde oder der unwillkührlich hervorstürzende Strom der Empfindung des einen die Rede des andern, so daß wir mit keinem Gegenstande, den wir zu besprechen anfiengen, so recht zum Ziele kamen, und ehe wir es uns versahen, die Stunde des Abschieds uns wieder — und auf wie lange vielleicht? — von einander riß.

Wie frisch und lebendig, durch die wechselseitigen Erinnerungen hervorgerufen, stand wieder vor unsrer Seele namentlich jene Zeit unsrer ersten Bekanntschaft und unseres jugendlichen Zusammenlebens, jenes Morgenroth unsres Daseyns, wo wir voll lebendiger Regsamkeit für alles Große und Schöne erglühten, wo wir voll Kraftgefühl und Phantasie in das Reich der Ideale hinausschweiften, und zum Heile der Menschheit jeder auf seine Weise zu wirken einander gelobten. Denn ob wir uns schon der verschiedenen Neigung und Richtung unsrer Kräfte bewußt waren, und die Betrachtung der Welt sich Jedem auf verschiedene Weise gestaltete; so fanden wir uns doch

wieder in der Einen Liebe zu dem Schönen und Guten, und in dem Einen Streben nach Vollendung unsres geistigen Wesens und nach einer kräftigen Wirksamkeit zum Besten der Menschheit innig verbunden. Wie manches haben wir seitdem gesehen und erlebt, und wie verschieden waren die Bahnen, die uns die Vorsehung geführt hat. Was ich schon früher als vorherrschende Neigung an Dir bemerkte, die Richtung auf das Praktische, auf fruchtbare Wirksamkeit in der äußeren Welt, dem hat auch die Wahl Deines Berufs und der bisherige Gang deines Schicksals entsprochen; und ich preise Dich und Jeden glücklich, dem es gelingt, seine Stelle in der Welt in Uebereinstimmung mit seiner Neigung auszufüllen, und freudigen Herzens sein Theil zum Gedeihen des Ganzen beizutragen. Auch mir, Gott sey's gedankt, ist mein Loos aufs Lieblichste gefallen, indem jene Richtung auf das innerliche Leben, die Deinem beobachtenden Blicke nicht entgangen seyn wird, durch den äusseren Beruf, der mir zu Theil geworden, noch mehr genährt und befruchtet worden ist. So ist unsre beiderseitige Eigenthümlichkeit während der langen Zeit unsrer Trennung und durch die verschiedenen Welterfahrungen nur um so bestimmter ausgeprägt, um so vollständiger entfaltet worden.

Desto höher war aber auch das Interesse, das mir jüngst das Wiedersehen und der Austausch unsrer Ansichten und Empfindungen gewährte, desto genußreicher die Vergleichung des beiderseitigen Standpunktes, von welchem aus wir die Welt und die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Lebens betrachteten. Obwohl durch meinen Beruf nicht so unmittelbar, wie Du, in das äusserliche Getriebe der Welt und die neuesten Begebenheiten verflochten, wird es Dir doch nicht entgangen seyn in unsrer Unterhaltung, daß ich dabei kein gleichgültiger Beobachter geblieben, sondern mannigfaltig von Liebe oder Haß, Furcht

oder Hoffnung bewegt worden bin; und es freute mich zu bemerken, daß wir in manchen Punkten ziemlich gleiche Ueberzeugung und Urtheil hatten. Aber ebensowenig wirst Du es mißdeuten, wenn ich mich manchmal genöthigt sah, gegen manche Deiner Behauptungen meine Zweifel und Bedenklichkeiten zu äussern, oder Dir geradezu zu widersprechen, und namentlich in Bezug auf das höchste und heiligste Interesse der Menschheit — die Religion. Du wirst meinen Widerspruch um so williger aufgenommen haben, da er ja von einem Freunde kam, der, wie du weißt, in Allem nur die Wahrheit liebt, und in das Heiligthum derselben, soweit es sich ihm selbst bis jetzt erschlossen, am liebsten auch seine Freunde einführen möchte. Daß ich es kurz heraussage — es scheint Dir durch die Vielgeschäftigkeit im äusserlichen Leben der Blick in das innerlichste und tiefste Geistesleben der Menschheit, das aus der Religion quillt, etwas stumpf geworden zu seyn, und Du scheinst mir selbst nicht ganz frei von der Befangenheit mancher sonst guten und hellblickenden Menschen unsrer Zeit, die in der bunten Vielheit und Beweglichkeit des täglichen Lebens das Eine und Bleibende, was Noth thut, übersehen, und nur von äusserlichen Formen und Verbesserungen das Heil erwarten, statt aus dem Borne des inwendigen und ewigen Lebens zu schöpfen. Es fällt jedem nachdenkenden Beobachter auf, daß der Geist unsrer Zeit ein vorherrschend politischer ist, und zunächst auf die äusserlichen materiellen Interessen, auf Sicherung und Erweiterung der bürgerlichen Rechte, Erleichterung des Verkehrs und Handels und dergleichen gerichtet; daß die heilige Flamme der Religion zwar nicht erstickt ist, vielmehr in manchen Herzen mit neuer Kraft aufgelodert, aber denn doch hauptsächlich nur auf dem stillen häuslichen Heerde genährt wird, nicht auf dem großen Altare der Menschheit zum Himmel aufflammt, nicht, wie in den

früheren Jahrhunderten, das belebende und bewegende Princip auch des öffentlichen und gemeinsamen Lebens der Völker ist. Welche Lauheit und Gleichgültigkeit gegen kirchliche und religiöse Interessen, gegen eine freiere und selbständigere Bewegung des kirchlichen Lebens hat sich auf so manchen Landtagen unsers deutschen Vaterlands in der jüngsten Zeit ausgesprochen, während Gewerbe und Handel alle Kräfte in Anspruch nahm. Zwar erinnern wir uns noch mit Begeisterung jener schönen Zeit, als die Fürsten in heiligem Bunde einander gelobten, das Gesetz des Christenthums zum höchsten Gesetze des Völkerlebens zu machen, und ahnend und hoffend blickten wir auf eine schönere Zukunft hinaus. Aber ist es nicht, als ob es nur ein mit jener großartig bewegten Zeit flüchtig entschwundenes Ideal wäre? Sehen nicht Manche von denen, welchen die Leitung der menschlichen Dinge anvertraut ist, die Religion, deren Wichtigkeit sie sich nicht verhehlen können, mehr nur als eine Disciplinar-Anstalt, als einen Kappzaum für das Volk an, um es leichter regieren zu können?

Es ist wahr, in den letzten Jahrzehenden hat die religiöse Denkart einen gewaltigen Umschwung genommen, und ein neuer Lebensathem Palläste und Hütten durchströmt. Wenn zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Prüfungsgeist, welcher sich Philosophie nannte, mit revolutionärem Ungestüm gegen den frommen Glauben der Väter sich gewendet, und das Heiligthum der Religion in so manchen Herzen niedergerissen hatte, wenn durch falsche Aufklärerei, kecke Zweifelsucht und kalte Verständigkeit das Gebiet der Frömmigkeit immer mehr verengt und ausgeleert wurde, so daß Gleichgültigkeit oder gar Spott über die göttlichen Dinge für ein Zeichen der Bildung und Aufklärung, und Klugheit in den äusseren Lebensverhältnissen für das Höchste und Wünschenswertheste galt:

so hat man, gewarnt durch die bitteren Früchte, welche der Unglaube trug, niedergebeugt durch die traurige Zerrissenheit und die politische Schmach unseres Vaterlandes in den Zeiten fremder Gewaltherrschaft, Trost und Erhebung in dem Ewigen und Unsichtbaren suchend, zu dem Glauben der Väter sich wieder gewendet, und das Niedergerissene aufzubauen angefangen. Die Menge religiöser Schriften, die allgemeine Verbreitung gewisser Erbauungsschriften (z. B. der vielgelobten und getadelten Stunden der Andacht), die ungemeine Theilnahme an der Sache der Mission in den verschiedensten Ständen — dieß alles sind rühmliche Zeichen der wiedererwachten Religiosität unserer Zeit. Eine religiöse Gährung hat weithin in den Ländern Europa's begonnen. Selbst die Philosophie, statt wie früher den Glaubensgrund zu erschüttern und die Religionslehren zu bekämpfen, geht darauf aus, den tieferen Gehalt derselben nachzuweisen, und das Band der Wissenschaft mit der Religion fester zu knüpfen. Ja von manchen Seiten sucht man sich in religiösem Eifer sogar zu überbieten, manchen Ballast, welchen die fortgeschrittene Erkenntniß mit Recht ausgeworfen, in das Glaubensschiff wieder aufzunehmen, und statt mit dem hellen Lichte der Vernunft in der Dämmerung überschwenglicher Gefühle dahin zu segeln.

Um so greller sticht dagegen in unserer die Gegensätze liebenden Zeit die Erscheinung ab, daß so manche, welche sich zu den Gebildeten und Aufgeklärten zählen (denn in dem eigentlichen Kerne des Volks, der an den wissenschaftlichen Fortschritten keinen Theil nimmt, und an der Gewohnheit der Väter fester hängt, hat der Glaube keine so bemerkenswerthen Veränderungen erfahren) in einer, ich will nicht sagen Feindschaft, aber doch auffallenden Lauheit und Gleichgültigkeit gegen das Christenthum, in einer gewissen Vornehmheit und Selbstgenügsamkeit be-

harren, als wäre es nur eine Sache des gemeinen Haufens, der zu dem Lichte der Wissenschaft und Kunst sich nicht zu erheben vermag, oder als wäre es längst der Geschichte anheimgefallen, zwar früher ein wohlthätiges Gängelband für die unmündige Menschheit, jetzt aber für das gereifte Geschlecht zu schwach, die höheren Bedürfnisse zu befriedigen, zu arm, die Sehnsucht nach Wahrheit und Harmonie zu stillen. Manche gehen darauf aus, das Christenthum aus seiner einzig hohen, ausserordentlichen Stellung herabzuziehen, und es in die Reihe der gewöhnlichen Weltbegebenheiten zu stellen. Sie sagen, es sey eine historische, unter gewissen Ort- und Zeitbedingungen entstandene Auctoritäts-Religion, die, wie die historische Rechtswissenschaft, nach und nach verschwinden und in das Ideale sich auflösen müsse; sie wolle für eine übernatürlich geoffenbarte Religion gelten, die aber bei den gegenwärtigen Forderungen des entwickelten Welt- und Gottesbewußtseyns nicht lange mehr bestehen könne. Nur die moralischen Elemente derselben seyen im Interesse des Staats festzuhalten als zweckdienlicher Katechismus für das Volk.

Neben dieser Denkart geht eine andere her, welche das Bedürfniß der Frömmigkeit anerkennt, aber die Religion des Herzens für die einzig wahre und vollkommene erklärt. Man sagt: die wahre allein seligmachende Religion sey nicht da oder dort in einer bestimmten, objectiven Religion zu finden, sondern sie lebe verborgen im Innern, sie werde durch die frommen Eindrücke und Empfindungen des Gemüths genährt; darin allein bestehe das Göttliche, alles Uebrige sey Menschenwerk. Menschen von dieser Denkart halten sich daher am liebsten an gewisse Ideen, die allen Religionen gemeinsam sind, sie lieben daher auch das Christenthum von derjenigen Seite, von welcher es jene Allgemeinheit ausdrückt, und worüber die gebildete Vernunft aller Zeiten und aller

Völker einverstanden ist; aber gerade mit dem Eigenthümlichen und Spezifischen der christlichen Religion können sie nicht zurecht kommen, meinen, es könne füglich entbehrt werden, und werde eher zum Schaden, als zum Frommen der Menschheit festgehalten.

Es ist mir in unsern Wechselgesprächen nicht entgangen, wie sehr Du, wenn die Rede auf religiöse Gegenstände kam, namentlich zu der letztgenannten Denkart Dich hinneigtest. Während ich mit Freuden wahrnahm, wie die allgemeinsten religiösen Ideen und Empfindungen Deine Seele erhoben, bedauerte ich, daß Du der bestimmten Religion, welche die Religion unseres Volkes ist, und in welche Du selbst mit dem Eintritt in dieses zeitliche Daseyn eingeweiht worden, nicht so mit ganzem Herzen zugethan bist. Ich glaubte eine schwankende Ungewißheit in Absicht auf den Grund und Ursprung derselben bei Dir wahrzunehmen, und Du selbst hast manche Zweifel und Bedenklichkeiten gegen diese und jene Lehre, so wie gegen die Behauptung, daß das Heil nur in Christo zu finden sey, geäussert.

Deine Bekenntnisse sind ein offener Ausdruck der gangbaren Denkweise unserer Zeit, welche zuerst von Englands sogenannten Freidenkern ausgegangen, (schon im 17ten Jahrhundert) sodann durch Frankreichs glänzende und witzige Schriftsteller im vorigen Jahrhundert in den höheren Kreisen der Gesellschaft verbreitet, auch in Deutschland Eingang gefunden, und selbst in die wissenschaftliche Theologie zum Theil eingedrungen ist. Es muß jedoch unserem Volke zum Lobe nachgesagt werden, daß es, einzelne Auswüchse abgerechnet, im Ganzen nie in jenen frivolen, leichtfertigen Ton eingestimmt hat, der jenseits des Rheins Mode geworden, daß es auch in seinen Zweifeln mehr Ernst, Besonnenheit und Ehrfurcht vor dem Heiligen bewahrt hat. Obwohl nun gegenwärtig die

wissenschaftliche Theologie in tiefgedachten und Epoche machenden Werken von jener Denkart sich abgewendet, und das Positive und Charakteristische des Christenthums theils in die Tiefe des frommen Gemüths wieder aufgenommen, theils durch begriffsmäßige Entwicklung in seiner ewigen Wahrheit nachgewiesen hat: so sitzt dieselbe doch in manchen Geistern noch mit einer gewissen Zähigkeit fest, und wird nur allmählich der tiefer erkannten und allgemeiner verbreiteten Wahrheit weichen. Indeß ist auch diese religiöse Denkweise nicht so zufällig und willkührlich, als man oft glaubt, entstanden; auch sie hat ein gewisses Recht und eine gewisse Wahrheit. Dieß erhellt aus einer unparteiischen Würdigung ihres Ursprungs.

Rechne mich, ich bitte Dich, nicht zu denen, die mit finsterer Miene und strengem Richtspruche jede Abweichung von der Wahrheit aus der Sünde ableiten, und in Allem, was wider den hergebrachten Glauben verstößt, ein Werk des Bösen erblicken. Allerdings hat auch die menschliche Sündhaftigkeit, der Eigendünkel, der Hochmuth, die Abneigung gegen die sittliche Strenge des Christenthums, der leichtfertige Weltsinn, die gesteigerte Genußsucht, die erschlaffte Sittlichkeit dazu beigetragen, die Gemüther dem Christenthum zu entfremden. Wenn unser Denksystem, wie Fichte sagt, oft nur die Geschichte unseres Herzens ist, so trägt unser Glaube oft nur die Farbe unserer sittlichen Gesinnung. Aber eine religiöse Denkweise, zu welcher viele sittlich höchst achtbare Menschen sich bekannten, ist hieraus allein nicht abzuleiten.

Es ist nicht zu verkennen, daß ein tieferes, gründlicheres Forschen nach der Wahrheit und ihren Gründen, eine umfassendere, freiere Weltansicht, eine Erweiterung der menschlichen Kenntnisse in jeder Beziehung auch auf die religiösen Erkenntnisse bedeutenden Einfluß gehabt hat, und daß der Menschengeist, entzückt über die Schätze

seines endlichen Wissens, in der Anwendung derselben auf das Unendliche gar leicht die zarte Grenzlinie überspringen konnte. Bei dem nothwendigen und engen Zusammenhange alles Wissens konnte es nicht fehlen, daß gewisse philosophische, historische und physikalische Entdeckungen, wenn sie gewissen herkömmlichen theologischen Lehren zu widersprechen schienen, zum Widerspruche gegen die letztern führten.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß manche Angriffe nicht dem Christenthum als solchem, sondern seinen einseitigen und befangenen Vertretern galten, nicht seinem Grunde, sondern den menschlichen Pfeilern, womit man es stützen wollte, und daß die Himmelstochter durch theologische Zänkereien oder widerliche Lappen, womit man sie umhieng, oft so entstellt, und in so jämmerlicher Gestalt erschien, daß ihre innerliche Schönheit nur dem Blicke der Eingeweihten noch sichtbar wurde. Wenn die Orthodoxie oft geist- und geschmacklos geworden war, und ohne lebendiges Christenthum nur an Worten und Symbolen festhielt, wenn man gewisse Lehren, die der fortgeschrittenen Intelligenz des Zeitalters widersprachen, als nothwendige Glaubensartikel aufdrang: was Wunder, wenn sich der Widerwille dagegen in Opposition gegen das ganze Christenthum verkehrte? Daher zeigte sich gerade in der katholischen Kirche, die in ihrer starren Stabilität den Anforderungen der Zeit am wenigsten zu entsprechen vermochte, der feindseligste Widerspruch gegen Kirchenthum und Christenglauben, der beissende Spott eines Voltaire u. a., wie noch jüngst der St. Simonismus, wenn er das Ungenügende des Christenthums nachzuweisen vermeinte, grösstentheils nur die Gebrechen der katholischen Kirche aufdeckte. In der protestantischen Kirche dagegen hielten Manche eben durch die Treue gegen Luthers Geist sich für verpflichtet, von seinem Buchstaben abzuweichen.

Vielleicht sind es dieselben oder ähnliche Momente, welche auch auf deine Vorstellungen von dem Christenthume bisher einen ungünstigen und verderblichen Einfluß ausgeübt haben; vielleicht ist es Dir gerade in solchen Gesellschaften, welche sich vorzugsweise die christlichen nennen, neben manchen edleren und göttlichen Zügen doch auch wieder in einer solchen Beschränktheit und Unfreiheit erschienen, daß Du die Himmlische nicht liebgewinnen konntest. Vielleicht hast Du aber auch dasselbe bis jetzt noch keiner ernsten und unparteiischen Prüfung unterworfen, und namentlich nicht aus der Quelle selbst getrunken, sondern es nach dieser oder jener beschränkten und zeitlichen Erscheinung, nach diesem oder jenem Menschenworte aufgefaßt und beurtheilt. So konnte sich Dir freilich die Wahrheit nicht in ihrem vollen Glanze und ihrer überirdischen Grazie enthüllen. Aber getroffen hat Dich doch ihr Strahl, berührt hat sie Dich, wenn auch nur mit dem Saum ihres Kleides. Das fühlte ich dem Ton deiner Rede an, das verkündigte mir eine gewisse Unbehaglichkeit und Sehnsucht, die aus deinen Augen leuchtete, wenn ich auf diese heiligen Dinge zu sprechen kam, so daß es schien, als wolltest Du mit Faust sagen: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" und als suchest Du Mittel und Wege, zum Glauben zu gelangen.

Schon die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst, das Verlangen nach Licht, die Sehnsucht nach Gewißheit und Frieden mit sich selbst ist ein Zeichen, daß der Geist der Wahrheit wirksam ist, ist das Frühlingswehen der endlichen Kreatur, ist eine Weissagung, welcher die Erfüllung nachfolgt. Und jene Liebe zu Allem, was gut und schön und herrlich ist, sey's im Menschenleben und in der Geschichte, oder in der Kunst und Wissenschaft, die von Jugend auf Dein Herz über das Gemeine erhoben hat — sie dünkt mir jener vorläufige Zug des Vaters zu

seyn, von welchem der Stifter des Christenthums sagt (Joh. 6, 44); „Es kann Niemand zu mir kommen, es sey denn, daß ihn ziehe der Vater.“ Sollte jene Liebe nicht gerade durch den Anblick des Edelsten und Herrlichsten, was das Leben und die Geschichte darbeut, am lebhaftesten entzündet werden? Laß mich daher nach dem Grundsatze, daß Freunde Alles gemein haben, von dem Meinigen Dir mittheilen, was ich in dieser Hinsicht durch Gottes Gnade zu besitzen mich freue. Wandle mit mir und an meiner Hand zu jenem Heiligthum, das keiner, der es betreten, je wieder verlassen will. Wie gerne hätte ich letzthin mich mündlich mit Dir darüber verständigt, da die lebendige Rede, Blick, Ton, Geberde dem Gedanken so hilfreich beisteht, und gleichsam Seele in Seele hinüberträgt, während die Schrift nur ein schwacher Nachhall davon ist. Aber wie hätten die wenigen Stunden für einen so wichtigen und umfassenden Gegenstand hingereicht? So sey denn die briefliche Mittheilung — diese Brücke der Geister — das Mittel, die Gründe für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums, so weit sie mir selbst zur eigenen Ueberzeugung geworden sind, Dir mitzutheilen, und vielleicht hat dieses Mittel noch den Vorzug, Dich zu einer gründlicheren Prüfung der einzelnen Beweisgründe zu veranlassen, und Dir ihre Reihenfolge und Zusammenhang desto deutlicher zu veranschaulichen.

Indessen will ich Dir zum voraus unverholen gestehen, daß ich mich in einer gewissen Verlegenheit befinde, auf welche Weise und auf welchem Wege ich Dir am sichersten und zweckmäßigsten eine gründliche und lebendige Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums beibringen könne. Wenn ich in das Buch der Geschichte hineinsehe, so finde ich zwar, daß das Christenthum von jeher bei einem Theile der Menschheit ein Stein des Anstoßes war und ein Zeichen, dem widersprochen wurde, daß aber der Wi-

derspruch und Anstoß von sehr verschiedenen Seiten und Gesichtspunkten ausgieng, und demgemäß auch die Vertheidigung und Rechtfertigung eine verschiedene Gestalt und Beziehung hatte.

Die ersten Angriffe kamen von Aussen her, von Juden und Heiden, so wie später von den Bekennern des Islam. Diesen gegenüber begnügten sich die christlichen Lehrer hauptsächlich damit, die meist thörichten und boshaften Vorwürfe zu widerlegen, die ihrem Glauben gemacht wurden, die Vorzüge ihrer Religion vor der entgegengesetzten hervorzuheben, und theils die Juden durch die alt-testamentlichen Weissagungen, theils die Heiden durch Ausspräche ihrer eigenen Dichter und Philosophen von der Wahrheit und Nothwendigkeit des Christenthums zu überführen. Bald aber gab es in der Mitte der christlichen Kirche selbst Irrlehrer, welche ein tieferes Eindringen in das innere Wesen des Christenthums nöthig machten, und gegen welche man die Hauptlehren desselben zu rechtfertigen hatte. Und als die christliche Kirche sich immer weiter nach Aussen verbreitet, und die entgegenstehenden feindlichen Mächte überwunden oder doch wenigstens unschädlich gemacht hatte, da tauchten nach und nach aus ihrem eigenen Schooße die gefährlichsten Gegner auf, die gleich undankbaren Kindern ihre eigene Mutter schlugen, oder mit dem von der Sonne entlehnten und in ihren Fernröhren gesammelten Lichte darauf ausgiengen, die Flecken derselben zu entdecken und kenntlich zu machen. Nach dem verschiedenen Charakter der Zeiten und nach dem Maaße der vorhandenen Kenntnisse und Weltanschauung waren daher auch die Angriffe verschieden, obwohl sich gewisse Einwürfe, welche man in den neuesten Zeiten entdeckt zu haben vermeinte, schon in den ersten Jahrhunderten nachweisen lassen.

Ich werde daher meine Rechtfertigung, obgleich hie

und da auf frühere Zeiten, namentlich jene erste jugendliche Gestalt des Christenthums hinweisend, hauptsächlich auf die in unserer Zeit herrschenden und gangbaren Ansichten Rücksicht nehmen, wobei freilich solche Einwürfe, die blos aus Muthwillen und Leichtfertigkeit stammen, keine ernstliche Berücksichtigung verdienen. Aber wie soll ich es angreifen, um nicht blos abwehrend, defensiv mich zu verhalten, sondern namentlich auch eine positive, lebendige und selbständige Ueberzeugung in Dir hervorzurufen und zu begründen?

Ich habe oben von Beweisgründen gesprochen. Aber ich muß Dich bitten, daß du dieß nicht in dem gewöhnlichen Sinne nehmest, wie man nämlich in anderen Dingen einen Beweis zu führen pflegt, indem man durch eine geordnete Schlußreihe, Begriff an Begriff anreihend und aus einander ableitend, eine Wahrheit, oder durch Ablhör von Zeugen eine Thatsache zu beweisen und den Verstand zur Anerkennung derselben zu nöthigen sucht. Denn ich fürchte, ich möchte auf diese Weise nicht ganz zum Ziele kommen, und hätte zu gewarten, daß mir Dein Verstand gegen die scharfsinnigste Beweisführung immer noch scharfsinnigere Einwendungen machen möchte.

Der Grund ist, weil die Religion, und namentlich das Christenthum nicht sowohl Sache des Verstandes als des Herzens ist, weil es zwar alle Kräfte des Menschen durchdringt und in Anspruch nimmt, aber seine eigentliche Wohnung in dem Innersten, Tiefsten, Heiligsten und gewissermaßen Unaussprechlichen des Menschengeistes, nenne man es Herz oder Gefühl oder Gemüth oder Bewußtseyn oder wie man sonst will, sich aufbaut. Jede andere Religion, z. B. die griechisch-römische, das Judenthum, der Islam kann weit leichter äusserlich aufgefaßt oder verstanden werden, weil sie in einer Menge von Aeusserlichkeiten bestehen, während das Christenthum in

dem tiefsten, innerlichsten Geistesleben seine Wurzel hat und seine Kraft beweist, und daher auch nur von dem, der dieses Lebens theilhaftig geworden, gehörig verstanden und gewürdigt werden kann. Es hat etwas in sich, das selbst von demjenigen, der sich seines Besitzes erfreut, nie ganz vollständig ausgesprochen und dem Andern mitgetheilt werden kann. Daher man gegenüber von Dem, der noch ausserhalb desselben steht, oft nichts anders thun kann, als ihm, wie Philippus dem Nathanael, zurufen: Komm und siehe — siehe seine innerliche Schöne und Herrlichkeit, und du wirst sie liebgewinnen. Hat nicht der Stifter des Christenthums selbst darauf hingedeutet, daß die eigene Erfahrung, das eigene Hineinleben in seine Lehre am ehesten die Ueberzeugung von ihrer Göttlichkeit erzeugen werde, wenn er sagt Joh. 7, 17: „So Jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird erkennen, ob diese Lehre von Gott sey oder ob ich von mir selbst rede: und Joh. 8, 31. 32: Wenn ihr meiner Rede treu bleibet, so seyd ihr wahrhaft meine Jünger. Und ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen!“ Hat sich der Apostel Paulus bei seiner Predigt in Corinth nicht hauptsächlich berufen auf die Beweisung des Geistes und der Kraft (1 Cor. 2, 4)?

In so fern schien mir immer das Erste und Nothwendigste zu seyn, den Christen vor Allem zum Bewußtseyn des Christenthums selbst, zur Erfahrung seiner innerlichen, belebenden und beseligenden Kraft zu bringen. Denn ist er dahin gebracht, so kann er in diesem Bollwerke geruhig allen Angriffen von aussen Trotz bieten; und wäre er auch nicht im Stande, alle Einwürfe des Verstandes gegen seinen Glauben zu widerlegen, so bliebe dennoch der Grund desselben, weil er auf das innerste und eigenste Bewußtseyn gebaut ist, unerschüttert. Ja auf dieses sichere Gefühl gestützt, könnte er auch mit einer gewißen gleichgül-

tigen Ruhe die sich oft widersprechenden Hypothesen, Erklärungen und Rechtfertigungen der Theologen an sich vorübergehen lassen, wie schon Lessing in Bezug auf das Unwesen der theologischen Streitigkeiten seiner Zeit in einem treffenden Gleichnisse bemerkte: „Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet oder Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat?“ Gleich wie das Herz schon physiologisch älter ist, als der Kopf, so ist es auch in sittlich religiösen Dingen das Vorangehende und Bestimmende, dasjenige Element, welches allen übrigen Thätigkeiten des Geistes die bestimmte Richtung und Farbe mittheilt. Demjenigen, der das Christenthum noch nicht an seinem eigenen Herzen erfahren hat, dasselbe andemonstriren wollen, hieße mit dem Blinden von der Farbe reden. Da namentlich das Christenthum die Hülfsbedürftigkeit und Unselbständigkeit des Menschen zur Grundvoraussetzung hat, so sind die Beweise für seine Wahrheit und Göttlichkeit vollkommen genügend, die Vernunft dessen zu befriedigen, der schon das Bedürfniß eines höheren Beistandes fühlt, während derjenige, dessen Stolz durch das Darbieten einer solchen Hülfe sich gekränkt fühlt, auch nicht wider seinen Willen zur Ueberzeugung gezwungen werden kann. Der Glaube ist weit mehr, als das Wissen eine That des Willens, ein Reflex des Herzens. Daß ohnehin alle die sogenannten gelehrten Beweise auf das Gemüth des großen Haufens, der im Denken und Reflectiren ungeübt ist, nur einen matten erkünstelten Eindruck hervorbringen, liegt am Tage.

Aber, mein Lieber, glaube darum nicht, daß ich in meinen künftigen Unterhaltungen mit Dir von den übrigen Gründen, womit man sonst den christlichen Glauben zu stützen pflegte, keinen Gebrauch machen oder sie für ganz untauglich erklären werde; ich werde sogar versuchen, Dei-

nen Blick auf einige bis jetzt übersehene oder wenigstens nicht vollständig behandelte Punkte hinzurichten, die mir von großem Gewicht zu seyn dünken. Denn es ist das Eigenthümliche des Christenthums, daß es nicht blos von einer Seite, sondern allseitig dem forschenden Geiste sich empfiehlt, und daß dieses Heiligthum, von woher man auch dasselbe betreten mag, überall dem Wanderer sich öffnet, und seine verborgenen Schätze offenbart. Es steht in dieser Hinsicht in einem genauen Verhältnisse zu der Mannigfaltigkeit der menschlichen Bedürfnisse, Neigungen und Charaktere, welche es auf die verschiedenste Weise anzuziehen geeignet ist. Wenn schon bei seiner ersten Erscheinung der eine durch die mächtigen und ausserordentlichen Thaten in der Sinnenwelt, der andere durch die Uebereinstimmung mit den heiligen Stimmen der Propheten, ein dritter durch die Hoheit und Liebenswürdigkeit Jesu selbst, ein vierter durch die Befriedigung seiner Wißbegierde, ein fünfter durch die tröstliche und beruhigende Kraft des Evangeliums für dasselbe gewonnen wurde: sollte es nicht auch heute noch auf dieselbe Weise den mancherlei Richtungen des Menschengeistes entgegenzukommen geeignet seyn? Und warum wollte man sich durch einseitiges Beschränken auf einen Weg die andern absichtlich verschließen? Gewiß, mein Lieber, liegt auch bei Dir der Grund, daß Du diesem Tempel noch so ferne stehst, darin, daß Du noch nicht gerade den für Deine Eigenthümlichkeit passenden Weg dazu gefunden hast. Und wenn ich ferner an so Manche denke, die im Besitze ihres Glaubens froh sind, und sich dafür auf ihr inneres Gefühl berufen: wäre nicht auch Manchen von ihnen zu wünschen, daß sie sich der Gründe ihres Glaubens lebendiger und allseitiger bewußt wären? würde dann nicht mehr Klarheit, Freiheit und Unbefangenheit auch ihrem religiösen Leben sich mittheilen? Es ist ja ohnehin nicht blos

Sache des Theologen, sondern jedes denkenden Christen, sich von dem, was der Grund seines Glaubens, seiner Hoffnung, seines Heils in Zeit und Ewigkeit seyn soll, Rechenschaft zu geben, und es ist schon die Forderung eines Apostels, bereit zu seyn zur Verantwortung gegen Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist (1 Petr. 3, 15.). Namentlich ist es die dringende Forderung der gegenwärtigen Zeit, in welcher die Intelligenz so große Fortschritte gemacht hat, daß sich das, was das Herz glaubt, auch vor ihrem Richterstuhle rechtfertige, daß Religion und Wissenschaft, Denken und Glauben immer inniger mit einander versöhnt werden. Und Christus müßte nicht die Wahrheit seyn, wenn seine Lehre nicht auch dieser Forderung, versteht sich in gewissen Gränzen, genügen könnte.

Also in dem Sinne wünschte ich, daß Du meinen obigen Ausdruck: Beweisgründe nähmest, nicht als zwingende, die Denkkraft absolut nöthigende Gründe, sondern als Betrachtungen und Thatsachen, welche den aus der belebenden Kraft des Christenthums selbst entstehenden oder entstandenen Glauben an seine Göttlichkeit rechtfertigen und befestigen, oder den noch nicht entstandenen vorbereiten und anbahnen sollen; und ich vertraue, wenn ich so glücklich seyn sollte, Dich zu überzeugen, nicht sowohl meinen Wahrheitsbeweisen, als Deinem Wahrheitssinne. Doch genug für dießmal. Ich sehne mich recht bald von Dir zu erfahren, ob ich recht in den Zustand Deines Herzens geblickt, und ob Du gerne mit dem Freunde über dieses höchste Interesse des Geistes in brieflichem Verkehre Dich künftig unterhalten wollest. Lebe wohl.

Zweiter Brief.

Habe Dank für die zwar kurze, aber freundschaftliche und herzliche Zuschrift, die in diesen Tagen erst aus der Ferne mir zugekommen. Wie freute es mich, daraus zu ersehen, daß Du mein Anerbieten freundlich angenommen, und wie viel Dir daran liege, aus dem Zustande des Zweifels und der Unsicherheit einmal heraus zu kommen, und dasjenige, was Du bisher nur so von Aussen und gleichsam im Vorbeigehen angesehen, auch einmal nach seiner inneren Natur und Beschaffenheit auf eine gründliche Weise zu beschauen.

Du forderst mich deßhalb auf, ich möchte Dich sogleich in die Mitte des Tempels des Christenthums hineinführen, um Dich durch eigene Anschauung von seiner Herrlichkeit überzeugen zu können; ich möchte Dir den Geist des Christenthums, das Unterscheidende und Eigenthümliche seines Wesens, den Hauptinhalt seiner religiösen Belehrungen in einem kurzen, gedrängten Ueberblicke darstellen. Und was könnte mir angenehmer seyn, als diesen Deinen Wunsch bald möglichst zu erfüllen? Was wäre für mich selbst genußreicher, als ein Bild dessen zu versuchen, was für die edelsten Geister ein unerschöpflicher Stoff des Nachdenkens und der Anwendung ist und seyn wird? Aber, lieber Freund, wo nehme ich die Farben zu dem Bilde her? Wo ist das Original, das ich nachzuzeichnen versuchen soll? Welches sind die Pfeiler und Grundsäulen, worauf jener Tempel ruht? Du wirst mich verstehen, was ich damit meine.

Es ist in unsern Tagen viel von Christenthum die Rede, und doch erscheint es oft in höchst sonderbaren, sich selbst so wenig ähnlichen und übereinstimmenden, willkührlich aufgeputzten Gestalten. Du kennst die geistreiche Schrift von Chateaubriand über den Geist des Christenthums. Und doch, was ist dieser „Geist" anders, als ein rhetorisch-poetisch idealisirter Katholicismus? Wie Mancher prägt sich nach Maßgabe seiner Einsicht oder Neigung ein willkührliches Christenthum aus, und gibt es für echte Münze aus.

Man fühlt sich daher billig zu der Frage veranlaßt: woher habt ihr denn dieses sogenannte Christenthum? Welches ist die Quelle, woraus ihr es geschöpft habt? Und die einen sagen: ihre Quelle sey die Kirche, der sie eben angehören; was hier seit uralten Zeiten einstimmig gelehrt werde oder was durch ihre Organe als Glaubenslehre ausgesprochen worden, das sey für sie christliche Wahrheit. Die andern berufen sich auf ihr innerliches Gefühl und Bewußtseyn als Prüfstein des Echtchristlichen, oder auf die Principien und Lehrsätze ihrer Philosophie. Wieder andere rühmen sich unmittelbarer, innerlicher Erleuchtung und Berührung durch den heiligen Geist als des echten, untrüglichen Lichtes der Wahrheit. Noch andere berufen sich auf die heilige Schrift als die einzige Quelle und Richterin in Glaubenssachen. Auf welcher Seite ist also die reine und lautere Quelle des Christenthums zu suchen? Nach welchem Maßstabe soll gemessen werden, was christlich ist?

Sofern das Christenthum ein historisches Factum ist, einmal in die Welt eingetreten, und von einem bestimmten Anfangspunkte ausgegangen, so springt in die Augen, daß seine wahre Gestalt und charakteristische Eigenthümlichkeit in solchen Denkmälern am ehesten anzutreffen seyn werde, welche seinen Ursprung, sein Urleben, wie es in

der Person seines Stifters und seiner ersten Bekenner sich abspiegelte, und die Keime der christlichen Gemeinschaft entwickelte, darlegen. Und dieß sind die Schriften des neuen Testaments. Aus ihnen muß also wohl die Idee der christlichen Religion vor Allem geschöpft werden *). Nun ist freilich nicht zu übersehen, daß das Christenthum da gewesen ist, ehe der Codex seiner heiligen Schriften existirte, nämlich im lebendigen Bewußtseyn und der Lebenserfahrung der Apostel und ihrer Schüler, und daß es nicht in seiner ursprünglichen Einfachheit als eine starre unlebendige Form verharrt, sondern auch in der immer mehr sich erweiternden christlichen Gemeinschaft den Reichthum seiner Bildungskraft entfaltet hat. Insofern könnte man sagen, daß auch das, was die Kirche in ihrer Fortbildung von religiöser Wahrheit entwickelt, und als gemeinsamen Glauben ausgesprochen hat, Christenthum sey. Wenn nur nicht an dieser Fortbildung auch menschliche Irrthümer und Unvollkommenheiten so großen An-

---

*) Was das alte Testament betrifft, so macht es zwar in dem Gebrauche der christlichen Kirche Eine Sammlung mit dem Neuen aus. Auch wird durch das Neue das Alte theils in seiner Gültigkeit bestätigt und zum Gebrauche empfohlen (Matth. 5, 17. Luc. 16, 17. 2 Tim. 3, 14—16. 2 Petr. 1, 19.) theils nach einzelnen Bestandtheilen auf göttlichen Ursprung zurückgeführt (Matth. 15, 4—6. Apg. 3, 18. 21. Hebr. 1, 1. 3, 7. 1 Petr. 1, 10 12.).

Da es jedoch zugleich vom Neuen für etwas Unvollkommenes, Veraltetes und Aufgehobenes, für eine bloße Vorstufe, über die wir als Christen hinaus sind, erklärt wird (2 Cor. 3, 6—11. Gal. 3, 23 fg. 4, 3. 9. Hebr. 8, 6 fg.); da das N. T. erst der rechte Schlüssel für das alte ist, und nur dasjenige, was mit den neutestamentlichen Offenbarungen übereinstimmt, für den Christen Inhalt des Glaubens seyn kann: so kann das A. T. nur eine untergeordnete Erkenntnißquelle seyn, die hauptsächlich die vorbereitenden Zeugnisse des göttlichen Willens, der die Erlösung anbahnte, enthält.

theil gehabt, wenn nur die Leiter und Organe der Kirche auch immer vom Geiste der Wahrheit beseelt gewesen wären, wenn nur nicht die zufällige Stimmenmehrheit, von welcher bei den Synoden die Bestimmung des Glaubensinhalts abhieng, ein gar zu unsicheres Criterium der Wahrheit wäre! Die Aussprüche der Kirche sind eben nur Zeugnisse, was jedesmal zu verschiedenen Zeiten von der Mehrheit der Christen für den Glaubensinhalt angesehen und erklärt worden, aber nicht ein Beweis, daß dieß der echte Inhalt des Christenthums sey. Um dieß zu ermitteln, muß immer wieder auf den festen, objectiven Haltpunkt in der Schrift zurückgegangen werden.

Man sagt ferner: der christliche Glaube könnte nicht die Innigkeit, Tiefe und unwandelbare Festigkeit, die sein Wesen ausmacht, haben, wenn er auf ein äusseres Wort oder Zeugniß sich gründen müßte. Er ruhe in der Tiefe und Fülle des Bewußtseyns, das von keinerlei äusserer Autorität abhängig sey. Aber woran kann man abmessen, ob der Inhalt dieses Glaubens auch ein echt christlicher sey, wenn nicht an der Norm der heiligen Schrift? Obwohl er, was nicht geläugnet werden darf, in dem unmittelbaren Bewußtseyn seinen Sitz hat, so wird er doch theils erzeugt, theils berichtigt durch diejenigen Urkunden, in welchen das Urleben des Christenthums enthalten ist. Auch ist der heilige Geist zwar die auch jetzt noch in der Kirche wirksame und erleuchtende Kraft. Aber gleichwie der Stifter des Christenthums schon bei der Verheißung desselben an seine Apostel die Bemerkung gemacht hat: „von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen" (Joh. 16, 14) — so kann jede vorgebliche Erleuchtung durch den heiligen Geist nur dann ihrem Inhalte nach wahr seyn, wenn sie mit dem „Seinen", wie es in den schriftlichen Urkunden enthalten ist, übereinstimmt.

Nun darf freilich auf der anderen Seite der Umfang

dessen, was christlich ist, nicht so beschränkt werden, daß nur dasjenige, was wörtlich in der Schrift enthalten ist, diesen Namen verdiente. Vielmehr hat dafür auch solches zu gelten, was aus den darin enthaltenen Keimen weiter entwickelt, aus christlichen Principien als nothwendige Consequenz folgerecht abgeleitet, aus populären Aussprüchen wissenschaftlich begriffen worden ist. Allein um auch hier vor Irrthümern und Täuschungen gesichert zu seyn, müssen solche Resultate wieder der Norm der Schrift unterworfen werden. Ohne diesen Haltpunkt gibt es nimmermehr eine sichere Verständigung über das, was Christenthum heißt. Dieß zum klaren Bewußtseyn und Princip erhoben zu haben, ist das große Verdienst des Protestantismus, der auch die kirchlichen Bekenntnißschriften nur darum, weil er in ihnen den wesentlichen Inhalt der Schrift ausgedrückt findet, anerkennt, und sie stets der Schrift unterordnet *).

So könnten wir denn, nachdem wir festen Boden gewonnen, einen Schritt weiter gehen, und das Gebäude des christlichen Glaubens und Lebens darauf zu bauen versuchen. Aber ist denn dieser Boden wirklich so fest! beginnt

---

*) Dieses Princip drückt Luther in seiner naiven, kräftigen Weise also aus: „Ich setze wider aller Väter Sprüche, wider aller Engel, Menschen, Teufel Kunst und Wort die Schrift und das Evangelium. Hie stehe ich, hie trotze ich, hie stolzire ich und sage: Gottes Wort ist mir über Alles, göttliche Majestät steht bei mir. — Diese Kaiserin soll herrschen und regieren, und alle andern, sie heißen, wie sie auch wollen, ihr unterthan und gehorsam seyn. — Wiewohl der heilige Geist Jedermann selbst lehret im Herzen, daß er weiß, was recht ist; so muß man dennoch die Schrift gebrauchen, damit zu beweisen, daß es also sey, wie wir im Herzen glauben. So urtheilet sie denn und scheidet, was recht und unrecht geglaubet sey. (S. W. Walch. A. XIX. 836. VIII. 1661.)

er nicht schon wieder unter unsern Füßen zu wanken? Wie muß denn die Schrift beschaffen seyn, was muß sie enthalten, wenn aus ihr ein zuverläßiges Bild des Christenthums entnommen werden soll? Doch wohl authentische Urkunden über das Leben und die Lehre Jesu Christi, so wie über die erste Gestalt der Lehre und des Lebens in der apostolischen Kirche. Diese Urkunden müssen von glaubwürdigen Zeugen des Lebens Jesu und seiner Schüler herrühren, und eine solche Vollständigkeit haben, daß man daraus eine klare Erkenntniß der wichtigsten Momente und Principien des urchristlichen Lebens gewinnen kann. Entspricht nun die neutestamentliche Sammlung dieser Forderung? Sind es auch unmittelbare Zeugen, deren Schriften wir haben? Sind die Schriften auch authentische Documente, d. h. rühren sie auch wirklich von den Verfassern her, deren Namen sie tragen?

Es kann Dir bei Deiner Bekanntschaft mit den klassischen Schriften des Alterthums nicht unbekannt seyn, wie die sogenannte historische Kritik gar manche Werke, die unter berühmten Namen in Umlauf waren, entweder hinsichtlich ihrer Echtheit bezweifelt, oder gar als unecht erwiesen hat. So hat sich auch schon frühe in der christlichen Kirche hinsichtlich der Schriften aus der apostolischen Zeit ein kritisches Verfahren gezeigt, und namentlich Luther äusserte neben der tiefsten Glaubensinnigkeit, womit er das wirkliche Wort Gottes festhielt, kühne Zweifel und Bedenklichkeiten in Absicht auf die Verfasser einzelner Schriften, z. B. des Briefs Jakobi und der Offenbarung Johannis. Besonders aber hat sich diese Wissenschaft der Kritik in der neuesten Zeit zu einer Schärfe, Unbefangenheit, Freiheit von der Autorität des Herkömmlichen, und zum Theil Kühnheit erhoben, daß fast nichts mehr festzustehen schien, und ängstlichen Gemüthern oft bange wurde, ob nicht der ganze historische Grund ihres Glaubens ihnen erschüttert

würde*). Es fragt sich daher: Läßt sich genügend beweisen, daß die neutestamentlichen Schriften von den Aposteln Jesu selbst und ihren Gehülfen verfaßt worden sind, oder daß sie wenigstens aus der apostolischen Zeit herrühren? Dieß wäre nur auf einem zweifachen Wege zu erweisen möglich, entweder durch äussere, geschichtliche Zeugnisse, oder durch innere Gründe, die sich auf die innere Beschaffenheit der Schriften nach Inhalt und Form im Verhältnisse zu ihrer Zeit beziehen. Und hier kann ich Dir vorläufig die beruhigende Antwort geben, daß nach dieser gedoppelten Rücksicht die neutestamentlichen Schriften einer weit zuverläßigeren und gegründeteren Bürgschaft ihrer Echtheit sich erfreuen, als irgend welche andere Schriften des Alterthums, und daß dieselbe, was die Hauptsachen betrifft, zu einer jeden Zweifel überwiegenden Gewißheit erhoben werden kann.

Was nun vorerst die äusseren Zeugnisse betrifft, so schiene es freilich am unpartheiischsten, wenn wir eine hinreichende Menge Zeugen für die Echtheit der neutestamentlichen Schriften unter jüdischen und heidnischen Schriftstellern hätten, da hiedurch jeder Verdacht einer Erdichtung derselben durch Christen späterer Zeit hinwegfiele. Dieß hat uns aber die Vorsehung nicht vergönnt, vielleicht damit der christliche Glaube nicht sowohl auf äusserliche fremde Stützen, als auf sich selbst und seine innerliche Gotteskraft sich stützen möchte. Ein einziger jüdischer Schriftsteller aus dem apostolischen Zeitalter (Josephus) erwähnt blos den Namen und den hohen Ruf Jesu, und zwar an einer noch durch allerhand spätere Zu-

---

*) Zur Beruhigung solcher Gemüther hat in der jüngsten Zeit Herr Professor Olshausen eine sehr verdienstliche Schrift geschrieben: „Nachweis der Echtheit sämmtlicher Schriften des Neuen Testaments für gebildete Leser aller Stände. Hamburg 1832."

sätze verdächtigen Stelle. Von den heidnischen Schriftstellern aber, die der Christen gedenken, ist keiner Jesu oder den Aposteln gleichzeitig; erst im zweiten Jahrhundert wird auf dieselben Rücksicht genommen.

Man müßte dieses Stillschweigen auffallend finden, wenn es sich nicht aus der Natur der Sache leicht erklären liesse. Jerusalem war von gebildeten Römern oder Griechen wenig besucht, die Juden verachtet. Daher berichten gleichzeitige Schriftsteller nichts von den Thaten Jesu. Auch wurden die Christen bis zu Trajans Zeiten blos für eine jüdische Secte gehalten, daher man von ihnen nicht viel Notiz nahm. Sie selbst zählten unter sich wenig Vornehme und Gelehrte (vergl. 1 Cor. 1, 26.) und zogen sich gerne von der Welt zurück, verschwanden auch wohl im Getümmel großer Städte. Zwar wurden die Christen von Trajans Zeiten an von den Juden unterschieden, aber auch dann fiel ihre Besonderheit noch nicht so auf, da die Juden ebenfalls schon längst ohne Tempel und Bilder Gottesdienst gehalten hatten, und eben damals eine bunte Menge ausländischer, besonders orientalischer Gottesdienste in Rom Eingang gefunden hatte. Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, wie ein Plinius, Tacitus, Sueton nennen das Christenthum blos einen tollen, verderblichen Aberglauben. Wenige sahen so weit wie ein epikurischer Philosoph um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, Celsus, der sich's zur Aufgabe machte, die vermeintliche staatsgefährliche Tendenz desselben nachzuweisen, indem er sich dabei auf die eigenen Schriften des Christenthums beruft, und die Evangelisten selbst durch einzelne Merkmale kenntlich macht — die erste heidnische Gewähr für das Daseyn christlicher Schriften. Nach ihm finden wir im 3ten Jahrhundert einen neuplatonischen Philosophen Porphyrius, der ebenfalls

Kenntniß der Evangelien und einiger andern neutestamentlichen Schriften verräth.

Wir sind daher bei dem Mangel oder der Unvollständigkeit der ausserchristlichen Zeugnisse auf die christlichen selbst verwiesen, und dürfen hier um so mehr Aufschluß zu finden hoffen, als ja die ersten Christen selbst am besten von dem Ursprunge ihrer Religionsurkunden unterrichtet seyn mußten. Wir finden hier auch wirklich eine solche Vollständigkeit der Zeugnisse, als nur immer in dergleichen Dingen erwartet werden darf, indem man mit bewunderungswürdigem Fleiße und Gründlichkeit die Werke der ältesten kirchlichen Schriftsteller durchgearbeitet hat, um die darin vorkommenden, aus dem neuen Testament entlehnten Stellen zu sammeln.

Was die neutestamentliche Sammlung als Ganzes betrifft, so entstand sie zwar in der Vollständigkeit, wie wir sie jetzt haben, erst im vierten Jahrhundert. Aber es sprechen viele Data dafür, daß die einzelnen Schriften schon zu Ende des ersten Jahrhunderts in allen Gebieten der christlichen Kirche sich verbreitet hatten, und auch über die Echtheit derselben hatte man sich schon frühe (im Laufe des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts) allgemein verständigt, obgleich wir aus der allerältesten Kirche wenig schriftliche Zeugnisse besitzen, weil nämlich in der frühesten Zeit noch wenig schriftstellerische Thätigkeit unter den Christen stattfand. Die Verkündigung des Evangeliums selbst (d. h. der frohen Botschaft, daß den alten Verheißungen zufolge das Reich Gottes da, der Tag der Erlösung gekommen sey, sammt den wichtigsten Momenten des Lebens und der Lehre Jesu) war anfangs eine mündliche, und blieb noch bis zum Anfang des zweiten Jahrhunderts, selbst nach Abfassung der schriftlichen Urkunden, eine mündliche. Erst geraume Zeit nach dem Tode Jesu entstand das Bedürfniß, entwe-

der zum Behuf des Unterrichts der Täuflinge, oder als Leitfaden für die evangelische Thätigkeit der Gehilfen der Apostel, welche nicht die Thaten und Lehren Jesu mit angesehen und gehört hatten, einen kurzen Umriß der Geschichte Jesu schriftlich zu verfertigen, so daß, wie wir aus dem Vorwort des Lucas sehen, mancherlei solche schriftliche Berichte entstanden. Mit dem Fortgange der Zeit mußten aber eben deßwegen diejenigen Männer, die den persönlichen Umgang Jesu genossen hatten, und ihre Gehilfen um so mehr darauf bedacht seyn, schriftliche Urkunden aufzusetzen, als die blos mündliche Erzählung nicht hingereicht hätte, etwaigen Irrthümern und Entstellungen der Geschichte in der Folgezeit zu wehren, und zum Theil bereits schon unzuverläßige Erzählungen im Umlauf seyn mochten. Gleich in den nächsten Jahrhunderten kamen eine Menge solcher unechten (apokryphischen) Evangelien auf, deren man ungefähr 40 zählte, wovon aber nur noch wenige übrig sind, und die entweder ohne böse Absicht Reden und Thaten Jesu entstellten und verfälschten, insbesondere durch wunderbare Züge ausschmückten, oder gewissen Lehrmeinungen des Juden- und Heidenthums oder der spätern christlichen Kirche durch die Art, wie sie die Geschichte Jesu erzählten, Eingang verschaffen wollten.

Als dieß geschah, als mancherlei Sekten aufkamen, die entweder allerlei falsche Schriften unter prophetischen und apostolischen Namen aufbrachten, oder auf die mündliche Ueberlieferung sich beriefen, wurde es immer nöthiger, auf eine feste Norm des Glaubens, auf die heilige Schrift zurück zu kommen, und die wahren christlichen Schriften von den falschen desto schärfer zu sondern. Daraus entstand die Unterscheidung solcher Schriften, welche allgemein als echt in der Kirche anerkannt wurden, und solcher, deren Echtheit von Einigen bestritten wurde.

Und als Resultat dieser fortgesetzten Untersuchungen giebt ein höchst gelehrter und besonnener Kirchenschriftsteller des vierten Jahrhunderts (Eusebius) an: daß die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, dreizehn Briefe Pauli, der erste Brief des Johannes und der erste des Petrus allgemein für echte Schriften der Schüler Jesu, denen sie zugeschrieben werden, angenommen seyen. Aber nun entgegnet man: wer bürgt uns denn dafür, daß die ältere Kirche in ihren Urtheilen sich nicht getäuscht hat? Dieß ist freilich im Allgemeinen möglich. Aber wenn sie auch blos von einem gewissen unbewußten Gefühle sich leiten ließ: spricht nicht schon die Bemerkung, daß sie so viele Schriften als unecht und unapostolisch ausschloß, dafür, daß sie einen sichern Takt, ein reines Gefühl des apostolischen Geistes gehabt haben müsse, und daß sie, wenn sie denselben in einer Schrift nicht inne ward, auch ihrer Echtheit für zweifelhaft oder dieselbe für erdichtet erklärte? Sprechen nicht die sorgfältigen und gelehrten Untersuchungen der Kirchenschriftsteller für die Gewissenhaftigkeit und Umsicht, womit man in diesem Punkte zu Werke gieng? Es war ja aber nicht blos das religiöse Gefühl, sondern historische Ueberlieferungen, durch welche die Kirche in ihrem Urtheile sich bestimmen ließ, Zeugnisse der früher lebenden, nahe an das apostolische Zeitalter gränzenden Kirchenlehrer. Ja wir brauchen nicht einmal der Autorität der Kirche zu glauben, sondern wir besitzen selbst noch zum Theil die Urkunden aus den christlichen Jahrhunderten, durch deren Hilfe wir uns von der Wahrheit des Urtheils der Kirche überzeugen können. Wir besitzen noch Zeugnisse von Männern, die mit Aposteln oder wenigstens mit Apostelschülern Umgang gehabt hatten, und die Echtheit der neutestamentlichen Schriften beurkunden.

Was namentlich die historische Grundlage des ganzen Christenthums, die vier Evangelien betrifft, so sind sie nicht blos von den besonnensten Kritikern des vierten Jahrhunderts (Eusebius), des dritten (Origenes), sondern sogar schon im zweiten Jahrhundert allgemein als echte Schriften derjenigen Verfasser, deren Namen sie tragen, anerkannt. Wir haben dafür Zeugnisse aus den verschiedensten Ländern und Gegenden der christlichen Kirche, von einem Irenäus (zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts), der in Klein-Asien geboren und gebildet, in Lyon Bischof gewesen, in Rom sich aufgehalten und gewirkt hat, und ganz dazu geeignet war, gründliche Nachrichten über den Gebrauch der Evangelien in den verschiedensten Gegenden der christlichen Welt einzuziehen; von einem Tertullian (gegen Ende des zweiten Jahrhunderts) zu Carthago; von einem Theophilus (zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts) Bischof zu Antiochien in Syrien; von einem Justinus Martyr (erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts), der in Palästina geboren, die Gemeinden zu Rom, Alexandrien und Ephesus besucht hat; selbst von einem heidnischen Philosophen zu Rom, Celsus (zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts), dessen oben schon gedacht worden.

Alle diese setzen den allgemeinen Gebrauch der vier Evangelien in der christlichen Kirche voraus, und führen sie zum Theil ausdrücklich als Werke der angeblichen Verfasser an. Diese allgemeine Verbreitung der vier Evangelien in allen Theilen der christlichen Welt, während sie doch jedes an einem andern Orte, ohne Zweifel in den Hauptstädten Jerusalem, Ephesus, Rom oder auch Alexandrien abgefaßt worden, läßt sich nicht erklären, wenn nicht ihre apostolische Autorität allgemein angenommen gewesen wäre. An denjenigen Orten wenigstens, wo man in unmittelbarer Beziehung zu deren angeblichen Verfassern

gestanden hatte, wäre ihre Verbreitung ohne Voraussetzung ihrer Echtheit nicht möglich gewesen. Es müßte sich doch von Seiten der vielen Schüler und Zuhörer der Verfasser der Evangelien, welche um die Zeit der allgemeinen Verbreitung derselben noch am Leben seyn mußten, ein Widerspruch erhoben haben, wenn ihnen irgend etwas mit der behaupteten apostolischen Abfassung Streitendes bekannt geworden wäre. Aber es findet sich auch nicht eine Spur von Bekämpfung ihrer Echtheit. Wäre irgend ein Scheingrund dazu vorhanden gewesen, so hätten gewiß die von der katholischen Kirche abweichenden häretischen (ketzerischen) Lehrer oder Sekten denselben ergriffen, um die Autorität der Evangelien in Anspruch zu nehmen. Aber dieß thaten sie nicht. Alle Sekten glaubten sich an eines oder das andere der vier Evangelien anschliessen zu müssen, und wenn sie auch das verbindliche Ansehen der übrigen nicht anerkannten, so bestritten sie doch nicht ihre Echtheit. Männer von den verschiedensten religiösen Richtungen, Orthodoxe und Häretiker, idealistisch und realistisch gesinnte Lehrer stimmten in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in der Anerkennung der vier Evangelien als echter Schriften überein. Bedenkt man aber, welcher Kampf und Widerspruch zwischen den Orthodoxen und Häretikern Statt fand, und wie die letzteren von den ersteren kein Buch, das sie nicht aus andern Gründen für echt hielten, angenommen haben würden, und daß dieser Gegensatz schon im zweiten Jahrhundert Statt fand: so folgt nothwendig, daß die fraglichen Schriften schon viel früher allgemein als Schriften der angeblichen Verfasser anerkannt worden seyn müssen. Und da wir schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die vier Evangelien nicht isolirt, sondern als Sammlung vorfinden, so müssen sie einzeln schon viel früher entstanden und auf das Zeugniß namhafter Gemeinden hin als echt anerkannt

worden seyn, was der lebhafte Verkehr und das brüderliche Band, wodurch die ersten Christen unter einander verknüpft waren, erwarten läßt.

Freilich finden wir in der älteren Kirche auch apokryphische (d. h. unechte) Evangelien im Gebrauch. Aber erstens ist es schwer, schon im zweiten Jahrhundert eine sichere Spur vom Gebrauche apokryphischer Evangelien in der katholischen Kirche beizubringen. Jedenfalls waren sie nicht vor oder statt der vier Evangelien im Gebrauch, sondern nur neben denselben. Auch wagte keine Sekte, die sich mit apokryphischen behalf, die Echtheit der vier kanonischen zu bestreiten. Diese hatten sich allein eines ganz ausgedehnten, allgemeinen Gebrauchs zu erfreuen, und dieses konnte doch nicht blos willkührlich, ohne bestimmte historische Gründe geschehen seyn. Bedenkt man namentlich, wie die apokryphischen Evangelien später, als das kritische Bewußtseyn in der Kirche mehr erwacht war, obgleich sie einem damals unter Vielen herrschenden Geschmacke zusagten, dennoch verworfen, und nur unsre vier Evangelien allgemein als echt anerkannt wurden, so kann nur das Gewicht des historischen Ansehens, auf welchem unsere Evangelien ruhten, der Grund davon gewesen seyn.

Zwar werden die Zeugnisse, je näher gegen die apostolische Zeit hin, desto mangelhafter und unvollkommener, obwohl es nicht an einzelnen Andeutungen fehlt. Aber dieß kann nicht auffallend seyn, wenn man bedenkt, daß eben damals der theologische Gebrauch dieser Schriften erst anfieng, während noch bis ins zweite Jahrhundert herein die mündliche Lehre vorherrschend war, daß unter den ersten Christen, die meist aus niederem Stande waren (1 Cor. 1, 26 ff.), wenig schriftstellerische Thätigkeit Statt fand, und überhaupt mehr gehandelt, als geschrieben wurde, und daß endlich von den allerfrühesten, an die apostolische Zeit reichenden kirchlichen Schriftstellern nur einzelne

Blätter oder Zeilen uns zugekommen sind. Wer daher sich berechtigt glaubt, an der Ursprünglichkeit dieser Schriften zu zweifeln, bevor nicht ein ausdrückliches Zeugniß von unmittelbaren Schülern der Apostel beigebracht werde, daß sie, und kein anderer, die Verfasser der angeblichen Evangelien seyen, der fordert offenbar, in Betracht der damaligen Verhältnisse, zu viel.

Indeß fehlt es auch nicht ganz wenigstens an Hindeutungen dieser Art. Daß nämlich Matthäus, der Apostel, ein Evangelium in hebräischer (oder aramäischer) Sprache geschrieben, bezeugt ausser allen folgenden Kirchenlehrern bis ins fünfte Jahrhundert schon ein Zuhörer des Johannes gegen Ende des ersten Jahrhunderts (Papias). Wenn wir nun gleich nur noch die griechische Uebersetzung von diesem Evangelium haben, und ungewiß ist, wen sie zum Verfasser habe, ob den Apostel selbst, oder einen andern: so muß doch auch diese griechische Ausgabe im Wesentlichen den Inhalt des hebräischen Originals in sich begreifen, sonst wäre sie nicht so allgemein und einstimmig als Werk des Apostels anerkannt worden. Für das Evangelium Johannis schiene freilich die sicherste Bürgschaft die zu seyn, wenn wir von seinem unmittelbaren Schüler, Polycarp, Bischof zu Smyrna (erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts) ein Zeugniß von der Abfassung desselben durch Johannes hätten. Aber wir haben dieß wenigstens von Irenäus (zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts), der den Polycarp in seiner Jugend oft gesehen, und sich noch erinnerte, wie derselbe aus seinem Umgange mit dem Apostel Johannes und andern Jüngern des Herrn von den Wundern und Lehren Jesu erzählte. Nun redet er aber von dem Evangelium Johannis, dessen geistige Richtung mit seiner subjectiven Denkart nichts weniger als übereinstimmte, wie von einer entschieden Johanneischen Schrift. Hätte er dieß wohl gekonnt, wenn

wenn irgend eine Erinnerung an Polycarp dagegen, wenn nicht eine uralte, allgemeine Tradition dafür gesprochen hätte? Ja einzelne Zeugnisse für dieses Evangelium reichen bis nahe an die letzten Lebensjahre des Apostels, der bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts lebte. Es wäre daher wirklich unbegreiflich, wenn diese Schrift, die so bedeutend in das kirchliche Leben eingriff, in den ersten Jahrhunderten bis nahe an ihren Ursprung hin so allgemein als echt angenommen worden wäre ohne bestimmten Grund, ohne sicheres historisches Bewußtseyn von ihrer Entstehung. Es wäre unbegreiflich, wie sie schon im Anfang des ersten Jahrhunderts, wo noch Hunderte von Johanni's Zuhörern leben mußten, ohne irgend einen Widerspruch hätte allgemeinen Eingang finden können, wenn sie nicht ein Werk des Johannes wäre. Ihm als dem letzten und ältesten Zeugen des Herrn, der in einem weiten Umkreise Kleinasiens wirkte, und auf den aller Augen gerichtet waren in einer der blühendsten Gemeinden der alten Kirche (zu Ephesus) — ihm hätte am wenigsten eine solche Schrift untergeschoben werden können.

Ebenso einstimmig werden die Evangelien der Apostel-Gehülfen, des Marcus und Lucas, von der ältesten Kirche als Schriften eben dieser Männer bezeugt. Für den Marcus wenigstens giebt es schon ein Zeugniß aus dem Ende des ersten Jahrhunderts (von einem Schüler des Herrn, Johannes Presbyter). Lucas aber, abgesehen von den kirchenhistorischen Nachrichten, bezeugt sich selbst im Eingange der Apostelgeschichte, deren Echtheit noch nie angefochten worden, als Verfasser des Evangeliums, das seinen Namen trägt. Und dieß giebt uns selbst einen Wink zur näheren Bestimmung der Zeit seiner Abfassung. Da er nämlich die Apostelgeschichte nur bis zum zweiten Jahre der Gefangenschaft des Apostels Paulus fortführt, ohne des Ausgangs seines Prozesses zu gedenken, so ist

höchst wahrscheinlich, daß er dieselbe eben um jene Zeit (ungefähr 64 nach Christus) verfaßt habe, das Evangelium dagegen etwas früher.

Diesen beiden Evangelisten geht nun freilich der Vorzug der zwei andern ab, unmittelbare Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Jesu zu seyn. Dieser Mangel wird aber ersetzt theils durch ihre Uebereinstimmung mit dem Wesentlichen der apostolischen Evangelien, theils durch die im Allgemeinen übereinstimmende, und ohne Grund bestrittene historische Ueberlieferung des zweiten und dritten Jahrhunderts, daß Marcus unter Einfluß des Petrus, Lucas unter Einfluß des (mit den unmittelbaren Jüngern des Herrn in vielfacher, enger Verbindung stehenden) Paulus sein Evangelium geschrieben habe, so daß also auch ihren Berichten ursprüngliche apostolische Ueberlieferung zu Grunde liegt.

Ist in den Evangelien gleichsam die Wurzel, woraus der Stamm der christlichen Kirche erwachsen ist, niedergelegt, so zeigt sich uns die Blüthe desselben in den apostolischen Briefen, welche den auf den Grund der Geschichte und Lehre Jesu gebauten apostolischen Lehrbegriff enthalten. Von diesen sind jedenfalls die dreizehn Paulinischen Briefe, der erste Brief Johannis und der erste Brief Petri durch die einstimmige kirchliche Ueberlieferung als echt anerkannt. Wenn auch die Kritik in der neuesten Zeit aus inneren Gründen einzelne Paulinische Briefe (wie den Brief an die Epheser, die beiden an Timotheum und den an Titum) verdächtigt hat, was jedoch durchaus keine allgemeine oder auch nur häufige Anerkennung unter den Gelehrten gefunden: so stellt uns doch die überwiegende Zahl der andern, über jede Anfechtung erhabenen Briefe ein echtes und getreues Bild der apostolischen Lehrart dar. Die Entstehung der Paulinischen Briefe und die Zeit ihrer Abfassung können

wir größtentheils an dem Faden der Apostelgeschichte verfolgen, so daß beide einander gegenseitig beleuchten. Auch werden durch diese Briefe wichtige in den Evangelien erzählte Facta aus dem Leben Jesu (vergl. 1. Cor. 15, 4—8.) bestätigt und sicher gestellt.

So haben denn die Hauptschriften des neuen Testaments eine so vollständige Reihe von, zum Theil nahe an die Zeit ihrer Abfassung reichenden, historischen Zeugnissen für sich, wie nicht leicht eine Schrift aus dem klassischen Alterthum, an deren Echtheit doch Niemand zweifelt.

Das Gewicht dieser äusseren Gründe wird aber noch bedeutend verstärkt durch die inneren Gründe der Echtheit, welche in dem Inhalte und der Form dieser Schriften selbst liegen. Sie stimmen nämlich aufs genaueste mit dem religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Zustande der damaligen Welt überein, wie wir ihn aus gleichzeitigen heidnischen und jüdischen Schriftstellern kennen. Die Juden erscheinen ganz als das eifrige und gottesfürchtige, zugleich aber auch leichtbewegliche, zur Eigenmächtigkeit entschlossene, zur Empörung geneigte Volk, wie wir es bei andern Schriftstellern geschildert finden; die Pharisäer und Sadduzäer, die Samaritaner, die Herodesse, ein Pilatus — sind gerade so geschildert, wie der obengenannte jüdische Geschichtschreiber Josephus sie beschreibt.

Der freundlich strenge Geist der christlichen Sittenlehre entspricht genau dem Bilde, das heidnische Schriftsteller von den ersten Christen entwerfen, und das sittliche Verderben, wogegen die Apostel ankämpfen, wird in seiner furchtbaren Größe ebenso von Heiden beschrieben. Zugleich aber sind diese Schriften noch frei von Lehrmeinungen und Uebertreibungen in der Moral, wie sie bald nachher in der christlichen Kirche Eingang fanden. Ja der sittlich religiöse Geist dieser Schriften erhebt sich in seiner Lauter-

keit und Vollkommenheit weit über die ebenfalls echten Schriften der sich an die apostolische Zeit anschließenden sogenannten apostolischen Väter aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts, und zeigt sich als ein dem Geiste Jesu weit näherer und verwandterer Geist.

Insbesondere zeigen die geographischen Schilderungen eine ungemeine Sachkenntniß und die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Zustande des Landes gerade in jener Zeit. Bedenkt man nämlich die schauerliche Katastrophe der Zerstörung Jerusalems, wodurch die Hauptstadt und ihre Umgebungen so unkenntlich gemacht wurden, daß man nach der Versicherung eines Augenzeugen (des Josephus) daran zweifeln sollte, ob je Menschen hier gewohnt haben, daß unter Hadrian 50 größere Plätze und 985 Dörfer völlig zerstört wurden, so war es für einen später Lebenden, zumal bei dem damaligen Mangel an geographischen und literarischen Hilfsmitteln, fast unmöglich, sich wieder zurecht zu finden. Die neutestamentlichen Schriftsteller, wenn sie später gelebt hätten, wären unendlich oft der Gefahr, einen Mißgriff zu thun, ausgesetzt gewesen. Selbst berühmte römische Schriftsteller, die sehr gelehrt waren, haben hierin mancherlei Irrthümer begangen. Nun aber zeigt sich gerade in den geographischen Bemerkungen die genaueste Uebereinstimmung mit den damaligen Verhältnissen, soweit wir sie aus andern Schriften kennen, die, je zufälliger sie erscheint, desto merkwürdiger ist.

Nicht weniger trägt die Form der Darstellung das Gepräge der Echtheit. Es ist eine Sprache, wie sie von Juden, die mit der griechischen Sprache sich bekannt gemacht haben, sich erwarten läßt, und durch andere Denkmäler der alten Literatur sich bestätigt, die sogenannte hellenistische, ein durch das Hebräische modifizirtes griechisches Idiom; es sind Beweisgründe gebraucht, wie wir

sie im Geschmacke jener Zeit sonst finden; es ist eine einfache, schmucklose Darstellung, wie sie sich von Leuten gemeinen Standes erwarten läßt, oder wieder mehr Kunst und Uebung im Denken, auch Bekanntschaft mit fremder Literatur verrathend, wie sich dies von Paulus, dem Schüler des gelehrten Gamaliel und dem viel erfahrenen Heidenapostel erwarten läßt. Bei den Evangelisten zeigt sich, wie dieß bei ungelehrten Leuten natürlich ist, ein auffallender Mangel an stilistischer Form, Wiederholungen, verworrene Constructionen u. dgl. Es ist Vieles ohne Erläuterung erzählt, weil diejenigen, welche aus der lebendigen Gegenwart heraus schrieben, glaubten, daß es keiner bedürfe; es findet sich oft eine gewisse Nachlässigkeit in den Orts- und Zeitbestimmungen, weil Alles vor ihren Augen vorgieng, und sie das Bedürfniß der näheren Bestimmung, wie es in der Folgezeit eintrat, noch nicht fühlten. Es ist Vieles so speciell gehalten, so aus dem Leben heraus und für das Leben und seine mannigfaltigen stets wechselnden Verhältnisse geschrieben, manchmal so charakteristische Situationen, und solche Genauigkeit in Nebenumständen, daß ein Späterer dieß unmöglich so hätte leisten können. Namentlich ist die Person Jesu so lebendig und anschaulich geschildert, wie es nur bei unmittelbarem Umgange denkbar ist. Die besten Erzeugnisse der nächst folgenden Zeit verhalten sich dagegen, wie das matte Mondlicht zu dem kräftigen Sonnenlichte. Und wie manche einzelne Züge verrathen die Originalität, wenn z. B. Johannes (1, 35 flg.) in Erinnerung der ersten Bekanntschaft mit Jesu von den kleinen Umständen, wovon dieselbe begleitet war, gleichsam nicht wegkommen kann, oder wenn Lukas in der Apostelgeschichte da, wo er in Gesellschaft Pauli ist, in der ersten Person der Mehrheit, wenn er aber von ihm entfernt ist, in der dritten Person von demselben spricht, oder wenn Paulus den Ti-

motheus ermahnt, um seiner Gesundheit willen auch ein wenig Wein zu trinken (1 Tim. 5, 23.) oder seinen Mantel und Pergamentrolle vermißt (2 Tim. 4, 13.). Wie hätte sich dieß alles erfinden lassen?

Jedoch eben solche innere Merkmale sind es, wodurch vornehmlich die neueste Kritik sich berechtigt glaubt, gewisse Schriften, namentlich das Evangelium Matthäi und Johannis den bisher dafür geltenden Verfassern abzusprechen. Man beruft sich auf den Mangel an Anschaulichkeit, an geordneter Zeitfolge, auf die allgemeinen, unbestimmten Angaben, auf die Abgebrochenheit, auf die Widersprüche in den Erzählungen, um daraus zu beweisen, daß sie keine Augen- und Ohrenzeugen, keine Apostel zu Verfassern haben können. Diese Gründe sind nun freilich oft sehr subjectiv. Der eine Kritiker giebt diesem, der andere jenem Evangelium den Vorzug größerer Anschaulichkeit und historischer Treue. Ist ein Bericht allgemein und unbestimmt gehalten, so heißt es: es sey eine durch die Länge der Zeit und die Sage abgebleichte und ins Allgemeine verflüchtigte Relation. Ist er individuell und anschaulich, so sagt man: es sey eine Ausmalung der individualisirenden Sage — so daß es die Evangelisten dem Kritiker auf keinerlei Weise recht machen können. Auch bedenkt man nicht, einestheils, daß die individuelle Darstellungsweise, selbst bei Augen- und Ohrenzeugen, eine Gabe ist, die nicht jeder besitzt; anderntheils, daß es selbst der Zweck und die Neigung der Referenten mit sich bringen kann, bald mehr nur die Hauptfacta und insbesondere die Reden Jesu als den Kern, die geschichtlichen Begebenheiten aber mehr nur als Anlehnungspunkte für dieselben darzustellen (wie bei Matthäus), bald mehr die äußerliche Wirksamkeit Jesu durch spezielle Züge auszumalen (wie bei Marcus). Auch ist im Allgemeinen ohne Bedenken zuzugeben, daß in der evangelischen Ge-

schichte einzelne einander widersprechende Angaben vorkommen mögen, die wir jetzt entweder wegen der Unvollständigkeit der Erzählung, oder zufälliger Irrthümer der Verfasser nicht mehr aufzulösen und in Harmonie zu bringen vermögen. Aber berechtigt dieß sofort zu dem Schlusse, daß die Evangelien gar nicht Werke der angeblichen Verfasser seyn können?

Was das Gewicht einer solchen Kritik aus innern Gründen betrifft, so hat sich insbesondere in Absicht auf das Evangelium Johannis in der neueren Zeit der scharfsinnigste Gegner desselben (Dr. Bretschneider) durch die für seine Echtheit von den verschiedensten Seiten dargelegten Gründe für völlig überwunden erklärt, so daß dieses Evangelium aus diesen kritischen Kämpfen nur um so siegreicher hervorgegangen ist.

Was das Evangelium Matthäi betrifft, so wird von seinen schärfsten Kritikern wenigstens so viel zugegeben, daß, wenn auch die gegenwärtige Gestalt desselben nicht ganz von dem Apostel herrührt, sondern dasselbe durch mancherlei andere Hände gegangen seyn sollte, doch die ursprüngliche Grundlage, der Kern des Ganzen auf den Matthäus zurückzuführen sey, weil sonst unerklärlich wäre, wie es in der ältesten Kirche so einstimmig als ein Werk des Matthäus hätte gelten können.

Jedoch wer kann den Ergebnissen dieser Kritik Maaß und Ziel setzen? Sie ist eine Wissenschaft, die, wenn sie anders ohne vorgefaßtes Interesse und mit Liebe zur Wahrheit verfährt, ihr Recht zu existiren hat, und deren Stimme gehört werden muß. Sie darf sich auch nicht durch das Interesse für den herkömmlichen Glauben binden lassen, und soll in historischen Dingen, unbekümmert um etwaige Consequenzen, der strengen Wahrheit gemäß prüfen. Wer bürgt aber dafür, daß sie nicht noch mit scharfsinnigeren Gründen, als bisher, auftreten, und die

beiden apostolischen Evangelien ihren angeblichen Verfassern völlig absprechen werde? Wer weiß, was die Untersuchungen über den Ursprung der Evangelien, worüber die Akten noch nicht geschlossen sind, noch für Resultate gewähren werden? Könnte dadurch nicht der ganze historische Grund des Christenthums erschüttert werden? — Ich fürchte nicht. Zwar würden wir ungern die unmittelbaren apostolischen Zeugnisse entbehren: aber müßte denn darum, weil die Apostel nicht Verfasser der Evangelien sind, auch sofort der ganze Inhalt derselben nothwendig zur unsichern Relation, oder gar zur Fabel und Lüge werden? Ließe sich, ohne die Wahrheit der wesentlichsten Momente des Lebens und der Lehre Jesu vorauszusetzen, auch nur die Bildung der christlichen Gemeinde mit dem ihr eigenthümlichen Geiste erklären? Ließe sich die Bekehrung und die Wirksamkeit eines Apostels Paulus, die keinem Zweifel unterliegt, ohne dieselbe deuten?

Sodann besteht ja der Hauptwerth der neutestamentlichen Urkunden nicht blos darin, daß sie gerade von diesen, und keinen anderen Verfassern herrühren, sondern hauptsächlich darin, daß in ihnen der frische, reine, heilige Geist des Urchristenthums weht, der sich jedem unbefangenen Gemüthe zu fühlen gibt, und wovon gerade solche Leser, die mit den theologischen Untersuchungen über die Echtheit dieser Schriften unbekannt sind, sich am kräftigsten angesprochen fühlen. Dieser Geist wird z. B. aus dem Evangelium Johannis stets mit gleicher Frische wehen, und sich als einen urchristlichen beurkunden, mag man auch über seinen Verfasser denken, wie man will.

Dieser eigenthümlich christliche Geist aber, worin die neutestamentlichen Urkunden im wesentlichen einstimmig sind, und welchen wir in keiner nicht-testamentlichen Schrift der damaligen oder früheren Zeit wahrnehmen, setzt noth-

wendig einen voraus, durch welchen derselbe angeregt und entzündet worden — Jesum Christum.

Zieht man sich in dieses Bollwerk zurück, so läuft man nicht Gefahr, seinen Glauben von den wechselnden kritischen Ergebnissen abhängig zu machen, und dann kann man auch den Untersuchungen über die Echtheit der übrigen, schon in der alten Kirche zum Theil widersprochenen Schriften (des Briefs an die Hebräer, des zweiten und dritten Briefs Johannis, des Briefs Jacobi, des zweiten Briefs Petri, des Briefs Judä und der Offenbarung Johannis) um so ruhiger zusehen.

Den Brief an die Hebräer anlangend, so wurde er zwar das ganze Mittelalter hindurch für ein Werk des Apostels Paulus gehalten. Da jedoch nicht einmal in der Ueberschrift Paulus als Verfasser genannt, und der ganze Styl unpaulinisch ist, so wurde schon häufig in der älteren Kirche und auch von Luther die Abfassung durch Paulus bestritten, und die besonnensten und gründlichsten Kritiker der neuesten Zeit haben sich fast allgemein dahin erklärt, daß Paulus nicht der Verfasser sey. Zugleich aber wird anerkannt, daß sein Inhalt eine sehr nahe Verwandtschaft mit paulinischen Gedanken und Ideen habe, und daß er wohl nicht ohne einen mehr oder weniger unmittelbaren Einfluß des Apostels geschrieben seyn möge. Ueber den zweiten und dritten Brief Johannis ist zwar in der älteren Kirche keine so völlige Uebereinstimmung hinsichtlich ihrer Echtheit, wie über den ersten. Dieß erklärt sich aber leicht daraus, weil sie sehr kurz und dogmatisch wenig bedeutend, auch an Privatpersonen gerichtet sind. Bei solchen Umständen konnte das Interesse, sie bald möglichst und allgemein zu verbreiten, nicht so stark seyn. Sie sind aber durchaus johanneisch, und die neueste Kritik

hat sich für ihre Echtheit entschieden. Ueber den Brief Jakobi sind die Meinungen hinsichtlich seiner Echtheit in der älteren Kirche ebenfalls getheilt, was aber theils darin seinen Grund haben mochte, daß die Kirchenlehrer (wohl mit Recht) nicht den Apostel Jakobus, sondern Jakobus, den Bruder des Herrn (Matth. 13, 55. Gal. 1, 19.) für den Verfasser hielten, und man ungewiß war, ob die Schrift eines Nicht-Apostels in die neutestamentliche Sammlung aufzunehmen sey; theils in dem scheinbaren Widerspruche der dogmatischen Lehre dieses Briefs mit der paulinischen Lehre vom Glauben, wodurch sich auch Luther verleiten ließ, diesen Brief für „eine recht strohherne Epistel, die gar keine evangelische Art an ihr habe" zu erklären. Indeß läßt sich das Verhältniß der Lehre des Jakobus zur Lehre Pauli gar wohl auf eine solche Weise erklären, wodurch man nicht berechtigt ist, diesen Brief für einen untergeschobenen zu halten, daher sich auch die meisten Kritiker für seine Echtheit erklärt haben.

Weniger günstig lautet das kritische Ergebniß für den zweiten Brief Petri und den Brief Judä. Jener wurde schon in der älteren Kirche häufig für unecht gehalten, und trägt auch solche innere Spuren in sich, welche es dem unpartheiischen Forscher höchst schwierig machen, ihn für ein Werk des Apostels Petrus zu halten, sondern eher für die Schrift irgend eines Unbekannten aus der späteren apostolischen Zeit, welcher unter dem Namen des Petrus gewisse in die Kirche eingeschlichene Irrthümer bekämpfen wollte. Eher noch charakterisirt sich der Brief Judä als echt. Wenn aber auch, so kann er nicht vom Apostel Judas (Luc. 6, 16. Apg. 1, 13.) herrühren, da sich der Verfasser V. 17. von den Aposteln ausdrücklich unterscheidet, sondern von einem andern Judas, vielleicht dem Bruder des Herrn (Matth. 13, 55), und Bruder des

obengenannten Jakobus. Beide erscheinen als Schriften aus dem Ende des apostolischen Zeitalters, über deren Verfasser wir nichts Bestimmtes wissen. Sie enthalten aber auch keine einzige wesentliche Glaubenslehre oder Sittenregel, die nicht ebenfalls aus anerkannt echten Schriften entnommen werden könnte. Und eben die Unbefangenheit, womit sich das Urtheil der Gelehrten hinsichtlich ihrer Echtheit ausspricht, ist ein um so günstigeres Zeugniß für die Gründlichkeit und Wahrheitsliebe, womit dergleichen Untersuchungen geführt werden, und für den hohen Grad von Gewißheit und Sicherheit, welche für die anerkannt echten hieraus erwächst.

Was endlich den erhabenen Schluß des neuen Testaments, die Offenbarung Johannis betrifft, so hat sie zwar schon aus der frühesten Zeit, seit dem Anfange des ersten Jahrhunderts bis in die spätere Zeit sehr bedeutende Zeugnisse ihrer Echtheit für sich. Indeß regte sich auch schon seit dem dritten Jahrhundert Zweifel und Widerspruch gegen sie, und es zeigt sich unter den Kritikern des dritten, vierten, fünften Jahrhunderts ein Schwanken in ihren Meinungen über den Verfasser derselben, bis in der Nacht des Mittelalters jeder Widerspruch und Zweifel erlosch. In der neueren Zeit haben viele Kritiker besonders wegen der Verschiedenheit der Sprache und Denkart von dem Evangelium und den Briefen Johannis sich berechtigt geglaubt, dieselbe dem Apostel Johannes abzusprechen, wogegen andere sie demselben zusprechen. Die Akten sind noch nicht geschlossen. Indeß wird selbst von dem neuesten Kritiker, der sie aus inneren Gründen dem Apostel absprechen zu müssen glaubt, zugegeben, daß sie aus einer Zeit stamme, in welcher der apostolische Geist noch frisch und lebendig war, daß sie wahrscheinlich an wirkliche Thatsachen

im Leben des Apostels sich anlehne, und die demselben zu Theil gewordenen Offenbarungen über den Entwicklungsgang der Kirche auf eigenthümliche Weise weiter entwickelt habe, und daß auch ihr Inhalt, wenn man Symbol und Idee gehörig scheide, mit den wesentlichen apostolischen Lehrstücken übereinstimme.

So besitzen wir denn eine hinreichende Zahl von Zeugnissen aus der apostolischen Zeit, die theils von unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen, theils von ihren Schülern, Gehilfen und Zeitgenossen überliefert, in mannigfaltiger Weise das Bild Jesu Christi und des christlichen Urlebens uns darstellen, und deren historische Basis durch die schärfsten Widersprüche und gründlichsten Untersuchungen nicht erschüttert zu werden vermochte, ja die, was die Hauptsachen betrifft, in sich selbst das ewige Gepräge der Wahrheit tragen.

Doch es ist noch eine Bedenklichkeit übrig. Wenn auch die genannten Schriften von den besagten Verfassern und aus der besagten Zeit herrühren: haben wir sie auch noch in ihrer ursprünglichen Gestalt? Haben sie nicht auch das Schicksal so mancher Schriften des Alterthums erfahren, die entweder durch Absicht oder Zufall und die Unbill der Zeit verfälscht worden sind?

Es haben sich in den ersten Jahrhunderten häufig die Rechtglaubigen und die Irrlehrer gegenseitig Vorwürfe wegen Verfälschung der heiligen Schrift gemacht, und ein englischer Deist behauptete sogar, die Geistlichen haben im Mittelalter die heilige Schrift verfälscht. Aber eben bei der gegenseitigen Eifersucht der kirchlichen Partheien, und bei der großen Verehrung aller Christen gegen die heilige Schrift läßt sich nicht denken, daß eine absichtliche Verfälschung allgemeinen Eingang gefunden haben könnte, oder unentdeckt geblieben wäre. Wir sind im Stande, durch zahlreiche Manuscripte aus den verschiedensten Zei-

ten, die zum Theil noch über das Mittelalter hinausreichen, einige bis ins Jahr 400 nach Christus, durch eine syrische Uebersetzung aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, durch viele bei Schriftstellern des zweiten und dritten Jahrhunderts angeführte Stellen des neuen Testaments uns davon zu überzeugen, daß keine bedeutenden Veränderungen können Statt gefunden haben. Zwar ist auch die heilige Schrift von dem Schicksale aller zeitlichen Erscheinungen nicht ganz frei geblieben, indem aus mancherlei zufälligen Umständen mit dem ursprünglichen Texte kleinere Veränderungen vorgegangen sind. Aber sehr frühe, schon im dritten Jahrhundert, unternahmen auch gelehrte Männer das Geschäft, durch Vergleichung der verschiedenen Ausgaben so viel möglich die echte Lesart herzustellen, und wir sind gegenwärtig durch viele hundert Handschriften aus den verschiedensten Gegenden und Zeiten im Stande, die verschiedensten Lesarten, die sich ungefähr auf 50,000 belaufen, mit einander zu vergleichen, und die echte Lesart mit ziemlicher Sicherheit herzustellen. Ja einer der ausgezeichnetsten Kritiker in der klassischen Literatur, Bentley, versichert, daß bei keinem Buche in der Welt eine solche Zuverlässigkeit des Textes zu erweisen sey. Es hat sich aber bis jetzt gezeigt, daß nur wenige unechte Lesarten, (wie die Stelle 1 Joh. 5, 7., die erst seit dem zehnten Jahrhundert in lateinischen Manuscripten sich findet) von bedeutendem dogmatischem Gewichte sind, und es ist nicht zu besorgen, daß sich künftig noch eine wichtige Aenderung hierin ergeben könnte.

Die Grundlehren des Christenthums sind zudem auf so mannigfaltige Weise an so verschiedenen Stellen ausgesprochen, daß eine einzige Stelle niemals als die einzige Quelle derselben gelten kann. Freilich bleibt hie-

bei noch dem Verdachte Raum übrig, daß schon in den frühesten Jahrhunderten, oder zu Ende des ersten, wohin keine Manuscripte reichen, und wo das kritische Bewußtseyn noch nicht erwacht war, zu den apostolischen Schriften Zusätze und Einschiebsel von fremder Hand gemacht worden seyn könnten, und es giebt solche Stellen, die von einer vorurtheilsfreien Kritik mit Recht in Verdacht gezogen werden. Aber theils beruhen sie auf einer das Gepräge der Wahrheit in sich selbst tragenden apostolischen Ueberlieferung, theils sind es unbedeutende Zusätze, mit deren Hinweglassung die evangelische Geschichte nichts Wesentliches verliert.

So ruht denn der christliche Glaube nicht auf bloser mündlicher Ueberlieferung, die bei der menschlichen Beweglichkeit und individueller Auffassungsweise so leicht fremdartige Bestandtheile in sich aufnimmt, sondern auf der festen Basis des geschriebenen Worts — dieser (nach Livius's Ausdruck) una custodia fidelis rerum gestarum. Und wenn gleich der Stifter des Christenthums selbst es nicht für gut gefunden, etwas Schriftliches zu hinterlassen, vielleicht damit nicht, was der Finger des Göttlichen aufgezeichnet, Gegenstand abergläubischer Verehrung würde, sondern nur sein Geist in der Menschheit fortwirkte — so haben wir dafür die echten und zuverlässigen Denkwürdigkeiten seiner Freunde. Und wolltest Du nicht gerne mit mir in der Erhaltung dieser Schriften bis auf unsere Zeit den Finger der Vorsehung erkennen? Werke, die ganze Nationen interessirten, wie die verlornen Bücher des Livius, sind untergegangen. — Aber jene einfachen Lebensbeschreibungen, die anfangs nur für einen ganz kleinen Kreis von Menschen Interesse hatten, und deren Haupt-Inhalt sich lange mündlich fortpflanzte, die das Eigenthum grösstentheils ungebildeter und unvermöglicher

Menschen waren, und darum auch nicht durch kostbare Abschriften vervielfältigt werden konnten, sie haben sich erhalten, den Zerstörungen der Zeit getrotzt, und sich in unzähligen Abschriften und Sprachen verbreitet.

Doch ich schließe hier, um deine Geduld nicht zu ermüden, und sehe einer baldigen Antwort von Dir entgegen. Lebe wohl.

Dritter Brief.

Du erstaunest, mein Lieber, über den hohen Grad von Gewißheit, zu welchem die Echtheit der christlichen Urkunden durch frommen Fleiß gelehrter Forscher erhoben worden, und erkennst gerne an, daß wohl wenige klassische Schriften des Alterthums einer höheren Zuverläßigkeit hinsichtlich ihrer Verfasser sich erfreuen dürfen.

Aber Du entdeckst mir zugleich, daß deine Bedenklichkeiten ganz wo anders ihren Sitz und Ursprung haben. Die Abfassung dieser Schriften durch die vorgeblichen Verfasser zu bezweifeln, sey Dir nie so recht in Sinn gekommen, Du habest es von der Schule aus einmal so geglaubt und angenommen; aber als Du über die Quellen unserer religiösen Vorstellungen nachgedacht, sey es Dir oft vorgekommen, als sey der reine Strom göttlicher Offenbarung durch mancherlei trübe Wasser menschlicher Beschränktheit oder Einbildung verunreinigt worden; und wenn Du so vieles Wunderbare in der heiligen Schrift gefunden, und die eigenen Zeugnisse derselben über die Unfähigkeit und Beschränktheit der Jünger, über ihre mancherlei Vorurtheile und falsche Hoffnungen, ja selbst auffallende Widersprüche in ihren Erzählungen dazu genommen, so habest Du Dich kaum enthalten können, namentlich an der Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte stark zu zweifeln, und oft gemeint, statt des lautern Christenthums ein judaisirtes, statt des wahrhaftigen Christus einen Reflex, bald Mes-

sianischer Hoffnungen, bald überschwenglicher zu himmlischer Glorie aufstrebender Verehrung eingenommene und partheilicher Freunde zu sehen. Es sey Dir der Verdacht gekommen, daß, gleichwie im Alterthum so häufig die Sage an die Stelle wahrer Geschichte sich gesetzt habe, so auch die schriftlichen Evangelien ein Aggregat allmählich sich bildender Sagen seyen, wo sich nicht mehr unterscheiden lasse, wie viel geschichtliche Grundlage oder poetische Symbolik sey; daß die Begeisterung der ersten Christen für den Stifter ihrer Gemeine das einfache historische Gerüste seines Lebens mit sinnvollen Gewinden frommer Reflexion und Phantasie umgeben, und christliche Ideen als Thatsachen seinem Lebenslaufe eingewoben habe.

Wenn dem so wäre, so müßten wir allerdings auf streng-historische Wahrheit verzichten, und versuchen, jeder sich seinen Glauben, so gut es eben gehen wollte, selbst zu machen. Aber sey gutes Muthes, die Sache steht nicht so schlimm; ich will auch diese Bedenklichkeit zu lösen suchen.

Erwarte nicht, daß ich deine Zweifel sofort mit der Behauptung niederschlagen werde, daß ja die biblischen Schriftsteller unter der Leitung des heiligen Geistes geschrieben haben, und daß dieser Geist ein Geist der Wahrheit und Gewißheit sey. Denn obwohl dieß die Ueberzeugung des glaubigen Christen ist, so hat doch dieser Grund für den, der noch nicht glaubt, der von der Wahrheit dessen, was den Inhalt der heiligen Schrift ausmacht, noch nicht durchdrungen ist, keine Beweiskraft, und es muß für ihn noch einen andern Weg der Ueberzeugung geben. Ueberhaupt kann ich Dir nicht bergen, daß meiner Ansicht nach die Bibel viel unbefangener gelesen und gewürdiget werden würde, daß eine Menge Einwürfe und abgeschmackte Spötteleien wegfallen würden, wenn man sich die biblischen Schriftsteller nicht

durchweg als unter dem magischen Einflusse eines höhern Geistes stehend dächte, sondern als Menschen, durch menschliche Verhältnisse der Zeit und des Orts, der Individualität und des Bildungsgrades bedingt. Es ist mir aus der Seele geschrieben, was schon vor vierzig Jahren der zartfühlende Herder bemerkt: „menschlich muß man die Bibel lesen; denn sie ist ein Buch durch Menschen und für Menschen geschrieben: menschlich ist die Sprache, menschlich die äusseren Hilfsmittel, mit denen sie geschrieben und aufbehalten ist; menschlich endlich ist ja der Sinn, mit dem sie gefaßt werden kann, jedes Hilfsmittel, das sie erläutert, so wie der ganze Zweck und Nutzen, zu dem sie angewandt werden soll." Aber selbst wenn man diese Schriften nur unter dem menschlichen Gesichtspunkte auffaßt, vereinigt sich Alles, um sie im höchsten Grade glaubwürdig und zuverläßig erscheinen zu lassen.

Setzen wir einmal den Fall, wir wüßten gar nichts von den im vorigen Briefe angeführten historischen Zeugnissen über die Verfasser der evangelischen Geschichte, ja wir hätten gar keine schriftlichen Evangelien: so bleiben doch zwei Thatsachen ganz unbestritten, erstens, daß Jesus gelebt hat und gekreuzigt worden ist, und zweitens, daß eine christliche Gemeinde existirt. Diese Gemeinde hat schon in der frühesten Zeit, unter Trajan, wie Plinius d. j. (Briefe X. 97.) berichtet, Christo als einem Gotte Loblieder gesungen, hat ihn von Anbeginn als Sohn Gottes, als Urheber der Seligkeit, als den durchaus Reinen und Heiligen, als Inbegriff aller Weisheit und Vollkommenheit verehrt. Sie hat in sich eine Lehre bewahrt, von welcher jederzeit die tiefsten und edelsten Geister angezogen und befriedigt wurden. Sie hat die Angriffe der jüdischen und heidnischen Welt siegreich bestanden, die geistige Gestalt der Welt umgewandelt, und

die Höhe der neueren Bildung herbeigeführt. Diese Gemeinde hat von Anfang an ihren Ursprung und ihre Stiftung auf Jesum von Nazareth zurückgeführt, und alles Licht und Heil, dessen sie sich erfreute, von ihm abgeleitet. Der Stifter dieser Gemeinde ist aber ein gekreuzigter Jude, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit — ein Jude, dessen Nationalität schon für Griechen und Römer eine unübersteigliche Scheidewand zu bilden schien, und ein schmachvoll Gekreuzigter, was mit den gewöhnlichen jüdischen Ideen von dem Messias im geradesten Widerspruch stund. Halten wir nun blos diese zwo über jeden Zweifel erhabenen Thatsachen fest, und bedenken wir, daß keine Wirkung in der Welt ohne Ursache ist: so folgt nothwendig, daß in Jesu von Nazareth Kräfte und Thatsachen wirklich gewesen seyn müssen, aus welchen sich jene durch die ganze Weltgeschichte weithin greifenden Wirkungen hinreichend erklären lassen. Er muß wirklich durch seine ganze Erscheinung auf seine Umgebungen den Eindruck des durchaus Reinen, Heiligen, Göttlichen gemacht haben, da diese Ueberzeugung von ihm dem ganzen Bewußtseyn der Christen so tief eingeprägt war. Er muß eine vorher nie in dieser Reinheit und Tiefe gekannte Wahrheit mitgetheilt haben, da seine äusserlich unterdrückte Sache nur durch die Kraft der Wahrheit siegen, und sich über alle Hindernisse Bahn brechen konnte. Er muß eine überschwengliche Kraft der Liebe besessen haben, da die innige Bruderliebe das hervorstechendste Merkmal der ersten Christengemeinde war. Es mußte in seinen Thaten und Schicksalen etwas Ausserordentliches liegen, da nur in diesem Falle die Juden nach den damaligen Begriffen den Gekreuzigten für ihren Messias halten konnten. Er mußte, obwohl der Messias längst erwartet wurde, doch durch seine ganze bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit den Eindruck auf sein Volk

machen, daß er wirklich der sey, der da kommen sollte. Es konnte alles Große und Herrliche, was die christliche Kirche von Anfang an von ihm rühmte, nicht erst später auf ihn übertragen worden seyn, sondern es mußte in ihm einen wirklichen, historischen Grund haben. Wäre er nicht der gewesen, so hätte er nicht dieses Bewußtseyn der Kirche von ihm pflanzen können.

So viel folgt schon zum Voraus aus den beiden oben angenommenen Thatsachen. Sehen wir nun aber unsere vier Evangelien darauf an, ob sie dieser apriorischen Forderung entsprechen. Enthalten sie nicht eben jene Züge des Bildes und Lebens Jesu, welche vorauszusetzen das Daseyn der Kirche uns nöthigt? Lösen ihre Lebensbeschreibungen nicht das Räthsel am einfachsten? Könnte man auf eine angemessenere Weise den Ursprung der christlichen Kirche sich erklären, als es durch die evangelische Geschichte geschieht? Haben wir uns so ohne irgend eine willkührliche, von der Kritik anzufechtende Voraussetzung das Vertrauen zu den evangelischen Berichten gebahnt, so können wir schon zum voraus nicht geneigt seyn, dieselben für mythische, sagenhafte Erzählungen zu halten, worin Geschichte und Dichtung unkenntlich in einander fließe. Sind sie ja doch nur etlich und dreißig Jahre nach dem Tode Jesu geschrieben worden. Wie sollte in dieser kurzen Zeit, während welcher doch der nachher schriftlich fixirte Inhalt der Evangelien das beständige Thema mündlicher Belehrung und Erzählung war, wie sollte bei der engen Verbindung der ersten Christen unter einander, unter welchen noch so viele Augenzeugen lebten, bei der steten Vergegenwärtigung der Thaten und Lehren Jesu das Geschichtliche sich zur bloßen Sage abgebleicht, oder die dichtende Phantasie willkührlich Ideen in Facta verwandelt haben? Mußte nicht, je frischer und reiner noch der Geist des Urchristen-

thums wehte, auch desto mehr eine heilige Scheu die Christen abhalten, willkührlich mit der Geschichte zu verfahren? Waren sie, bei dem steten Kampfe von innen und außen, auch wohl nur im Stande, müßigen Gebilden der Phantasie nachzuhängen, oder konnten sie geneigt seyn, denselben Gut und Blut zu opfern? Konnte eine Mischung aus Dichtung und Wahrheit die Altäre der Götzen umstürzen? Oder wenn Lucas uns im Eingange seines Evangeliums von der Zuverläßigkeit der gesammelten Thatsachen, wie sie die ursprünglichen Augenzeugen überliefert, und der prüfenden Sorgfalt, womit er gesammelt, versichert: sollte er gar nicht geahnet haben, daß er Mythen statt wirklicher Geschichten gesammelt? Dann wäre er wahrlich zu dem Berufe eines Geschichtschreibers, als welchen er sich sonst beurkundet, unfähig gewesen.

Noch undenkbarer wird dieß, wenn (wie im vorigen Briefe gezeigt worden) die Evangelien (wie das des Matthäus und Johannes) Augen- und Ohrenzeugen zu Verfassern haben, was wenigstens, wenn auch bezweifelt, noch nicht evident widerlegt worden ist. Es waren Männer, die in mehrjährigem vertrauten Umgange mit Jesu gelebt, das Meiste von dem, was sie berichten, selbst erlebt, gesehen oder gehört haben, und was über ihre eigene Anschauung hinaus lag, aus dem Munde Jesu oder seiner Mutter leicht erfahren konnten *).

---

*) Von den letzteren Thatsachen ist freilich zuzugeben, daß sie einen geringeren Grad historischer Gewißheit haben, da die Apostel nur für das, wovon sie selbst Augenzeugen waren, einstehen können, besonders wenn solche Erzählungen eine gewisse poetische Färbung haben. Dieß gilt namentlich von der Geburtsgeschichte Jesu. Dabei kann aber doch das zu Grund liegende Factum einen guten historischen Grund haben. Jedoch mag man auch über den geschichtlichen Werth dieser Erzählung denken, wie

Aber diese Männer, gesetzt auch, sie waren Augen- und Ohrenzeugen, sind sie auch im Stande gewesen, die Geschichte Jesu treu und zuverläßig zu berichten? Warum nicht? Es gehört ja nichts dazu, als gesunde Sinne, natürlicher Verstand und ein redliches Gemüth. Und wollen wir diese Eigenschaften, die wir gewöhnlichen Menschen ohne Bedenken zuschreiben, nicht auch ihnen zukommen lassen?

Wenn man auch noch so niedrig von Jesu denkt, so wird man wenigstens das voraussetzen müssen, daß er keine Männer zu seinen Freunden und Vermittlern seiner Wirksamkeit werde gewählt haben, die nicht im Stande waren, seine Geschichte der Nachwelt zu überliefern. Auch zeigt sich in ihren Schriften eine klare ruhige Besonnenheit, die durchaus nichts Schwärmerisches an sich hat, und die sie wenigstens in Stand setzen mußte, richtig zu sehen nad aufzufassen. Will man sagen, sie haben überall Wunder gesehen, so muß man doch, auch wenn man dieselben nicht glauben wollte, zugeben, daß sie im Stande waren, gewisse auffallende Thatsachen aufzufassen und zu beschreiben, die vor ihren Augen vorgiengen, und das Urtheil, ob es auch wirkliche Wunder gewesen, könnte immerhin noch davon unterschieden werden, wenn es nöthig wäre. Sie selbst unterscheiden ja oft die Thaten und Lehren Jesu von ihren eigenen Ansichten. Allein, wendet man ein, da die Evangelien sicher nicht vor dem Jahr 60 nach Christus geschrieben sind, konnten sie denn noch ein so getreues und zuverläßiges Bild von dem Leben Jesu geben? Mußte die Treue des Gedächtnisses nicht nothwendig durch so manche zwischen der Aufnahme

---

man will — die Hauptsache, die göttliche Abkunft Jesu, bleibt doch durch so viele Aussprüche aus seinem eigenen Munde in den Evangelien genugsam bestätigt.

und Aufzeichnung liegende Ereignisse geschwächt werden? Ich möchte diesen Zweifel nicht durch die öfters beliebte Annahme lösen, daß sie schon während des Lebens Jesu die wichtigeren Facta und Reden sich schriftlich aufgezeichnet haben. Dieß sieht gar zu sehr dem Protokolliren und Nachschreiben der modernen Zeit gleich, was dem Alterthum und gewiß der apostolischen Weise fremd war. Aber wir dürfen wohl das entgegenhalten, daß die Evangelisten Männer waren, deren Gedächtniß, je weniger durch Schriften verwöhnt, desto leichter und treuer war, daß ihre tägliche Beschäftigung war, das Gehörte und Gesehene zu wiederholen, wodurch es in frischem Andenken blieb, daß die Eindrücke der Jugend die bleibendsten sind, daß die wachsende Liebe zu dem Herrn das Vergangene stets gegenwärtig machte, neben dem, daß der Geist der Wahrheit ihre Erinnerung belebte und verklärte (Joh. 16, 13. 14, 26.).

Was namentlich die Reden Jesu betrifft, so waren diese meist kernhafte, bilderreiche Aussprüche, die sich leicht dem Gedächtnisse einprägen, und von einer ganz eigenthümlichen, unerfindbaren Originalität; und wenn auch zugegeben werden mag, daß längere Reden, wie die Bergpredigt, aus mancherlei bei verschiedenen Anlässen gesprochenen Gedanken zusammengesetzt sind, oder die vertraulichen Ergießungen Jesu bei Johannes etwas von der eigenthümlichen Farbe dieses Jüngers an sich tragen, so ist gewiß der Kern und Grund und der höhere darin wehende Geist ursprünglich.

Für eine diplomatisch genaue, wörtlich treue, buchstäblich ängstliche Relation möchte ich freilich nicht bürgen. Dieß liegt nicht im Geiste des apostolischen Zeitalters. Aber Treue im Wesen und im Geiste neben einer gewissen Freiheit im Unwesentlichen, in der Zusammenstellung, Ausdrucksweise u. dgl. darf doch wohl sicher behauptet werden.

Dafür bürgt neben der Gewissenhaftigkeit, womit sie gewisse ihnen früher nicht verständliche Aussprüche sich einprägen (Joh. 2, 21. 7, 39.), hauptsächlich die Redlichkeit und Einfalt ihres Gemüths, die sich überall darlegt, und welche bewirkte, daß sie, obgleich oft unfähig, den hohen Geist Jesu zu fassen und zu begreifen, ein desto treuerer Spiegel desselben, ein um so tauglicheres Gefäß für seine Mittheilungen waren. Es kann keinem unbefangenen Leser der heiligen Geschichte entgehen, daß bei aller Liebe und Verehrung gegen Jesum dennoch durchweg der einfältige Ton der Unpartheilichkeit herrscht. Sie erzählen Manches, was ihren eigenen Ansichten widersprach; sie erzählen mit kindlicher Einfalt ihre eigenen Fehler und Schwächen, wie sie z. B. auf kindische Weise über den Vorrang mit einander gestritten, wie alle geschworen haben, mit Jesu zu sterben, und doch gleich darauf die Flucht ergriffen, wie ein Petrus Jesum verläugnet; ja sie erzählen auch von Jesu Dinge, die ihm in den Augen der Juden und Heiden eher nachtheilig als vortheilhaft seyn mußten, wie seine Kreuzigung und Tod. Wären sie darauf ausgegangen, Christum in einer erdichteten übermenschlichen Hoheit, in himmlischer Glorie darzustellen, hätten sie dann berichtet, wie er anfieng zu trauern und zu zagen, und sprach: meine Seele ist betrübt bis in den Tod (Matth. 26, 38.), wie sein Angstschweiß gleich Blutstropfen auf die Erde fiel (Luc. 22, 44.) wie er am Kreuze sagte: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen (Matth. 27, 46.)? Hat ja dieß schon einer der ersten heidnischen Gegner des Christenthums (Celsus) Jesu zum Vorwurf gemacht.

Würden sie nicht solche Menschlichkeiten geflissentlich weggelassen haben? — Sie enthalten freilich auch manche Erzählungen, aus welchen die Herrlichkeit Christi hervorstrahlt, und eben diese glaubt man mit mißtrauischen

Augen betrachten, und für weniger glaubwürdig halten zu dürfen. Aber man irrt sich hierin oft sehr, indem man für absichtliche Composition zum Zwecke der Verherrlichung hält, was doch nur einfache, kunstlose Geschichtserzählung ist. Zugleich liegt diesem Mißtrauen gegen dergleichen Erzählungen die willkührliche Voraussetzung zu Grunde, als ob nur ein vom Strahlenkranz des Wunderbaren entkleideter Christus der echthistorische sey, was auch ohne die evangelischen Berichte schon zum voraus, wie wir früher gesehen, nicht wahrscheinlich ist. Wer darf sich erkühnen, die Reden und Thaten eines Mannes, der die Welt aus den Angeln gehoben, nach dem kleinlichen Maßstabe des Alltaglebens zu richten?

Ueberhaupt ist eben die Zeichnung der Persönlichkeit Jesu der stärkste Beweis für ihre Redlichkeit und Einfalt. Es ist keine absichtliche, kunstgemäße Charakterschilderung, wo die verschiedenen Vorzüge und Eigenschaften einer Person unter Einem harmonischen Gemälde zusammengesetzt wurden. Dazu fehlte ihnen Scharfsinn und Kunstübung. Es ist nicht darauf abgesehen, den Beifall der Leser zu erschleichen oder Bewunderung zu erregen. Sonst hätten sie müssen manche kleine unbedeutende Züge weglassen, und die glänzenden Parthien hervorheben. Oft sind gerade die feinsten, edelsten Züge so versteckt, daß nur ein feinfühlender Leser sie wahrnimmt. Sie gebrauchen keine Kunstmittel*), keine Farben, um ihren Helden

---

*) Mehr Kunst, Pragmatismus, Einheit und Zusammenhang in der Composition, als die drei ersten, zeigt allerdings das Johanneische Evangelium, welches auch besonders die Gegensätze und Contraste liebt. Aber es ist doch mehr eine dem Darsteller selbst unbewußte Kunst. Der vorherrschende Contrast — lag er nicht in der Sache selbst, in dem Kampfe des Lichts mit der Finsterniß? Wer da behauptet, daß alles kunstmäßig darauf angelegt

auszuzeichnen, sondern lassen ihn nur handeln und sprechen, wie er ihrer Erinnerung sich darstellt; ja sie ertheilen ihm nirgends Lobsprüche, was schon auf eine kalte Berechnung und Vergleichung schließen ließe, und stellen auch die erhabensten Thaten und Schicksale (z. B. den Sturm auf dem See, die Auferweckung des Jünglirgs zu Nain, des Lazarus, die Himmelfahrt) auf dieselbe einfache und ruhige Weise dar, wie die Ereignisse des täglichen Lebens. Die Himmelfahrt z. B. ist nicht, wie später, mit Donner und Flammenwagen ausgeschmückt, sondern als ein stiller feierlicher Abschied aus dem Kreise von Freunden geschildert. Sie schildern Jesum mit derselben Liebe, wie er im Kreise der Seinigen fröhlich ist, wie er weint, zürnt, hungert, müde wird, als wie er dem Sturm gebietet und das Reich der Dämonen zerstört. Und vollends die hohe religiös-moralische Vollendung Jesu selbst, die Größe und Hoheit seiner Gedanken und seines Planes — wäre diese eine Erfindung der Jünger, wahrlich so müßte ihr Geist so groß gewesen seyn, als der Geist Jesu selbst. Ein Plato und Xenophon konnten etwa möglicherweise einen Sokrates erdichten: aber daß diese ungelehrten, von so manchen Vorurtheilen angesteckten, manchmal so engherzigen Jünger, zumal in jenen Zeiten des National-Verfalls, ein solch hehres Ideal hätten erfinden können, einen solchen Geist, der in Religion und Moral die reinsten und erhabensten Ideen offenbarte, der sich weit über den Judaismus und die ganze Vorzeit hinaus schwang, und in wenig Jahren irdischer Wirksamkeit den Grund zur Weltumwandlung legte, daß

---

sey, Jesum zu verherrlichen, der liest in dieses Evangelium mehr Absichtlichkeit hinein, als sich dem unbefangenen Gemüthe zu erkennen giebt.

sie ihn unter allen Situationen, unter Freunden und Feinden mit der gleichen Haltung, Ruhe und Besonnenheit hätten durchführen, daß sie ihm einen so erhabenen Plan der Welterlösung, wie noch kein Mensch vor ihm gefaßt hatte, hätten andichten können — wahrlich das wäre ein größeres Wunder, als die wunderbare Persönlichkeit Jesu selbst, die Erfinder wären bewundernswürdiger als der Held. Kein Dichter kann seinen Helden großartiger und würdevoller von sich sprechen lassen oder sein Leben in einem erhabeneren Style dramatisiren, als Jesus spricht und handelt. Wie wären einfache Fischer und Zöllner aus Galiläa hiezu fähig gewesen? Selbst Rousseau gesteht (in seinem Emil): „Es würde viel unbegreiflicher seyn, daß mehrere Personen nach einer getroffenen Verabredung diese Geschichte erdichtet, als daß ein Einziger den Stoff dazu geliefert hätte." Und eben so unbegreiflich wäre, daß eine so hehre Lichtgestalt nach und nach aus mancherlei, da und dort sich bildenden und erweiternden Sagen und Dichtungen frommer Verehrer zusammengeflossen wäre. Es muß eine solche Person wirklich so gewesen seyn, so gesprochen und gehandelt haben, sonst hätte sie nicht können so beschrieben werden. Sie muß wirklich den Eindruck gemacht haben, den Johannes (C. 1, 16. vergl. 1 Brief 1, 1 flg.) beschreibt: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

Dieselbe kunstlose Einfalt zeigt sich auch in dem ganzen Ton ihrer übrigen Erzählung, die man mit einem Kunstausdrucke episch nennen könnte, sofern die Verfasser mit ihrer Persönlichkeit ganz zurücktreten, und nur die Thatsachen für sich sprechen lassen, so daß die Geschichte sich selbst geschrieben zu haben scheint. Keine

Berechnung, kein pragmatischer Ueberblick*), und doch keine Confusion und Regellosigkeit, sondern ein Naturgewächs, aus dem beständigen Umgang mit Jesu und dem Hineinleben in ihn hervorgegangen.

Für die historische Treue spricht ferner die naive Umständlichkeit und Ausführlichkeit, womit sie gewisse Begebenheiten schildern (vergl. z. B. die Geschichte der Auferstehung Joh. 20. Die Enthauptung Johannis des Täufers Marc. 6) und das Charakteristische der Personen, die redend und handelnd eingeführt werden (vergl. den Hauptmann Luc. 7, 9 flg., der meint, Jesus könne eine Krankheit weg commandiren, wie er seine Soldaten — so etwas läßt sich nicht erfinden — und den Blindgebornen Joh. 9, und die Personen in der Leidensgeschichte) so daß alles nach dem Leben gezeichnet erscheint. Mit welchem Zartgefühle sind die zwo schönen weiblichen Seelen, Martha und Maria von Lucas C. 10. und Joh. C. 11 geschildert, von jedem in einer andern Situation, und doch so, daß die beiden Schwestern in den kleinsten Zügen ihrem Charakter treu bleiben, die eine als die stille, sinnige, tieffühlende Maria, die andere als die geschäftige, praktische Hauswirthin Martha.

Doch gesetzt auch, sie hätten dichten wollen — was hätten sie damit gewonnen? Ist es denkbar, daß sie für eine Dichtung den Haß der Juden und Heiden, und Todesmartern auf sich genommen hätten, und mit dem freudigsten Bekenntniß gestorben wären? Ja sie hätten die Dichtung nicht einmal durchführen können. Wie manche lebten noch, welche ihnen sogleich den Betrug

---

*) Zwar verfolgen die Evangelisten besondere Zwecke und Gesichtspunkte in der Anordnung und Auswahl des Geschichtstoffes, aber ohne künstlerische Berechnung des Effects, ohne Kunstfertigkeit in der Darstellung.

hätten nachweisen können, wie würde gewiß ein Paulus vor seiner Bekehrung der Dichtung auf den Grund gekommen seyn, wenn es ein Feengrund gewesen wäre. Aber sie predigten und schrieben vor der ganzen Welt, und Niemand widerlegte ihre Facta. Auch die erbittertsten Feinde wagten sie keiner Lüge zu beschuldigen. Freilich spricht man in der neuesten Zeit nicht mehr leicht von absichtlicher Dichtung und Verfälschung der Geschichte durch die Evangelisten, sondern von der während der mündlichen Ueberlieferung des Evangeliums unabsichtlich sich bildenden Sage, wodurch die ursprünglichen Facta alterirt worden seyn sollen. Allein wenn auch zugegeben werden mag, daß einzelne Neben-Umstände dadurch verwischt, verschoben oder erweitert wurden: so kann dieß doch nicht auf die Hauptfacta ausgedehnt werden, für deren Gewährschaft noch so viele Augenzeugen am Leben waren.

Zu dem allem kommt noch die Uebereinstimmung der vier Evangelisten unter einander als ein höchst merkwürdiges und für die Zuverläßigkeit der Berichte entscheidendes Factum. Vier Evangelien sind es, die gleich vier himmelanstrebenden Pfeilern das Gebäude der christlichen Kirche tragen, oder, nach einem altkirchlichen Bilde, aus Einer Urne ergossen gleich vier Strömen das Paradies umfließen.

Die wichtigsten Thatsachen aus dem Leben Jesu sind durch alle vier bestätigt *) und das Bild Jesu Christi ist im Wesentlichen bei allen vieren dasselbe. Und doch weichen sie in Nebenumständen oftmals von einander ab, und haben manche Erzählungen allein, die andere nicht

---

*) Nur die Geburtsgeschichte (bei Matthäus und Lucas) und Himmelfahrt (bei Marcus und Lucas) beruhen jede nur auf zwei Zeugen.

haben. Es ist ein noch nicht widerspruchlos beantwortetes Problem, woher wohl bei manchen Abweichungen und Verschiedenheiten doch wieder die auffallende Uebereinstimmung namentlich der drei ersten Evangelien komme, nicht blos in den Hauptsachen, sondern auch oft in der Reihenfolge der Erzählungen, in den Uebergängen, und selbst dem Gebrauch seltener Ausdrücke, und man hat allerlei Hypothesen darüber ersonnen. Am wahrscheinlichsten ist es nach den neuesten Untersuchungen, daß den drei ersten Evangelien eine Auswahl von Reden, Thaten und Schicksalen Jesu zu Grund liegt, die von unmittelbaren Zeugnissen besonders der Apostel ausgegangen, anfangs durchweg mündlich, nachher aber zum Theil schriftlich fixirt war, und die jeder Evangelist nach seinen Zwecken zusammenstellte oder erweiterte. Die hiedurch bei den Gemeinden schon bekannten Thatsachen setzt Johannes größtentheils voraus, indem er sehr wichtige Facta z. B. die Einsetzung des Abendmahls nicht berichtet, und überhaupt nur ungefähr den dritten Theil mit den übrigen Evangelien gemein hat. Aber eben hiedurch wird die Wahrheit der übrigen um so mehr verbürgt, indem er, wenn ihm Unrichtigkeiten in der kirchlichen Ueberlieferung bekannt geworden wären, als der letzte Berichterstatter sich verpflichtet geachtet haben würde, dieselben zu berichtigen.

Die genannte Uebereinstimmung ist um so merkwürdiger, als sie keine Einerleiheit ist. Es ist nämlich theils ein verschiedener Erzählungston — dieser ist am einfältigsten bei Matthäus, der ohne erläuternde Anmerkungen blos die Geschichte giebt, während Lucas mehr historische Kunst, Behutsamkeit in der Forschung und Gewandtheit der Darstellung verräth, und daher oft bemüht ist, nähere Bestimmungen des Orts und der Zeit anzubringen, wogegen Matthäus als Augenzeuge dieß nicht so nöthig zu haben glaubt, und Marcus seiner

Simplicität sich nähert, aber auch schon nähere Umständlichkeit und Genauigkeit zeigt — theils ein verschiedener Gesichtspunkt, unter welchem die Thatsachen zusammengestellt oder ausgewählt werden. So zeigt Matthäus hauptsächlich, daß die Thaten und Reden Jesu charakteristisch seyen, um den Messias daraus kennen zu lernen; Lucas hat schon einen, dem Paulus verwandten universelleren Standpunkt, und führt namentlich in das menschliche Leben Jesu, besonders in häuslichen Verhältnissen ein, charakterisirt ihn als Menschenfreund für alle Nationen; Marcus gibt nur eine summarische Berichterstattung, und sucht mehr die äussere Amtswirksamkeit in malerisch-anschaulicher Weise zu schildern. Bei ihm tritt die Eigenthümlichkeit verhältnißmäßig am meisten zurück.

Von allen drei unterscheidet sich aber noch auf ganz eigenthümliche Weise Johannes, dieser (nach Lavaters Ausdruck) Gesalbteste, Gottempfindendste, Christussinnigste, Geistesvolleste aller Apostel. Wenn die andern hauptsächlich in Galiläa verweilen, schildert Johannes besonders die Reden und Thaten Jesu in Judäa und zu Jerusalem, und wenn die andern überwiegende Thaten erzählen, sind bei Johannes die Reden die Hauptsache, und die Thaten stehen nur gleichsam im Vorgrunde, um die Reden zu motiviren. Wenn die andern mehr das göttlich Menschliche an Jesu darstellen, geht Johannes besonders darauf aus, das menschlich Göttliche zur Anschauung zu bringen. Wenn die andern mehr bei dem äusserlichen Leben Jesu verweilen, vertieft er sich in die Anschauung des innern Lebens, und Worte, die über allen Begriff hinausgehen, (z. B. ewiges Leben) sind seine Lieblings-Ausdrücke. Dort erscheint Christus mehr in volksthümlicher Farbe, in jüdischer Art und Weise; hier ist alles Nationelle, Einseitige, Beschränkte entfernt. Sein

Ton unterscheidet sich von den Uebrigen durch eine wunderbar erhabene Einfalt, Ruhe, Milde, Tiefe und Innigkeit des Gefühls; es ist in ihm, um die Worte des Wandsbecker Boten zu gebrauchen (Th. I. S. 9), etwas ganz Wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! Ein sanftes Abendgewölk, und hinter dem Gewölk der volle große Mond leibhaftig! so etwas schwermüthiges und hohes und ahnungsvolles, daß man nicht satt werden kann. Es ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir's Licht hält, und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas in's Ohr sagen wolle." Und in welch hoher Glorie und himmlischer Vollendung neben so manchen echt menschlichen und unendlich zarten Zügen schwebt das Johanneische Bild Jesu Christi vor unsern staunenden Blicken, wie schwingt sich der Evangelist gleich einem kühnen Aar bis zum Schooße der Gottheit, und den Anfängen der Schöpfung hinauf, und läßt dann wieder den Gottessohn voll Gnade und Wahrheit unter den Menschen wandeln! Wie glücklich ist daher das Symbol des Adlers gewählt, das die alte Kirche ihm beilegt, während die andern Evangelisten (mit Beziehung auf Offenbarung Joh. 4, 17.) die Symbole des Menschen, Löwen, Ochsen haben, und wie bezeichnend die Legende: „Am Abend des Jahrhunderts brachte ein Engel dem Johannes die Adlersfeder, um sein Evangelium zu schreiben, das die Welt nicht begriff, und unter dem Rollen des Donners und dem Zucken der Blitze, von denen der Berg, sein Sessel, erbebte, hob er an das größte Wort, das gesprochen worden ist nach dem Schöpfungswort." Daher war dieses Evangelium auch von Alters her das geistige genannt, daher spricht Luther nur das Bekenntniß vieler Gleich-

gesinnten aus, wenn er in seiner Vorrede zum neuen Testament sagt: „Johannis Evangelium ist das einige zarte Hauptevangelium und den andern drei weit vorzuziehen und höher zu heben" und wenn er seine Darstellung also charakterisirt: „St. Johannes der Evangelist redet so schlechte, einfältige Worte, daß einfältigere Worte nimmermehr würden auf die Welt kommen; und doch gleichwohl redet er unter solcher Einfalt alles, was ein Anderer mit höchster Herrlichkeit, mit schwülstigen, hochtrabenden, aber dunkeln Worten redete."

Ich habe die Eigenthümlichkeit dieses Evangeliums, das ein Theologe das Herz Christi nannte, mit Absicht recht stark hervorgehoben. Aber sollte nun daraus ein Widerspruch gegen die andern Evangelisten sich ergeben, und man zu der Behauptung berechtigt seyn, daß der Johanneische Christus ein anderer sey, als der der übrigen Evangelien?

Man sagt: in den drei ersten Evangelien erscheine Jesus als ein einfacher Volkslehrer, der in faßlichen Gleichnissen und populären Reden überall das Sittliche zum Hauptinhalt seiner Vorträge mache. Hier aber spreche er in sublimen Reden und in mystischer Sprache von metaphysischen Dingen, insbesondere von seiner höheren, göttlichen Natur, seiner Abkunft vom Himmel und seiner Rückkehr in den Himmel. Dort bestreite er seine Gegner hauptsächlich wegen ihrer sittlichen Fehler, hier wegen ihres Unglaubens an ihn. Dort erscheine Jesus mehr als ein mit göttlichen Gaben ausgerüsteter Prophet, hier als der von ätherischem Glanze umflossene Sohn Gottes. — Diese Verschiedenheit ist aber offenbar zu stark markirt. Auch Johannes enthält bildliche, gleichnißartige Reden (z. B. 4, 9 flg. 33 flg. 6, 32 flg. 10, 1 flg. 15, 1 flg.), im Uebrigen aber theilt er besonders solche Unterredungen mit, die im vertrauterem Kreise von Freunden, wie

Nicodemus, oder mit seinen Jüngern, oder mit gelehrten Gegnern gehalten wurden, und wenn er deren Unglauben bekämpft, so unterläßt er nicht, auf die sittliche Wurzel desselben aufmerksam zu machen. Was aber insbesondere seine höhere Natur betrifft, so ist davon allerdings bei Johannes häufiger die Rede. Aber haben denn jene gar nichts davon berührt? Sagt er nicht auch dort, daß ihm alle Dinge von seinem himmlischen Vater, alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sey, und daß nur der Sohn den Vater kenne (Matth. 11, 27. 28, 18.), daß er der Sohn Gottes, in Bälde sitzend zur Rechten Gottes sey (Matth. 26, 64.)? Stellt er sich nicht auch als Weltrichter dar (Matth. 25, 31.)? Vergl. 22, 41 flg.

Also ein ganz anderer Christus, der sich mit dem Bilde der drei ersten Evangelien gar nicht vereinigen ließe, ist der Johanneische auf keinen Fall. Dabei ist aber eine relative Verschiedenheit allerdings nicht zu läugnen, die sich jedoch theils aus der Subjectivität des Apostels, theils aus der Zeit und dem Zwecke der Abfassung des Evangeliums hinreichend erklärt.

Gleichwie das Sonnenlicht sich in verschiedenen Medien auf verschiedene Weise bricht, so mußte auch die Fülle des Lichts und des Lebens, das von der Sonne der Geisterwelt ausströmte, in den Spiegeln der apostolischen Gemüther sich verschieden reflectiren. Ein einzelner Mensch war wohl nicht im Stande, die Totalität des göttlich menschlichen Lebens in einem getreuen Bilde darzustellen. Hatte nun Johannes von Natur mehr Empfänglichkeit für das Sinnige und Gemüthvolle, mehr Innigkeit des Gemüths und Tiefe der Anschauung, mehr innere Verwandtschaft mit dem Geiste Jesu — wie wir daraus zu schließen berechtigt sind, weil ihn der Herr vorzugsweise lieb hatte, so mochte auch das Tiefe, Erhabene, Göttliche in der Person Jesu sich ihm tiefer einprägen.

Und hatte er eine gewisse Weichheit und Hingebung, so mochte er sich auch am leichtesten und reinsten in das göttliche Leben und den Sinn Jesu hineingelebt, und indem er sein langes fast hundertjähriges Leben hindurch in heiliger Stille seinen göttlichen Freund im Herzen trug, am innigsten den Geist Jesu sich angeeignet haben, da wir ja aus seinem Leben Spuren haben, daß sein heftiges Naturell (Luc. 9, 54.) durch den Umgang mit Jesu umgewandelt wurde. Während daher die übrigen mehr die frappantesten und verständlichsten Reden Jesu auffaßten, und ihn so zu sagen mehr von Außen anschauten, war es dem in sich gekehrten Geiste des Johannes vorbehalten, tiefer in sein inneres Leben einzudringen, und daraus das geistigste Bild des Erlösers uns vor die Seele zu stellen. Dabei mag wohl zugegeben werden, daß die längeren Reden nicht buchstäblich so gehalten wurden, sondern etwas von der Johanneischen Sprache und Denkweise an sich tragen. Aber er schrieb sie gewiß mit dem Bewußtseyn, das Wesentliche der Ideen seines Meisters wiederzugeben, und in seinen Geist aufs innigste eingedrungen zu seyn.

Dazu kommt, daß die Zeit, in welcher er schrieb, eine etwas andere geworden war, als diejenige, in welche muthmaßlich die Abfassung der ersten Evangelien fällt. Die christlichen Gemeinden waren schon über die ersten Anfangsgründe des christlichen Glaubens hinaus, das Christenthum hatte sich schon zum Theil mit philosophischen Elementen vermischt, die etwas Wahres in sich enthielten, aber leicht auch zu großen Irrthümern führen konnten, es waren schon falsche Lehren und Speculationen eingedrungen. Es galt nicht blos Juden und Heiden zu belehren, sondern die Mitglieder der christlichen Gemeinde selbst vor Verirrungen zu bewahren. Zu diesem Zwecke mußte das Evangelium in einer ganz andern Weise und von anderem Standpunkte aus vorgetragen werden, als

früher. Und dazu fühlte derjenige, in dem das christliche Bewußtseyn durch die längere Erfahrung des Geistes der Wahrheit sich am reinsten verklärt hatte, am meisten inneren Beruf in sich. Für diesen Zweck mußte es ihm auch angemessen scheinen, vorzugsweise diejenigen Reden, in welchen es Jesus zu Jerusalem mit der gebildeten Klasse zu thun hatte, und in der dialektisch-künstlerischen Form mitzutheilen, und dadurch zu zeigen, daß ausser dem durch die drei ersten Evangelien fixirten Cyclus von Reden und Thaten des Herrn noch Anderes vorhanden sey, was höheren Anforderungen einer gebildeten Welt genüge.

Jedoch es finden sich häufig sogar Widersprüche in Nebendingen in den Evangelien, nicht blos zwischen Johannes und den drei ersten Evangelisten, sondern auch zwischen diesen selbst miteinander verglichen. Man hat in der früheren Zeit gemeint, zur Ehre der Evangelisten sie alle lösen zu müssen, und hiezu großen Scharfsinn angewendet, was aber häufig zu künstlichen und unnatürlichen Erklärungen geführt hat. In der neuesten Zeit richtet sich der Scharfsinn darauf, recht viele solcher Widersprüche aufzufinden, um daraus zu beweisen, daß wir in den Evangelien keine historisch treue Relationen haben. Aber ist man hiezu berechtigt? Es kann ja wohl seyn, daß wir bei der Kürze und Abgebrochenheit der Erzählungen, bei dem verschiedenen Zwecke der Anordnung und Zusammenstellung, bei dem Mangel an anderweitigen, aussertestamentlichen Nachrichten jetzt nicht mehr im Stande sind, die scheinbaren Widersprüche genügend zu lösen, ohne daß daraus auf Mangel an Glaubwürdigkeit geschlossen werden dürfte. Es liegt ja offen zu Tage, daß es den Evangelisten bei ihrer Unfähigkeit zu einer kunstgerechten Historiographie auch nicht auf eine genaue chronologische und topographische Anordnung ankam, daß sie gleichen

Aussprüchen oder Handlungen Jesu der eine diese, der andere jene Stelle anweisen, daß sie dasselbe Faktum bald kürzer, bald ausführlicher darstellen konnten, unbekümmert selbst um den Schein der Nachläßigkeit oder Ungründlichkeit, da ihre Hauptabsicht dahin gieng, gewisse Facta und Lehren, aus welchen Jesus als der Erlöser der Welt sicher erkannt werden könnte, worin sie im Wesentlichen auch alle einstimmig sind, hervorzuheben. Wer würde sich z. B. berechtigt halten, die Bekehrungsgeschichte des Apostels Paulus für unhistorisch zu halten, obgleich in der dreifachen Relation derselben in der Apostelgeschichte (c. 9, 3 flg. 22, 6 flg. 26, 12 flg.), die doch gewiß Lucas aus dem Munde des Apostels selbst hatte, jedesmal die Nebenumstände auf verschiedene, zum Theil widersprechend scheinende Weise erzählt sind? Die Kritik sollte in der heiligen Geschichte wenigstens nicht strenger seyn, als in der Profangeschichte, wo man durch Varietät der Erzählungen in Nebendingen sich nicht sofort in seinem Glauben an das Factum selbst irre machen läßt. Solche Widersprüche sind daher, wenn sie untergeordnete Punkte betreffen, vielmehr köstliche Kleinodien, zuverlässige Bürgschaften für die Unbefangenheit der Erzähler. Gerade wenn sie fehlten, und überall durchgängige Harmonie herrschte, könnte man dem Verdachte Raum geben, daß die evangelischen Berichte etwas Verabredetes, und ohne irgend einen Antheil der Eigenthümlichkeit der Verfasser an denselben gleichsam aus Einem Munde geflossen seyen. Aber eben wenn bei der Gleichheit in den Hauptsachen Abweichungen und Widersprüche in den Nebendingen sich finden, ohne eine Spur des Bestrebens, sie zu verwischen oder auszugleichen, so ist dieß der beste Beweis für die Arglosigkeit und Einfalt der Erzähler*). Die Widersprüche

*) „Für Kritiker, die eine römische oder griechische Ge-

in der Lehre aber sind nur scheinbar; sie lassen sich auf die verschiedene Lehrweise Jesu selbst, und auf die verschiedene Fähigkeit der Referenten, sie darzustellen, oder auf die verschiedenen Bedürfnisse der Lehrer und Zeiten, für welche sie schrieben, zurückführen.

Und so finde ich es denn höchst bedeutungsvoll, daß eine vierfache Darstellung des Lebens Jesu uns überliefert worden, als wodurch nicht nur die historische Wahrheit verbürgt, sondern namentlich auch jeder einseitigen Auffassung und Aneignung Jesu vorgebeugt ist, indem sich die vier Gemälde gegenseitig ergänzen, und jeder Christ nach seiner Individualität das eine oder das andere vorziehen mag — er wird doch immer denselbigen und einigen Christus haben. Weder das Bild in den drei ersten Evangelien, noch dasjenige, welches Johannes giebt, ist das vollkommen treue Abbild von dem innern und äussern, dem göttlichen und menschlichen Christus, sondern nur das von beiderlei Auffassungen zusammengesetzte. Insofern sagt Luther treffend: „weil der Evangelist Johannes durch und durch den Hauptartikel aufs gewaltigste getrieben hat, und billig daher der höheste und fürnehmste Evangelist geachtet ist: so haben St. Matthäus, Marcus und Lucas auch das andere Stück vor sich genommen und stark getrieben, daß es auch nicht vergessen würde. Also, daß sie in dem Stück besser sind, denn Johannes, und er wiederum in jenem.“ Und wenn

---

schichte suchen, haben die Evangelisten nicht schreiben wollen; und es werden ihnen allemal Leser bleiben, wie klein und verachtet ihre Anzahl sey, welche die Unbefangenheit ihres Geistes, die planlose Einfalt ihres Ganges, kurz das aufrichtige, list- und harmlose Ganze ihrer Erzählung so bemerken werden, wie man ein offenes Gesicht und die kunstlose Relation eines gemeinen Mannes bemerkt und mit sich einigt.“ Herder.

uns die unmittelbare Anschauung Jesu Christi und der unmittelbare Eindruck seiner Lehren und Thaten, woraus in der Urzeit der Glaube hervorgieng, versagt ist; so haben wir doch dafür so viel möglich einen Ersatz in dem geschriebenen Worte, worin sich das Urbild in nie alternder, frischer Kraft und Lebendigkeit dem glaubigen Blicke darstellt.

Laß mich nur noch Eines beisetzen, was noch hieher gehört. Da man so häufig die Wundersucht den Aposteln vorwirft, so will ich Dir einmal an einigen Proben aus den unechten (apokryphischen) Evangelien zeigen, was Wundersucht heiße. In dem Evangelium von der Kindheit Jesu wird erzählt: Als fünfjähriger Knabe bildete Jesus am Sabbat aus dem Leimen eines Baches 12 Sperlinge, und als ihn sein Vater wegen der Entweihung des Sabbats zur Rede stellte, klatschte er in die Hände und ließ die Sperlinge fliegen. — Ein andermal sammelte er die trüben Wasser eines Bachs, woran er mit andern Knaben spielte, in Gruben, und machte sie plötzlich durch sein Wort rein und klar. Ein Knabe aber zerstörte ihm die Gruben mit einer Weide. Da machte er ihn zur Strafe sogleich verdorren, heilte ihn aber wieder auf inständiges Bitten seiner Eltern bis auf ein kleines Glied, das er zum Andenken lahm behalten sollte. — Er sollte einmal seiner Mutter Wasser aus dem Brunnen holen; indem er aber den gefüllten Krug aufhob, zerbrach er. Da breitete er sein Handtuch aus, und brachte das Wasser in demselben seiner Mutter. — Dem Lehrer, der ihm die Buchstaben beibringen wollte, sagte er auf der Stelle alle nach der Reihe her, und unterrichtete denselben sogar in den Propheten. — In einem andern Evangelium wird erzählt, daß, als Jesus zu Pilatus eintrat, sich vor ihm die Spitzen der römischen Fahnen zur Erde beugten, und zwar mehrmals, obgleich

von den stärsten Männern getragen. — Und solche seltsame und abentheuerliche Erzählungen enthalten sie die Menge. Fühlst du jetzt, was Wundersucht heißt? und scheint Dir dagegen gehalten im neuen Testament nicht alles so natürlich, so passend, so zweckmäßig, als ob es so seyn müßte? Trägt nicht der ganze Ton in unsern kanonischen Evangelien, verglichen mit den affectirten, abentheuerlichen, legendenartigen, geschmacklosen Erzählungen der unechten Evangelien, in sich selbst das Gepräge der Wahrheit?

Du siehst, wie schon eine rein menschliche Betrachtung dieser Schriften, eine unbefangene Anschauung und Würdigung ihres Tones einen nöthigt, das Gepräge der höchsten Wahrheit und Zuverläßigkeit in ihnen anzuerkennen — die freilich demjenigen, der auf den Grund der Verheißung Christi die Verfasser derselben zugleich unter der Leitung des göttlichen Geistes stehend glaubt, noch viel entschiedener ist. Es ist Etwas, nenne man es Gefühl oder Anschauungssinn oder wie man sonst will, ein Etwas, das schneller und richtiger entscheidet, als jeder gelehrte Beweis, ein namenloses Etwas, das auf den ersten Eindruck ein ehrliches Gesicht von dem Schalksgesicht unterscheidet, welches jedem einfältigen Freunde der Wahrheit zuruft: Wenn je etwas in der Welt Wahrheit zu heißen verdient, so ist die Geschichte Jesu Wahrheit.

Wir haben jedoch bisher nur von der Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte gesprochen, weil auf ihnen vorzugsweise die Anschauung des Urchristenthums beruht. Aber gewähren uns auch die übrigen Schriften, namentlich, um nicht zu sehr ins Einzelne zu gehen, die Paulinischen Briefe ein treues Bild desselben? Man wirft dem Apostel Paulus besonders vor, daß er zu der ursprünglichen, einfachen Predigt Christi so vieles aus seinem Eigenen hinzugesetzt, neue Lehren aufgebracht, und

eine eigene Dogmatik in die christliche Welt eingeführt habe. Dieser Vorwurf hat, die Sache oberflächlich angesehen, allerdings einigen Schein. Aber man bedenkt dabei nicht, welche reiche Keime von Wahrheit die Lehre Jesu enthält, die erst nach seinem Hingange sich dem glaubigen Blicke entfalteten, und wie das Christenthum in seiner weiteren Entwicklung und im Zusammenstoße mit mancherlei Widersachern unmöglich in seiner ursprünglichen Einfachheit beharren konnte. Es mußte eine für jene Bedürfnisse nothwendige neue Lehrform annehmen. So weit es nun blose Form ist (z. B. die dialektische Entwicklung, rabbinische Beweisführungen u. dgl.), so stammt dieß allerdings nur aus der eigenthümlichen, gelehrten Bildung des Apostels. Aber was den Inhalt seiner Lehren betrifft, so zeigt eine vorurtheilsfreie Vergleichung mit den Evangelien, daß er ganz im Geiste derselben lehrte und dachte. Bedenkt man ferner, wie ernst er im Briefe an die Galater (c. 1. 2.) und sonst auf das echte, unverfälschte Evangelium dringt, wie er manchmal seine eigenen Ansichten von den Lehren des Herrn unterscheidet, so muß jeder Verdacht einer willkührlichen Auffassung und Fortbildung des Christenthums schwinden.

Allerdings aber soll eine gewisse Eigenthümlichkeit in dem Lehrbegriffe der Apostel, wie er uns in ihren Briefen vorliegt, nicht geläugnet werden, was nur die Befangenheit verkennen kann. Wie sich das Bild Christi (nach dem obigen) in Johannes etwas anders reflectirt, als in Matthäus, so ist auch die Art, wie er den christlichen Gehalt in seinen Briefen entwickelt, eine andere, als die Paulinische, und wie sehr unterscheidet sich diese wieder von der des Petrus und noch mehr des Jakobus. Aber konnte dieses bei der verschiedenen Individualität und dem eigenthümlichen Bildungsgange derselben anders seyn? Und wirkte nicht Jeder wieder in

einem besonderen Kreise, wo andere Bedürfnisse, Gegensätze, Irrthümer, sittliche Gebrechen zu berücksichtigen waren? Sollte das Christenthum nicht als ein todter, starrer Buchstabe in Einer bestimmten Form der Menschheit gegeben werden, sondern als ein lebendiges Princip, und sollte es geeignet seyn, mit den verschiedensten Individualitäten sich zu assimiliren: so mußte es schon in seinen ersten Empfängern in einer gewissen Mannigfaltigkeit der Auffassungsweise erscheinen, und eben dadurch seine stille Erhabenheit über die Einseitigkeit der Systeme, die sich später daraus gebildet haben, beurkunden. Ja es kann auch zugegeben werden, daß einige seiner ersten Organe mehr auf einer niedrigeren, an das Judenthum sich näher anschließenden Stufe stehen geblieben sind, während andere die Hülle selbständiger durchbrochen, und eine höhere, freiere Entwicklungsstufe des christlichen Bewußtseyns erreicht haben. Aber dieser Unterschied geht nicht bis zum eigentlichen Widerspruch fort, sondern er stellt nur die Einheit des christlichen Geistes auf verschiedenen sich einander ergänzenden Stufen dar. Dieß findet namentlich seine Anwendung auf das Verhältniß zwischen Paulus und Jakobus, die selbst Luther in einem unauflöslichen Widerspruche mit einander begriffen wähnte, und die doch beide gewisse Grundideen des Christenthums (Glauben und Rechthandeln), aber im Gegensatze gegen herrschende Irrthümer der eine mehr diese, der andere mehr jene hervorheben.

Einen Einwand muß ich noch berücksichtigen, den Du in Deinem letzten Briefe durchblicken ließest, und der sich auf die Auslegung der heiligen Schrift bezieht — es ist der Vorwurf der Dunkelheit und Vieldeutigkeit der heiligen Schrift. Es ist dieß ein häufiger Vorwurf, und Du weißt, wie er sogar von der römischen Kirche benützt wurde, um das Verbot der Bibellesung für

die Laien zu rechtfertigen. Man sagt: die Schrift sey eine wächserne Nase, die jeder so oder anders drehen könne. Die verschiedenen Secten haben den widersprechendsten Inhalt daraus entwickelt. Ja man könne keinen festen Glauben darauf bauen, da ja immer die Möglichkeit angenommen werden müsse, daß durch gründlichere Schriftforschung noch ein ganz anderes Ergebniß gewonnen werden könne. — Nun ist freilich Manches in sofern dunkel zu nennen, als es sich oft auf historische und lokale Verhältnisse der damaligen Zeit bezieht, die wir eben nicht mehr so genau kennen, und aus den Schriften erst oft errathen müssen, oder liegt die Dunkelheit oft in der kurzen, abgebrochenen Schreibart. Aber sie geht auf keinen Fall so weit, daß sie auf die Hauptthatsachen und Hauptlehren des Christenthums sich bezöge, vielmehr sind diese — die zur Erreichung des Heils nothwendigen Stücke — so hell und klar ausgesprochen, daß sie auch vom Kinde verstanden werden können, und es ist nichts als Schlaffheit, Unaufmerksamkeit, Affectation oder Zweifelsüchtelei, wenn man sich so stellt, als ob alles so dunkel, schwersinnig oder zweideutig sey. Oder wenn auch eine Dunkelheit in den Hauptlehren statt findet, so liegt sie gewöhnlich nicht in der Darstellung, sondern in dem Wesen und der Beschaffenheit der Sache und der Lehre selbst, die entweder ihrer Natur nach vor dem endlichen Verstande nicht bloß und aufgedeckt daliegt, sondern dem Glauben und der Ahnung zugehört, oder nur dem weltlichen Sinne verschlossen ist, während sie vom kindlich reinen Herzen leicht und klar gefaßt wird (Matth. 5, 8. 11, 25.).

Auf die Dunkelheit könnte auch die nicht zu läugnende Vieldeutigkeit mancher Stellen hinweisen, wie wir denn über eine einzige Stelle (Galater 3, 20.) mehr als drittehalbhundert Erklärungen haben. Man

macht dieß häufig der Bibel sehr zum Vorwurf. Man sagt: „Von den Glaubigen selbst erklärt der eine dieß, der andere jenes für Bibellehre. Wird Niemand bestimmt, der Richter sey, so ist keine Einigkeit zu erlangen, und wird einer zum Richter bestimmt, so sind wir in die Fesseln eines Pabstthums gelegt. Nie sind die Gelehrten über Sinn und Inhalt der Gesänge Homers oder Ovids Metamorphosen so in Uneinigkeit und Streit gewesen, als sie es bis auf diese Stunde über Sinn und Inhalt der Bibel sind." Aber auch dieß möchte eher ein Vorzug, als Vorwurf der heiligen Schrift seyn. Es ist die Natur der Flachheit, daß sie Jedem auf dieselbe leicht verständliche Weise sich darstellt, während das Tiefe und Geistreiche verschiedene Ansichten und Auslegungen zuläßt, gleichwie der Edelstein in dem mannigfaltigsten Farbenspiele schimmert. Schon die Sprache der Bibel ist sinniger, reicher, tiefer, als die meisten andern Sprachen, gewisse Ausdrücke, (wie Leben, Licht, Geist, Fleisch) schliessen eine große Mannigfaltigkeit von Beziehungen in sich, und gerade der tiefsinnigste Apostel, Johannes, ist voll von Andeutungen und Winken, und schließt in die einfachsten Worte den umfassendsten Sinn ein, gleich stillen Wassern, die tief gründen. Und wenn der hohe Geist Jesu oft über die nächste Gegenwart in die fernen Jahrhunderte hinausblickt, und Nahes und Fernes in Einem Blicke, in Einem Worte zusammen faßt: wie leicht kann dann im Geschäft der Auslegung eine Vielheit der Auffassung entstehen! Es ist die wunderbare Originalität, Vielseitigkeit, Totalität, ja Unermeßlichkeit des Inhalts der heiligen Schrift, die selbst Göthe an ihr rühmt (s. Farbenlehre II. 140. flg.); es ist so zu sagen ihr himmelträchtiger Sinn — ein Ausdruck Luthers —

woran die Geister stets zu deuten, zu schöpfen haben werden, jeder nach dem Maße des Glaubens oder des Talents. Sie ist gleich dem Sternenhimmel, woran das blödeste Auge die hellsten und hervorleuchtendsten Gestirne schaut, das schärfere auch die minder hellglänzenden, und das mit dem Herschelschen Teleskop bewaffnete, selbst Nebelflecken auflöst: aber immer bleiben noch viele unaufgelöst, und darüber hinaus liegt noch immer die Unendlichkeit. Eben dieses Gefühl, daß das Verständniß der Schrift nicht ein für allemal als abgeschlossen zu betrachten sey, führt immer tiefer in die Erforschungen derselben hinein. Diese Unermeßlichkeit und Unerschöpflichkeit der Bibel bezeichnet treffend eine höchst naive Aeusserung Luthers, die ich mich nicht enthalten kann, Dir mitzutheilen. Er sagt nämlich: „Ich habe nun etliche Jahr die Bibel jährlich zweimal ausgelesen, und wenn sie ein großer mächtiger Baum wäre, und alle Worte wären Aestlein und Zweiglein, so habe ich doch an allen Aestlein und Zweiglein angeklopft und gern wissen wollen, was daran wäre und was sie vermöchten, und allzeit noch ein Paar Früchte heruntergeklopft."

Die meisten Dunkelheiten, um auf den obigen Vorwurf zurück zu kommen, verschwinden ferner durch treue Benützung des Lichts, womit die heilige Schrift sich selbst beleuchtet. Es bedarf keiner großen Gelehrsamkeit, die gerade oft den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, sondern nur eines einfachen, durch die Schrift selbst erleuchteten Sinnes, und einer sorgfältigen, gewissenhaften Gegeneinanderhaltung und Vergleichung der Hauptstellen, um über den Sinn und die Bedeutung derselben ins Reine zu kommen. Die Bibel erklärt sich selbst, wie die Natur sich selbst.

Alle Gelehrsamkeit in Ehren — aber glaube mir,

daß, wenn sie in die Bibel einen Sinn hineinzaubert, der ein der Sprache mächtiger Laie nie darin gefunden hätte, oder den Sinn, den jeder unbefangene Leser für den natürlichsten gehalten hätte, hinwegzaubert, sie keine echte, christliche Gelehrsamkeit mehr ist. Gerade die wichtigsten Heilswahrheiten liegen klar und offen vor dem Verständnisse des unbefangenen Laien. „So wie die Weine, sagt ein großer Philosoph und Naturforscher (Bako von Verulam), die der erste gelinde Druck giebt, süßer sind, als die, welche später von der Kelter ausgepreßt werden, und von der Haut und den Kernen der Beere einen schärfern Geschmack annehmen: so sind auch diejenigen Lehren besonders heilsam und lieblich, welche sich auf den ersten Blick aus der Schrift ergeben, und durch einen leichten Druck von ihr ausfließen." Was aber die gelehrten Auslegungen betrifft, so zeigt sich bei aller Divergenz im Einzelnen doch in Bezug auf die Hauptsache eine Uebereinstimmung, bei welcher das Wesentliche des christlichen Glaubens nimmer im Zweifel seyn kann; und jemehr man sich besonders in der neuesten Zeit über die Grundsätze der Auslegung verständigt, und von dogmatischen Vorurtheilen befreit hat, desto auffallender haben sich die Ergebnisse der Schriftauslegung einander genähert.

Ich werde übrigens nach dem Bisherigen kaum mehr nöthig haben, Dir zu bemerken, daß nicht gerade Alles, was in dem neuen Testament steht, auch zum Christenthum zu rechnen oder als Bestandtheil des christlichen Glaubens zu betrachten sey. Du weißt, in wie mancherlei Verhältnissen die heiligen Schriftsteller standen, und wie sie bald Regeln der Weltklugheit mittheilen, bald auf ganz individuelle Umstände ihrer Zeit Rücksicht nehmen, und Du wirst es selbst unbillig finden, von ihnen zu verlangen, daß sie jedesmal ausdrücklich bei-

setzten: das gehört aber nicht zum Glauben. Du wirst es natürlich finden, daß sie der verständigen Einsicht künftiger Leser so viel Urtheilskraft zutrauten, diesen Unterschied selbst zu machen, und aus der Masse verschiedenartiger Beziehungen den wahren und bleibenden Gehalt des christlichen Glaubens auszuziehen. „Bestehet denn, sagt Herder in dieser Beziehung, der menschliche Körper allein aus Blut, aus Lebenssäften? braucht er nicht auch Knochen, Häute, Adern, Nerven und hundert andere Gefäße? ohne die jene weder bereitet, noch erhalten, noch genutzt werden können. Genau so ist's mit dem Mancherlei der Offenbarung, in dem sich eben das feinste, geistigste Eins offenbaret." Freilich ist in der Bestimmung dessen, was zum Glauben gehöre oder nicht, was blos zeitlich und örtlich, unwesentlich oder wesentlich sey, eine gewisse Subjectivität der Ansichten unvermeidlich. Aber die Unterscheidung wird sich doch, jemehr man gewisse Grundideen des Christenthums als leitende Gedanken festhält, desto sicherer vollbringen lassen. Ebenso verfehlt wäre es, wenn man die Bibel als entscheidende Richterin in Absicht auf wissenschaftliche, z. B. physikalische Fragen ansehen wollte, wie bekanntlich nicht blos römische, sondern auch lutherische Theologen bis ins siebenzehnte Jahrhundert herein das Copernikanische System für wahr zu halten, aus falscher Verehrung für die Bibel (Josua 10, 12. 13.) Bedenken trugen. Der geniale Keppler bemerkt hierüber schon ganz richtig: „Die Bibel spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit den Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sie will einen höhern Zweck erreichen*)."

*) Ebenso bemerkt schon Augustin in Bezug auf solchen Mißbrauch der Schrift: „Christus wollte uns nicht zu Mathematikern, sondern zu Christen machen."

Aber obwohl die Verfasser des neuen Testaments nicht darauf ausgegangen sind, ein in allen Theilen zusammenhängendes Lehrgebäude der christlichen Religion zu geben, so haben sie doch die Principien des christlichen Glaubens und Lebens auf die mannigfaltigste Weise ausgesprochen, und die wichtigsten Folgerungen daraus gezogen, so daß, wenn auch alles Locale und Temporelle, ausgeschieden wird, man im Stande ist, auf den bleibenden Grund derselben ein wohlgeordnetes, der Idee entsprechendes System aufzubauen.

Doch dieses Kapitel würde mich zu weit führen, da ich eigentlich nur die Absicht hatte, deine Zweifel in Bezug auf die Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriften zu beantworten. Erwäge das Geschriebene mit unbefangenem Sinne, und ich bin gewiß, daß mir deine Zustimmung nicht entgehen wird. Lebe wohl.

Vierter Brief.

Du wirst nun, lieber Freund, nachdem ich durch so mancherlei Gänge und Vorhallen mit Dir gewandert, billig erwarten, daß ich endlich in das Innere des Tempels selbst Dich einführen, daß ich den Geist, das eigentliche Wesen, das Charakteristische des Christenthums Dir darstellen werde. Es soll geschehen, soweit mein Auge selbst bis jetzt dasselbe geschaut hat. Denn ich kann Dir nicht zumuthen zu glauben, daß gerade meine Darstellung die echte, originelle und untrügliche seyn werde. Bei dem unendlichen Reichthum des Christenthums, womit es alle Kräfte des Menschen in Anspruch nimmt, alle Saiten des menschlichen Herzens berührt, faßt es der eine von dieser, der andere von jener Seite vorzugsweise auf, je nachdem eben seine Individualität besonders dadurch angesprochen wird. Und der Gegensatz dieser Auffassungen ist noch nie schärfer und allgemeiner gewesen, als eben zur jetzigen Zeit. Was der eine für die Hauptsache hält, das ist dem andern blos Hülle und Einkleidung und umgekehrt. Auch muß ich Dir gleich an der Schwelle erklären, daß das eigentliche Wesen des Christenthums nicht darin besteht, worein es von Vielen gesetzt wird — daß es nämlich eine gewisse Summe neuer, vorher unbekannter Lehren in die Welt eingeführt hat. Es sind, wie die Forschungen der ältern Religionsgeschichte gelehrt haben, deren wenige, die nicht auch früher schon, freilich in unvollkommener

Gestalt, da oder dort vorhanden gewesen wären. Es hat nicht sowohl Neues, der Menschheit vorher durchaus Fremdes gelehrt (obwohl der ganze Geist und die Anstalt des Christenthums allerdings etwas Neues ist, vergl. Matth. 9, 16 flg. 26, 28. 1 Joh. 2, 8.), als vielmehr die uralten, der Menschheit eingepflanzten, aber verhüllten Wahrheiten zu hellerem Verständniß und allgemeinem Bewußtseyn gebracht. Und dann ist das Christenthum nicht blos Lehre, sondern hauptsächlich Leben*); es beruht auf einer lebendigen Thatsache, die von allen, welche sich Christen nennen, anerkannt wird, auf der durch Christum geschehenen Erlösung, wenn gleich der Begriff der Erlösung wieder bald weiter, bald enger gefaßt wird; es ist ein lebendiges Institut, eine fortwirkende Kraft, wodurch das Bewußtseyn seiner Bekenner stets aufs Neue angeregt, und zur Quelle einer religiös-sittlichen Gesinnungs- und Handlungsweise gemacht wird. Dieser sein lebendigmachender Geist ist der ewig fortwirkende und nie alternde, wenn auch die Lehrmeinungen gleich den Wolken am Firmament sich vielgestaltig färben. Das Christenthum ist, wie es Paulus bezeichnet, eine Erkenntniß der Wahrheit, die zur Gottseligkeit treibt (Tit. 1, 1.) ein Leben der Seele, das aus Gott ist (Ephes. 4, 18.) ein Dienst des lebendigen und wahren Gottes (1 Thess. 1, 9), eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben (Röm. 1, 16), die Botschaft der heilsamen Gnade Gottes, die allen Menschen erschienen ist, und uns ermahnt, daß wir sollen

---

*) Dieses vielsagende, durch Begriffe nicht völlig zu erschöpfende Wort ist besonders ein Lieblingsausdruck des Johannes, der die ganze Summe des Christenthums in den Worten concentrirt (1 Br. 1, 2.): „das Leben ist erschienen.“

verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt, und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi u. s. w. (Tit. 2, 11—14). Es ist, wie Petrus sich ausdrückt, die Erkenntniß Gottes und Jesu Christi, wodurch göttliche Kraft zu göttlichem Wandel geschenkt wird, nebst der Verheißung der Theilnahme an der göttlichen Natur (1 Petr. 5, 10.). Der Kern des Christenthums ist die Anweisung, wie der Mensch durch den Glauben an Christum zu seliger Harmonie mit Gott und zur Erreichung des Ziels der Vollkommenheit gelangen könne.

Obgleich jedoch das Christenthum, wie bemerkt, That und Leben ist, so ist auf der andern Seite eben so wenig zu verkennen, daß ein eigenthümlicher Vorzug desselben der ist, daß es in der Form der Lehre erschienen ist. Die Lehre ist der feste Haltpunkt, auf welchen das vielgestaltige Leben sich basiren, die Norm, wornach es sich richten, der Kern, um welchen alle neue Produktionen im christlichen Denken und Leben sich anschließen müssen. Sie ist die Quelle, woraus nach Zeiten der Verdunklung, Verwirrung und Verweltlichung das christliche Leben immer aufs Neue sich wieder gebiert. Es sind die Ideen des Christenthums, wie sie sich theils in der Glaubens-, theils in der Sittenlehre ausdrücken, die seinen entscheidenden Charakter ausmachen, und wodurch die Welt umgewandelt worden. Ich will daher versuchen, dieselben, so weit es in der Kürze möglich ist, ohne eine vollständige Glaubens- und Sittenlehre zu schreiben, darzustellen.

Zuvor aber muß ich bemerken, daß eben, indem es sich von der Darstellung der dem Christenthum wesentlichen Ideen handelt, manche in der Schrift enthaltene Vorstellung als unwesentlich oder als blos zeitliche Fas-

sung und Hülle gewisser Gedanken bei Seite gelassen werden kann. Ob zwar eben in Absicht auf die Unterscheidung dessen, was wesentlich und unwesentlich, was zeitliche Hülle oder ewige Wahrheit sey, noch lange keine allgemeine Uebereinstimmung unter den Christen wird erwartet werden können: so macht sich jene Forderung, zu unterscheiden, doch immer wieder aufs neue als ein Vernunftbedürfniß geltend, und es kommt nur darauf an, daß es nicht nach Willkühr, sondern aus dem Geiste des Christenthums selbst heraus geschehe.

Versetzen wir uns nun in die Mitte desselben, und suchen wir den Grundgedanken auf, in welchem Anfang, Mitte und Ende beschlossen ist, und von welchem als dem Mittelpunkte die einzelnen Radien nach allen Seiten der Peripherie auslaufen. Es ist dieß eine Idee, die wir nirgends ausserhalb des Christenthums finden, und durch deren Fassung und Vollziehung Jesus Christus ewig als der einzige, über alle Menschengeister erhabene Geist erscheint und erscheinen wird — die Idee des Reichs Gottes oder des Himmelreichs. Mit der Ankündigung und Gründung dieses Reichs hat Jesus seine öffentliche Wirksamkeit begonnen (Math. 4, 17. 23. 9, 35. Marc. 1, 14. 15. Luc. 4, 43. 44. 8, 1.), diese Idee ist das Geheimniß des göttlichen Willens, das von der Welt her in Gott verborgen zur bestimmten Zeit den Menschen verkündigt worden, und worin alle Schätze der Weisheit verborgen sind (Eph. 1, 9. 10. 3, 9. Col. 2, 2. 3.), und die Verwirklichung derselben nach ihrem ganzen Inhalte und Umfange ist der strahlende Schlußpunkt der ganzen Entwicklungs- und Bildungs-Geschichte endlicher Geister (1 Cor. 15, 24.). Auf diese Grundidee beziehen sich alle Lehren des christlichen Glaubens, und aus ihr lassen sich alle sittlichen Forderungen ableiten. Sie bezeichnet die Vereinigung der ganzen Menschheit zu Einer

vom Bewußtseyn Gottes erfüllten Gemeinde, in welcher der Wille Gottes das oberste Gesetz, die Liebe zu Gott und um Gotteswillen zu den Menschen das gemeinsame Band, und ein harmonisches, seliges Leben die nothwendige Folge ist. Es ist eine Anstalt, die Menschen zu einem göttlichen Leben zu führen, die zwar von Gott als ihrem letzten Grunde ausgeht, aber nur durch ein Wesen verwirklicht werden kann, in welchem das göttliche Leben selbst in ungetrübter Fülle und Klarheit wohnt, und von dessen menschlich-geschichtlicher Erscheinung aus sich jenes Leben in immer weiteren Kreisen ausbreitet bis zur Vollendung. Ein solches ist Jesus Christus. Er schloß sich zwar mit dieser Idee an die geschichtliche Entwicklung seines Volks an, in welchem das Gottesbewußtseyn zum Mittelpunkt und zur Grundlage aller gesellschaftlichen Einrichtungen gemacht, und so in partikulärer Form das künftige universelle Reich theils vorgebildet, theils geweissagt worden war. Aber er hob jenes Reich aus seiner Beschränkung und sinnlichen Hülle (Joh. 18, 36.), worin es dem jüdischen Blicke noch erschienen war, heraus, und entwickelte es zu einem geistigen, innerlichen, die ganze Menschheit umfassenden Reiche (Matth. 24, 14. 28, 18—20). Es breitet sich zwar äusserlich aus, in räumlicher Ausdehnung, aber ist seinem Wesen nach doch nur ein innerliches, bestehend in der sittlichen Vollendung seiner Mitbürger (Matth. 5—7. Röm. 14, 17.), und erst am Ende der Dinge wird auch das Aeussere in einem entsprechenden Verhältnisse zu demselben stehen (Röm. 8, 19 flg.). Ja dieses Reich umfaßt nicht blos die Bewohner der Erde (Eph. 2, 14—16.), sondern in demselben ist auch die ganze Geisterwelt mit der Menschheit zu einer Gottesgemeinde vereinigt (Col. 1, 20. Eph. 1, 10. Hebr. 12, 22. 23.).

Dieses Reich Gottes wird nun in der Schrift von

einer gedoppelten Seite dargestellt, theils als ein dies-seitiges, theils als ein jenseitiges. Sofern der Stifter desselben mit der Fülle göttlichen Lebens und mit göttlicher Vollmacht auf Erden erschienen ist, den Grund zu demselben gelegt, und einen Kreis von Jüngern um sich gesammelt hat, kündigt er dasselbe als ein, freilich nur dem Keime nach, bereits gegenwärtiges an (Matth. 4, 17. Luc. 17, 21.). Es ist gegenwärtig in der Person des Erlösers und seiner Glaubigen. Aber es ist zugleich ein werdendes, wachsendes, das im Kampfe mit der Welt und Sünde nur langsam und allmälig nach innen und nach Aussen seiner Vollendung entgegegen reift (Matth. 13, 31 flg.). Wird es nach seiner absoluten Vollendung betrachtet, dann ist es ein zukünftiges, jenseitiges, und in dieser Beziehung wird es auch am häufigsten in der Schrift als höchstes Gut, als Gegenstand der Hoffnung und des sittlichen Strebens dargestellt (vergl. Matth. 13, 44. 25, 34. 26, 29. Luc. 13, 29. 1 Cor. 15, 28. 50 u. a.). In letzterem Sinne fällt es mit dem Begriffe der ewigen Seligkeit zusammen, die nach der christlichen Lehre zwar auch diesseits schon beginnt (Joh. 5, 24. 6, 40.), aber erst jenseits in ungetrübter Vollendung bestehen wird.

Von dieser Grundidee des Reichs Gottes gehen wie von einem Stamme die einzelnen Zweige der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aus. Sie schließt in sich die Lehre von Gott, als dem Urheber dieses Reichs, die Lehre von dem Menschen als dem Bürger dieses Reichs, die Lehre von Christo als dem Vermittler dieses Reichs, die Lehre von den sittlichen Bedingungen und Pflichten, durch welche die Theilnahme an demselben bedingt ist, sowie von den Entwicklungsstufen und der Vollendung desselben im jenseitigen Leben.

Was nun vorerst die Lehre von Gott betrifft, so

mag es genügen, mit Uebergehung dessen, was sowohl, im alten Bunde, als in dem allgemeinen religiösen Bewußtseyn Wahres von Gott enthalten ist, und vom Christenthum theils bestätigt, theils vorausgesetzt wird, hauptsächlich dasjenige hervorzuheben, was der christlichen Gotteslehre eigenthümlich ist. Dahin gehört vor allem die Lehre, daß zwar allen Geistern ein Bewußtseyn Gottes inwohnt (Röm. 1, 19. 20. Ag. 17, 23. Jak. 2, 19.), auch seine ewige Kraft und Gottheit mittelbarer Weise aus der Schöpfung erkannt wird (Röm. 1, 20.), derselbe aber seinem innern Wesen nach über die menschliche, anschauliche Erkenntniß weit erhaben (1 Joh. 4, 12. 1 Tim. 6, 16.), und nur durch seinen Sohn, Jesum Christum auf die vollkommenste Weise uns offenbar geworden ist (Joh. 1, 18. 14, 9. 12, 45. Matth. 11, 27.). Daher wird die Erkenntniß Gottes und Jesu Christi aufs engste mit einander verknüpft (Joh. 17, 3.). Durch Christum wird uns Gott nicht blos als der reine, absolute Geist, dem mit keinerlei sinnlicher Verehrung gedient seyn kann (Joh. 4, 24.), und der in sich selbst die Quelle alles Seyns und Lebens hat (Joh. 5, 26.), als der allein Gute (Matth. 19, 17.) und Vollkommene (5, 48.) dargestellt, sondern insbesondere als liebender, sorgender, beglückender Vater, dessen Vorsehung auch das Besonderste und Kleinste umfaßt, und dessen Liebe unbeschränkt ist (Matth. 5, 44—49. 25—33. 10, 29. 6, 9. Tit. 2, 11 flg. 1 Tim. 2, 4.). Besonders die Liebe, am sichtbarsten in der Sendung Jesu Christi geoffenbart, ist der Mittelpunkt in dem Seyn Gottes (Joh. 3, 16. 1 Joh. 4, 8. 16.). Er ist der freie Schöpfer der Welt, die ein Spiegel seiner göttlichen Vollkommenheit (Röm. 1, 20.), und deren letztes Ziel die Verherrlichung seiner selbst ist (11, 35.). Aber er hat sie nicht so zu sagen aus seiner Lebensfülle herausgeboren, um sie nun allein stehen und gehen zu

lassen, sondern er wirkt auf dieselbe und in derselben unaufhörlich durch seine unmittelbare Nähe (Joh. 5, 12.), gleichsam in fortdauernder Schöpfung begriffen. Und obwohl über Raum und Zeit erhaben, ist er doch in der engsten, unmittelbarsten Verbindung mit den Menschen, die in ihm leben, weben und sind (Apg. 17, 27 flg.). Seine leitende und schaffende Hand verbirgt sich nun zwar in der Regel hinter dem Schleier des Naturzusammenhangs; aber sie langt auch, wenn es seine heiligen Zwecke erfordern, in den sichtbaren Lauf der Dinge auf eine augenscheinlichere Weise heraus in Zeichen und Wundern. Er umfaßt und bedingt alles Seyn und Leben und Wirken, ohne doch die Freiheit der endlichen Geister zu beschränken (Röm. 11, 36. Philipp. 2, 13. vergl. mit 12.). Der christliche Gott ist, um es kurz zusammen zu fassen, die ewige, allgegenwärtige, allwissende, allmächtige und heilige Liebe.

Schon durch diese Bestimmungen ist die Idee Gottes theils von den sinnlichen, beschränkten Vorstellungen des Heidenthums, theils von der Schroffheit und Herbheit, mit welcher Gott nach der jüdischen Ansicht der Menschenwelt gegenübersteht, befreit, und gegen die pantheistischen Verirrungen der sich selbst überlassenen speculirenden Vernunft gesichert worden. Insbesondere aber hat sie, neben dem, daß sie den tiefsten wissenschaftlichen Bedürfnissen entspricht, durch die Vorstellung Gottes als Vaters, dessen Kinder wir durch sittliche Verähnlichung werden sollen (Matth. 5, 19. 45. Joh. 1, 12), eine solche Faßlichkeit gewonnen, daß sie auch dem Ungebildetsten zugänglich wird, und statt sklavischer Furcht kindliches Zutrauen zu erwecken geeignet ist (Röm. 8, 15).

Wie verhält sich nun aber zu diesem Gotte nach der christlichen Lehre dasjenige Wesen, welches der besonderste Gegenstand seiner Regierung und Offenbarung ist — der

Mensch? Er, das Maaß aller Dinge und doch sich selbst das größte Räthsel, er findet die Lösung seines Räthsels nur im Christenthum, und darum bildet auch die Lehre vom Menschen, seine Armuth und sein Reichthum, seine Wonnen und seine Schmerzen, sein Adel und seine Entadelung den Mittelpunkt desselben. Es richtet den Blick mitten in das menschliche Leben hinein, und zeigt was der Mensch ist, wie er es geworden, was und wie er es werden solle.

Diejenige Seite nun, von welcher der Mensch nach der christlichen Lehre vorzugsweise betrachtet wird, ist die sittlich-religiöse. Die übrigen Elemente, welche das sinnlich-vernünftige Wesen des Menschen ausmachen, die natürlichen Kräfte, Triebe und Anlagen werden als solche vorausgesetzt, wiewohl auch in Absicht auf ihr gegenseitiges Verhältniß (z. B. den großen Einfluß der Willensrichtung auf die Erkenntniß) lehrreiche Winke dargeboten werden. Die Grundlage der Sittlichkeit ist unserem Selbstbewußtseyn zufolge die Freiheit. Aber ebenso entschieden lehrt uns unser religiöses Bewußtseyn die gänzliche Abhängigkeit von Gott. Die Vereinigung dieser beiden Forderungen unserer Vernunft ist von jeher das schwerste Problem der speculativen Philosophie gewesen. Wie erklärt sich nun hierüber das Christenthum? Denn man hat daraus schon die widersprechendsten Behauptungen abgeleitet, weil es seine Lehre nicht in einer bestimmten wissenschaftlichen Formel zusammenfaßt, sondern je nach dem Bedürfnisse bald die eine, bald die andere Seite stärker hervorhebt.

So wenig nun die Schrift eine Untersuchung über das Seyn Gottes, über die Gründe des Glaubens an ihn enthält, sondern dieß als allgemeine Ueberzeugung voraussetzt: so wenig läßt sie sich auf die Gründe ein, warum der Mensch frei sey, sondern setzt voraus, daß

jeder von seiner Willensfreiheit in sich selbst überzeugt sey. Daß sie aber dieses Bewußtseyn für ein wahres und richtiges erkläre, erhellt theils aus dem Nachdrucke, womit sie die Schuld und Strafbarkeit des Sünders hervorhebt, und ihn zur Buße ermahnt und seine Pflichten ihm vorhält, was alles ohne Freiheit keinen Sinn hätte, theils aus der Hinweisung auf das Gewissen (Röm. 2, 15.), theils aus einzelnen Aussprüchen (z. B. daß man das Himmelreich an sich reissen müsse Matth. 11, 12., daß sie nicht gewollt haben 23, 37 u. dgl.). Zugleich aber wird die durchgängige Abhängigkeit des Menschen von Gott recht stark hervorgehoben (vergl. Joh. 6, 65. Röm. 11, 36. Eph. 1, 11. 2 Cor. 3, 5. 6. Röm. 9.). Ja es scheint oft, als werde geradezu die moralische Unmöglichkeit zu glauben oder das Gute zu thun behauptet (Joh. 12, 39. 14, 17. 1 Joh. 3, 9.). Aber es fehlt auf der andern Seite nicht an Winken, welche den Grund dieser sittlichen Unempfänglichkeit aus der eigenen Schuld (z. B. Eigendünkel Joh. 5, 44. fleischliche Willensrichtung Röm. 8, 7. 8.) ableiten. Und wenn es oft das Ansehen hat, als ob die sittliche Verstocktheit ein absichtliches Werk Gottes sey (Röm. 1, 24. 9, 18. 11, 8. 2 Thessal. 2, 11.): so erklärt sich dieß theils aus der hebräischen Sprache des neuen Testaments, wonach das Geschehenlassen von Seiten Gottes oft als ein positives Thun ausgedrückt wird, theils daraus, daß nach göttlicher Anordnung, nach psychologischen in Gott gegründeten Gesetzen die anfangs freie Gewohnheit zu sündigen nach und nach immer mehr zur Knechtschaft der Sünde, zur Verhärtung und Verstockung wird, so wie auch die freie Wahl des Guten nach und nach durch Uebung in eine höhere moralische Nothwendigkeit übergeht*). Daß freilich der Mensch

*) Wenn übrigens ganz neuerlich ein Gegner des Christenthums den Vorwurf wiederholt, Paulus trage die em-

nichts Gutes ohne Gott wirken könne, daß er aber alles mit Gott wirken solle — dieß erhellt z. B. daraus, wie an Einer Stelle dicht neben einander (Phil. 2, 12. 13.) die angestrengteste menschliche Selbstthätigkeit gefordert, und zugleich die allwirksame Kraft Gottes gelehrt wird. So ist denn die menschliche Freiheit nach der christlichen Lehre eine in Gott ruhende, durch ihn, aus und mit ihm wirkende Thätigkeit, und die Abhängigkeit von Gott eine solche, die zugleich die eigene

---

pörende Lehre vor, daß Gott einen Theil der Menschen willkührlich zum Gutseyn und Seligwerden, einen andern ebenso willkührlich zum Böseseyn und zur Verdammniß bestimmt habe, und daß diese Lehre trotz unverschämten Läugnens und Schriftverdrehens offenbar und mit klaren Worten in der Bibel stehe; — so kann dieß nur bei willkührlichem Pressen des Buchstabens einzelner Ausdrücke, und bei völliger Ignorirung des übrigen Gedankenzusammenhangs mit einigem Scheine gesagt werden. Zwar hebt Paulus Röm. 9—11., worin jene Lehre enthalten seyn soll, von seinem polemischen Standpunkte aus allerdings nur den Gesichtspunkt des freien unabhängigen Willens Gottes hervor, um den Juden zu zeigen, daß der Mensch nicht durch eigene Anstrengung erringen kann, was er nur von der Gnade im Gefühl seiner Hilfsbedürftigkeit empfangen könne, und daß Gott zur Verbreitung seiner Heilsanstalt nicht an das jüdische Volk gebunden sey. Aber jene Gnade ist darum keine willkührliche, sondern durch den Glauben bedingt, woran es eben die Juden haben fehlen lassen (9, 32. 11, 20. 31.), und das letzte Ziel der göttlichen Fügungen ist nicht die Verwerfung Einzelner, sondern das allgemeinste Erbarmen über alle (11, 32.). Wenn er 9, 21—23. von Gefäßen der Ehre und der Unehre, des Zorns und der Gnade spricht, so macht er es an einer andern Stelle (2 Tim. 2, 21.) von der eigenen Willensrichtung abhängig, ob einer ein Gefäß der Ehre oder Unehre werde.

Selbstthätigkeit des Menschen in sich schließt. Der Mensch nichts ohne Gott, aber alles mit Gott!

Doch die Hauptfrage ist: wie erscheint die menschliche Natur nach ihrer gegenwärtigen sittlich-religiösen Beschaffenheit im Lichte des Christenthums? Welchen Werth hat der Mensch nach der christlichen Lehre? In dieser Beziehung findet im neuen Testament im allgemeinen eine zwiefache Anschauungsweise statt, indem nach der einen der Mensch in seiner Hoheit und Würde, nach der andern in seiner Tiefe und Erniedrigung, nach der einen in seinem Adel, nach der andern in seiner Entadelung betrachtet wird.

Nach jener erscheint er als ein gottverwandtes Wesen, das nach dem Bilde Gottes geschaffen worden, und dasselbe auch jetzt noch an sich trägt (1 Cor. 11, 7. Eph. 4, 24. Jak. 3, 9.), als ein Wesen, das mit dem höchsten Geiste eine innere, unmittelbare Verwandtschaft und Berührung hat, das mittelst seines Gottesbewußtseyns und sittlichen Bewußtseyns sowohl der Erkenntniß Gottes (Röm. 1, 19 flg. Apg. 17, 27 flg.), als der sittlichen Verähnlichung mit Gott (Matth. 5, 48.) fähig, und dessen höchstes Ziel die Theilnahme an der göttlichen Natur ist (2 Petr. 1, 3. 4.).

Auf das gottverwandte Element in der menschlichen Natur deuten alle die Stellen hin, wo vom Kampfe des Geistes, (der das Gute und Göttliche will vergl. Röm. 7, 14. 19.) mit dem Fleische, von einer Anbetung Gottes im Geiste (Joh. 4, 24.), von einer ursprünglichen Liebe zur Wahrheit (Joh. 3, 21.), von einem gesunden, innerlichen Auge (Matth. 6, 22.) die Rede ist — lauter Andeutungen, daß im Menschen auch in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit noch ein Princip liege, durch welches er nach dem Göttlichen hinstrebt, und für göttliche Einflüsse empfänglich ist. Besonders deutlich drückt diese

Wahrheit der Apostel Paulus aus, indem er nicht blos eine natürliche Erkenntniß Gottes aus der Schöpfung lehrt (Röm. 1, 19 flg.), sondern auch erklärt (Apg. 17, 28), daß wir in Gott leben, weben und sind, ja (nach den Worten eines griechischen Dichters) daß wir göttlichen Geschlechts sind. Eben aus dieser Gottverwandtschaft leitet er den ursprünglichen Zug zu Gott hin, das Suchen und Erkennen Gottes (v. 27.) ab, weil Gleiches nur von Gleichem erkannt werden kann.

Seiner Würde nach wird der Mensch über die ganze übrige Schöpfung gestellt als ihr Herr und ihre Krone (Matth. 6. 26. vergl. Psalm 8.), ja durch die Menschwerdung Jesu Christi, um dieß hier voraus zu nehmen, ist die Menschennatur in gewissem Betrachte selbst über die höheren Geister erhoben worden (1 Cor. 6, 3. Hebr. 2, 14.). Jedenfalls feiert sie ihren höchsten Triumph eben dadurch, daß Einer ihres Geschlechts für würdig erachtet worden, daß die ganze Fülle der Gottheit in ihm wohnete. Der Mensch erscheint somit als das vollkommenste Organ der Offenbarung Gottes. Damit ist seine erhabenste Würde aufgeschlossen, seine höchste Glorie entfaltet. Wie sehr ist ferner durch das Beispiel Jesu, indem er mit dem niedrigsten und verachtetsten Theile des Volkes umgieng, der hohe Werth auch des Geringsten vor Gott ins Licht gestellt! Und worauf zielen alle Worte, alle Thaten, alle Schicksale Jesu Christi anders ab, als auf die Verherrlichung der Menschennatur, auf die Versieglung der großen Wahrheit, daß der Mensch göttlichen Geschlechts, und daß die Vollkommenheit Gottes das letzte Ziel sey, dem er entgegenstreben solle.

Es ist daher nichts als grober Mißverstand oder Einseitigkeit, wenn dem Christenthum vorgeworfen wird, daß es die menschliche Natur herabwürdige, und einen

niedrigen Knechtessinn erzeuge. Wer hat sie im Gegentheil höher geachtet, als Jesus Christus?

Indeß muß es doch jedem aufmerksamen Bibelleser auffallen, daß in der Schrift über diese Gottverwandtschaft und sittliche Würde des Menschen verhältnißmäßig so wenig ausführliche Erklärungen sich finden, daß dieselbe meist entweder als ein vergangener oder zukünftiger Zustand dargestellt wird, dagegen aber überwiegend die andere Anschauungsweise vorherrscht, wonach das Ungöttliche, die Entwürdigung und der Verfall der göttlichen Kräfte im Menschen hervorgehoben wird. Der Grund ist, weil der Erfahrung zufolge die gottverwandte Natur nicht mehr in ihrer ursprünglichen Kraft und Reinheit besteht. Bestünde sie noch in derselben, so dürfte dem Menschen nur sein göttliches Bild vorgehalten werden, um sein Streben, dasselbe immer vollständiger in seinem Leben auszudrücken, stets aufs neue aufzufrischen. Ist dieß aber nicht der Fall, so würde die Vorhaltung desselben entweder nur eitlen Hochmuth erzeugen, indem der Mensch meinte, das, was er seyn sollte, schon zu seyn; oder im Gegentheil beim Gefühl des unendlichen Widerspruchs zwischen dem, was er ist und was er seyn soll, trostlose Verzweiflung. Das Christenthum zeigt daher dem Menschen nicht sowohl das Gute, was er hat, als das, was ihm fehlt, erhebt ihn nicht durch Anpreisung seiner sittlichen Vorzüge, sondern demüthigt ihn durch die Aufdeckung seiner Verderbniß, und bereitet ihm so erst gleichsam durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß die Himmelfahrt zum wahrhaftigen göttlichen Leben. Darum ist die Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen die Centralanschauung des Christenthums.

Man hat schon behauptet, daß Jesus selbst eine günstigere Ansicht von der gegenwärtigen Beschaffenheit der menschlichen Natur in moralischer Hinsicht gehabt,

keinen so tiefen Grad des sittlichen Verderbens gelehrt habe, als seine Apostel, und daß die Lehre von dem tiefen Verfalle der Menschheit besonders dem Apostel Paulus eigenthümlich sey. Das Wahre daran ist das, daß Jesus allerdings sich nicht so ausführlich darauf einläßt, den Menschen ihr inneres Elend zu schildern, ausser wo er es mit solchen zu thun hat, die aus sittlicher Verstocktheit oder Selbsttäuschung Feinde des Evangeliums waren; aber er setzt dasselbe in der Regel voraus, und indem er sich als Arzt der Kranken (Matth. 9, 13. 11, 28. vergl. 5, 3. 6.), als Retter der Welt (Joh. 3, 17 flg. 6, 32 flg. 39. 53. 8, 12. 30—37 u. s. w.) anbietet, deckt er zugleich die Krankheit auf. Dagegen hatte Paulus den gewaltigen Widerspruch zwischen Irrthum und Wahrheit, zwischen dem Bösen und Guten durch eigene Erfahrung kennen gelernt, und daher legte er auch um so offener und schärfer in seiner ganzen apostolischen Wirksamkeit den furchtbaren Zwiespalt zwischen dem Menschlichen und Göttlichen und die Mangelhaftigkeit und Hilfsbedürftigkeit der menschlichen Natur dar — während Johannes, schon in früher Jugend mit dem Erlöser bekannt, ohne solch inneren Kampf, durch die Betrachtung des Reinen und Heiligen zur Erkenntniß seiner eigenen Sündhaftigkeit zugleich mit dem Bewußtseyn der Erlösung gekommen war. Aber deß ungeachtet ist in allen Urkunden des Christenthums im Grunde dasselbe Bild der Menschennatur — das Bild einer schuldbeladenen, mit sich selbst und mit Gott im Zwiespalt begriffenen, zur Erreichung des Ideals der Heiligkeit durch sich selbst unfähigen Menschheit ausgeprägt.

Kein Mensch, erklärt Jesus Joh. 3., ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach, ohne eine völlige Umwandlung und Wiedergeburt von Oben zum Reiche Gottes fähig. Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit, Gefühl der sitt-

lichen Unvollkommenheit und Buße erklärt er überall für die erste Bedingung der Theilnahme am göttlichen Reiche (Matth. 4, 17.). Keiner ist ohne Sünde (Joh. 8, 7.), und die äusserliche Pflichterfüllung giebt den Menschen noch keinen wahrhaft sittlichen Werth in den Augen des allein guten und heiligen Gottes (Matth. 19, 16 flg.). Die geistige bessere Richtung des Menschen ist durch ein entgegenstehendes Princip — Fleisch — geschwächt Matth. 26, 41.) und sein Blut ist für die Vielen, d. h. für die ganze große Zahl der Menschen, vergossen (Matth. 26, 28.). Wer behaupten wollte, er habe keine Sünde, lehrt Johannes im 1ten Brief 1, 8–10., der wäre ein Lügner. Den Zwiespalt zwischen der niedern und höhern Natur des Menschen, dem Eigenwillen und dem göttlichen Willen beschreibt aber Paulus Galat. 5, 17. und besonders anschaulich Röm. 7, 7 flg., wo auf tief psychologische Weise die Entwicklung der Sünde aus dem Zustande der Unschuld heraus durch den Stachel des Gesetzes geschildert, und sittliche Gebundenheit und Kraftlosigkeit mit einer erschütternden Wahrheit dargestellt wird. Die Menschen sind von Natur (d. h. ihrer ganzen natürlichen Beschaffenheit nach) Kinder des Zorns d. h. der göttlichen Strafe verfallen (Eph. 2, 3.). Sie sind abgewichen von der Wahrheit, sowohl in praktischer als theoretischer Hinsicht, daher auch der rechten Gotteserkenntniß verlustig geworden (Röm. 1, 21 flg.). Und dieses Verderben ist ein ganz allgemeines, wovon keiner ausgenommen ist (Röm. 3, 25. 5, 18. 11, 32. Jak. 3, 2.), obwohl es theils in verschiedener Gestalt (wie bei den Heiden hauptsächlich als Verkehrtheit des Gottesbewußtseyns und leichtsinnige Weltlust, bei den Juden als bloße Aeußerlichkeit ohne sittlich belebenden Geist und als hohler Eigendünkel), theils in verschiedenen Stufen der größern oder geringern Schuld (Luc. 12, 47. 48. Röm. 12.) sich

offenbaret. Es ist Eine auf der ganzen Menschheit liegende Gesammtsünde und Gesammtschuld, womit nichts anders als eine Erfahrung ausgesprochen ist, auf welche jede tiefere Selbsterkenntniß nothwendig führt, und deren Daseyn selbst die Weisen und Dichter der Heidenwelt in unzähligen Klagetönen aussprechen, obwohl ihnen des Herzens Grund noch nicht so tief aufgeschlossen war, wie dieß durch das Licht des Evangeliums geschehen ist *). Daher besteht auch das Wesen der christlichen Tugend nicht blos in einer Fortbildung und Vervollkommnung des natürlich Guten, was in dem Menschen liegt, sondern hauptsächlich in dem Heraustreten aus dem Bösen, der Sinnesänderung, Umkehr, Wiedergeburt (Matth. 4, 17. Joh. 3, 3.), dem Auferstehen aus dem geistigen Tode (Röm. 6, 5—11. Eph. 2, 5—7. 5, 14.). Die sittliche Demuth ist die Wurzel der Tugend.

Was ist nun aber der eigentliche Sitz und die Quelle dieses moralischen Verderbens? Man hat schon häufig, besonders im Morgenlande, alle Schuld auf den Körper geschoben, die Sinnlichkeit für die eigentliche Ursache der Sünde erklärt, weil der oberflächlichen Betrachtung die gröbsten Laster allein als Folge der fleischlichen Lust sich darstellten, und man hat demgemäß den einzigen Heilsweg in der Entsinnlichung gesucht, woraus dann alle jene ascetische Uebungen und Kasteiungen, woran selbst die christliche Kirche so reich ist, bis zur Entwürdigung der Menschennatur hervorgiengen. Es könnte auch scheinen, als ob das Christenthum diese Ansicht begün-

*) Es ließe sich eine reiche Anthologie von Aussprüchen griechischer und römischer Dichter und Philosophen zusammenstellen, worin sie theils die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens, theils selbst einen angebornen Hang zum Bösen behaupten, obwohl sie denselben meist nur vom Körper oder einem vorzeitlichen Zustande ableiten.

stige, da ja stets von dem Gegensatze zwischen Fleisch und Geist die Rede ist, und die sündhafte Beschaffenheit des Menschen Fleisch genannt wird. Allein es ist zu bemerken, daß Fleisch nach dem neutestamentlichen Sprachgebrauche nicht blos die Sinnlichkeit, sondern oft entweder die ganze menschliche Natur mit dem Nebenbegriff der Schwäche und Gebrechlichkeit, oder namentlich im Gegensatz gegen Geist (das höhere, göttliche oder zu Gott hintreibende Princip) die selbstsüchtige Richtung bezeichnet, wornach der Mensch sich von Gott abwendet, und ferne von ihm in sinnlichen oder geistigen Scheingütern seine Lust und Befriedigung sucht. Denn es werden oft solche Werke des Fleisches angeführt, die nicht blos aus der Sinnlichkeit, sondern aus der feinern Eigenliebe zu erklären sind (vergl. Gal. 5, 16. 21. 22.). Und gerade solchen Menschen, die auf die Herrschaft über die Sinnlichkeit stolz waren und höherer Aufschlüsse über die Geisterwelt sich rühmten, die unter dem Schein äusserlicher Demuth einen innerlichen feinern Hochmuth verbargen, wird ein fleischlicher Sinn zugeschrieben (Col. 2, 16—18.). Zudem leitet ja Jesus alle bösen Gedanken und Handlungen aus dem Herzen als der letzten Quelle ab (Matth. 15, 18. 19). Und wie könnte überhaupt in einer Religionslehre, welche die Demuth zur Wurzel der Tugend macht, die Sinnlichkeit als letzte Quelle der Verderbniß angesehen werden?

Fleisch bezeichnet also den Zug zur Sünde oder die sündhafte Beschaffenheit selbst, wie sie von der bald sinnlichen, bald geistigen Selbstsucht (Röm. 14, 7. 2 Cor. 5, 15.) ausgeht. Dasselbe bezeichnet auch das, was Luther durch „natürlicher Mensch“ (1 Cor. 2, 14.) übersetzt hat. Eben hierin zeigt sich der tiefe Geist des Christenthums und seine psychologische Wahrheit, daß es den Sünder auf den innersten, tiefsten Grund der Sünde, die

selbstsüchtige, eigenmächtige Abkehr vom göttlichen Willen aufmerksam macht.

Nicht minder wichtig ist die Erwägung der Frage: welcher Grad von moralischer Verderbniß im Christenthum gelehrt werde? Die menschliche Vernunft ist in dieser Beziehung auf zwei Abwege gerathen, indem sie die moralischen Kräfte der Menschheit, wie sie jetzt ist, entweder zu gering oder zu hoch anschlug. Man hat nämlich gemeint, um die Größe der göttlichen Gnade und die Nothwendigkeit der Erlösung recht fühlbar zu machen, die menschliche Natur desto tiefer erniedrigen, und sie auch der kleinsten moralischen Ueberreste noch berauben zu müssen. Man entleerte sie jeder guten Regung, jeder natürlichen Kraft und Fähigkeit zum Guten, abgesehen von der Erlösung, machte aus ihr einen Klotz und Stein, das menschliche Herz zu einem Schlupfwinkel der Ottern und Schlangen, zu einer Werkstätte des Teufels, und setzte als das Wesen des Menschen die Feindschaft und Abneigung gegen alles Gottwohlgefällige. Sollte dieß Lehre der Bibel seyn?

Ich erinnere an die frühere Bemerkung von der Gottverwandtschaft der menschlichen Natur. Sie ist ein derselben auch jetzt noch zukommendes Element, ein jetzt noch derselben verbleibender Vorzug, dessen, wie der Apostel billigend anführt (Apg. 17, 28.), selbst die Heiden sich bewußt waren. Er setzt voraus (V. 27.), daß sie hätten Gott suchen und finden können, und daß sich Gott ihnen nicht unbezeugt gelassen habe (14, 17.). Es muß also doch noch etwas in dem Menschen vorhanden seyn, was ihn zum Göttlichen hinzieht, und wodurch er der göttlichen Selbstbezeugungen theilhaftig werden kann — ein Echo der ursprünglichen Mittheilung Gottes an ihn, nicht lautere Taubheit und Feindschaft. Und was die sittliche Kraft betrifft, so ist sie nicht sowohl in eine

unsittliche verkehrt, als nur durch die Macht der entgegenstehenden Reize geschwächt und in ihrer Wirksamkeit gehemmt (Matth. 26, 41). Insbesondere sehen wir aus der ausführlichen Beschreibung (Röm. 7, 7 flg.), welch ein Verhältniß zwischen den sittlichen Kräften Statt finde. Stärker kann das moralische Verderben nicht ausgedrückt werden, als durch die Worte: „ich weiß, daß in mir, das ist, in meinem Fleische nichts Gutes wohnet. Das Gute, das ich will, thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich (V. 18. 19.)." Aber beachten wir die weiteren Züge dieses Bildes, so ist es gerade der innere Mensch, das eigenste Wesen desselben, welches am Guten, wie es im Gesetz Gottes ausgesprochen ist, ein Wohlgefallen hat, einen Trieb nach Realisirung desselben empfindet (V. 21. 22. 25.), während die Sünde gleichsam als eine fremde äusserlich in den Gliedern herrschende, und das bessere Wollen hemmende Macht geschildert wird. Jesus selbst setzt bei denen, welche an ihn glauben, eine vorangehende Richtung auf das Wahre und Gute, obwohl nicht ohne Gottes Hilfe, voraus (Joh. 3, 20 flg.), und giebt das Streben nach Erfüllung des göttlichen Willens als Bedingung des Glaubens an die Göttlichkeit seiner Lehre an (Joh. 7, 17.). Er sagt (Joh. 8, 47): Wer von Gott ist, wer Liebe zum Göttlichen hat, der höret Gottes Wort (vergl. 1 Joh. 4, 6.).

Wäre überhaupt, wenn das Wesen des Menschen so absolut verdorben wäre, erklärlich, daß Jesus doch bei so manchen Seelen Eingang gefunden, und nach seiner Erhöhung bald so viele Tausende seinem Wahrheitslichte die Augen geöffnet hätten? Dieß setzt nothwendig voraus, daß in der Seele auch bei der Tiefe ihres Falles noch edle Keime vorhanden sind, die nur geweckt, befruchtet werden dürfen, um zu einem neuen göttlichen Leben sich emporzurichten. Denn eben das Bedürfniß, die Sehnsucht

nach Licht und Erlösung setzt noch etwas Gutes voraus, das sich, weil es zur That zu unkräftig ist, als Sehnsucht kund giebt. Wäre aber gar nichts mehr dergleichen vorhanden, so hätte der Mensch seine menschliche Natur verloren, so wäre er verthiert, und dann müßte Gott erst wieder Menschen schaffen, um sie erlösen zu können, statt den auch in der Brust des Sünders noch schlafenden Funken zu wecken. Ja gerade, je tiefer und schärfer die uns anhaftende Sündhaftigkeit anerkannt wird, desto mehr wird zugleich die Anerkennung unserer geistigen Würde vorausgesetzt. Denn je lebendiger das Gefühl von dieser, desto herber das Bewußtseyn der Sünde, die uns entwürdigt. Das göttliche Ebenbild ist daher nicht verloren, sondern nur getrübt, wie ein beschmutzter und verdorbener Spiegel das Bild des Hineinschauenden nicht rein wieder giebt. Es ist ein schöner Gedanke, den ein sonst strenger christlicher Kirchenlehrer (Tertullian) hierüber äussert: „Jenes Göttliche und Ursprüngliche, die eigentliche Natur des Menschen, das wohl verdunkelt und in seiner Wirksamkeit gehemmt, aber nicht verlöscht werden konnte, es strahlt durch, wo es Freiheit findet. Verdunkelt kann es werden, weil es nicht Gott selbst, verlöscht kann es nicht werden, weil es von Gott ist. In dem Schlechtesten ist noch etwas Gutes, und in dem Beßten etwas Schlechtes."

Aber eben so sehr als die bisherige Ansicht, widerspricht der evangelischen Lehre die entgegengesetzte, wonach dem Menschen ein solches Maaß sittlicher Kraft zugeschrieben wird, daß er durch sich selbst das Ideal der Heiligkeit erreichen kann, wodurch die Erlösung überflüssig wird. Man könnte sich zwar darauf berufen, daß Jesus erklärt (Matth. 9, 12. 13.): Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin nicht kommen, die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder —

so daß er also selbst Gerechte, Vollkommene, die keiner Buße, keiner Erlösung bedürfen, anzunehmen scheint. Aber es ist wohl zu beachten, daß diese Menschen, wie aus andern Stellen (Luc. 16, 15. 18, 19.) und der ganzen Charakterschilderung der Pharisäer erhellt, nicht wirklich Gerechte, sondern nur sich gerecht dünkende waren. So wird ferner den Heiden (Röm. 2, 14.) die Erfüllung des natürlichen Gesetzes zugeschrieben; aber freilich kann dieß nur in geringem Maße verstanden werden, da eben aus dem Bewußtseyn des Gesetzes ihre große Verschuldung abgeleitet wird. So wird Apg. 10, 35. vorausgesetzt, daß es unter allerlei Volk Leute gebe, die recht thun und Gott fürchten, und darum Gott angenehm seyen. Aber damit wird keine absolute Würdigkeit vor Gott behauptet, sondern nach dem Zusammenhang der Stelle ist nur davon die Rede, daß nicht blos Juden, sondern auch Heiden der Erlösung durch Christum theilhaftig werden können, wenn sie sich durch Liebe zum Guten derselben würdig machen. Und wenn Jesus (Joh. 3, 21.) von solchen spricht, die die Wahrheit thun, d. h. die ein aufrichtiges Streben nach Rechtschaffenheit zeigen, so erklärt er diese sittliche Beschaffenheit doch nur für einen Zug zum Lichte hin, d. h. zu seinem Evangelio, als wodurch sie erst zur rechten Selbsterkenntniß und Heiligung gelangen. — Charakteristisch ist in dieser Hinsicht auch die Lehrmethode Jesu in der Bergpredigt, wo er nicht sowohl an die sittlichen Kräfte appellirt, als vielmehr solche Eigenschaften selig preist, die voraussetzen, daß der Mensch seine Mangelhaftigkeit und Sündhaftigkeit anerkenne.

Es bleibt also, obwohl in dem Grade der Sünde unendlich viele Abstufungen sich finden, bei der Allgemeinheit des Ausspruchs: daß Alle des Ruhmes ermangeln, den sie vor Gott haben sollten (Röm. 3, 23.) und daß der natürliche Mensch ohne eine Geburt von oben (Joh.

3, 3 flg.). und ohne Theilnahme an dem Mittler (Joh. 14, 6. Apg. 4, 12. Röm. 8, 1 flg.) zur sittlichen Vollendung und zur seligen Gemeinschaft mit Gott unfähig sey. Gerade je lebendiger und wirksamer das sittliche Bewußtseyn ist, wie bei einem Paulus, desto schmerzlicher empfindet der Mensch seine innere Disharmonie zwischen dem, was er seyn *sollte* und was er *ist*, seinen Abstand von dem Ideal der Heiligkeit, das sein Gewissen ihm vorhält, seine Unfähigkeit zu dem wahrhaft Guten und Vollkommenen, ein Zurückbleiben des Willens hinter seinem Wissen, und seiner Thatkraft hinter seinem Wollen, der Geist willig, das Fleisch schwach — neben himmlischen Gedanken thierische Begierden, neben der Engelsgestalt die Cyclopennatur, Halbgott und Halbthier. Je heller das Licht des Evangeliums die Welt überstrahlte, desto dunkler und schwärzer erschien der nächtliche Grund der menschlichen Seele, und alle sogenannte Cultur und Anstand und äusserliche Ehrbarkeit nur als aufgeklebter Firniß, der den innern Schaden künstlich verbarg. Dieser innere Schaden ist nach der christlichen Lehre die sittliche Unfähigkeit des Menschen, ohne das göttliche in Christo erschienene Princip das Ideal der Heiligkeit zu realisiren, und Gott recht zu erkennen und zu lieben, das Gefühl der Disharmonie mit dem heiligen Gott, und das darauf folgende Gefühl der Unseligkeit und des Unfriedens.

Woher aber — dieß ist die Frage des Menschengeistes, so weit die Geschichte reicht — woher dieses Verderben der menschlichen Natur, woher das Böse nach seinem letzten Grunde? Es ist da, so gewiß als der Tag oder vielmehr die Nacht, und doch wer mag es erklären und seinen Ursprung ausforschen? — Ist es von Gott? Dann wäre Gott nicht der Heilige und Reine, die lautere Quelle des Guten (Jak. 1, 13. 16. 17.). Oder ist es in der Hand Gottes nur ein Mittel, um das Gute zu be-

fördern? Das ist es, seitdem es vorhanden ist, allerdings (Röm. 11, 32.); aber Gott kann es nicht deßhalb hervorgerufen haben, weil es dem Begriffe des Heiligen widerspricht, das Böse auch nur als Mittel zu wollen (Röm. 3, 8.). Oder dient das Böse nur als Folie des Guten und als Triebkraft desselben? Aber die Idee des Guten ist nicht so dunkel, um erst durch schwärzeren Schatten bemerklich zu werden, und nicht so schwach, um erst im Kampfe gegen das Böse Kraft und Selbständigkeit zu gewinnen. Sie hat eine ursprüngliche Würde und Hoheit. Vielleicht aber erklärt es sich hinreichend aus der Macht der Sinnlichkeit und ihrer Entwicklung vor der Kraft des Geistes? Allein wäre sie so, wie sie von Gott geschaffen worden, die nothwendige Ursache des Bösen, so fiele ja die Schuld auf den Schöpfer zurück. Ist sie aber dadurch, daß sie nicht mehr in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit ist, Quelle der Sünde, so kehrt die Frage zurück: warum trägt sie nicht mehr ihr ursprüngliches Gepräge? was hat sie verändert? Und daß nach der Schrift die Sinnlichkeit nicht als die einzige Quelle der Sünde anzusehen sey, habe ich oben bemerkt. Noch weniger befriedigt die Erklärung aus der Gewohnheit und dem Beispiele. Denn das hieße einen im Kreise herumführen. Endlich hat man beliebt, aus einem vorzeitlichen, dem irdischen vorhergehenden Zustande der Seele ihre jetzige Beschaffenheit abzuleiten. Aber dieß ist eine unsichere, willkührliche Hypothese, die blos zur Erklärung dieser Thatsache erfunden zu seyn scheint. So will keine Lösung, keine Erklärung genügen. Der einzige noch übrige Weg ist, von dem gegenwärtigen Zustande auf den Anfang des Menschengeschlechts zurückzugehen. Mannigfaltige Sagen von einem unschuldigen glückseligen Zustande, ein unter vielen Völkern forttönendes Echo eines verlorenen Paradieses führen dahin. An diesen Eingang der Weltgeschichte

führt uns auch die Schrift, und wie vor den Trümmern eines geheimnißvollen Tempels eine wunderbare Sphinxgestalt, steht dort die symbolische Geschichte des Sündenfalls.

Der Mensch, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, kann nicht anders, denn als gut (1 B. Mos. 1, 31.) gedacht werden. Zwar ist es schwierig, sich von dem ursprünglichen Zustande des ersten Menschen eine klare, anschauliche Vorstellung zu bilden, da wir sonst den Menschen nur als einen gewordenen, sich allmählig entwickelnden vor uns haben, und als solchen verstehen können, hier aber der Mensch in seinem allerersten Anfange, gleichsam ein erwachsenes Kind vor uns steht. Auch läßt sich das neue Testament nicht auf eine specielle und ausführliche Darstellung dieses ursprünglichen Zustandes ein. Aber durch seine Lehre von Gott, als dem Guten und Heiligen, und von der Welt als seiner vollkommenen Offenbarung, durch die Lehre von Christo als dem zweiten, das Ideal menschlicher Vollkommenheit darstellenden Adam, endlich durch seine Hindeutungen auf das Ziel der geistigen Schöpfung (Matth. 5, 48. 2 Cor. 3, 18. Eph. 4, 24. Col. 3, 10. 1 Petr. 1, 15. 2 Petr. 1, 4.) nöthigt es zu der Annahme, daß die Sünde etwas dem ursprünglichen Zustande Fremdes, erst später Eingetretenes (Röm. 5, 12.) sey. Und hierin liegen einige Winke, wie wir uns das Bild des ersten Menschen zu denken haben. Er sollte demnach das reine Organ der ihn beseelenden Gottheit seyn, die göttliche Weisheit und Heiligkeit in seiner endlichen Natur offenbaren, und durch Gemeinschaft mit Gott sich selig fühlen. Es mußte ein harmonisches Verhältniß zwischen seinen geistigen und organischen Kräften Statt finden, der Leib das willige und reine Werkzeug des Geistes seyn, und mit der umgebenden Natur in harmonischer Verbindung stehen. Die sittliche Vollkommenheit bestand in kindlicher Einfalt und Unschuld (2 Cor. 11, 3.), in einer

natürlichen, gleichsam instinktartigen, noch nicht durch Selbstthätigkeit entwickelten Einheit des menschlichen Lebens mit dem Göttlichen, ohne noch den Gegensatz des Zweifels und der Selbstsucht empfunden und durch Kampf sich zur Tugend durchgerungen zu haben, ohne noch das Gefühl der Scham zu kennen. Aber ein ganz indifferenter Zustand, wie man sich's häufig vorstellt, kann nicht wohl als der allererste angenommen werden. Denn wenn die Forderungen der Vernunft und der Sinnlichkeit von Anfang an ganz gleiche Ansprüche machten, so konnte es zu keiner bestimmten Handlung kommen, oder wenn die Vernunft ihre Oberherrschaft nicht wirksam zeigte, die Sinnlichkeit aber für sich wirkte, so schließt dieß schon den Begriff des Bösen in sich.

Jener mit dem reinsten Gefühl des Friedens und der Ruhe in Gott verbundene Zustand wurde nun gestört — wie und wodurch? Durch die erste Sünde, die im Ungehorsam gegen den göttlichen Willen (Röm. 5, 12—19.) bestand. Die Thatsache selbst wird in den biblischen Urkunden, wie es im Charakter des höchsten Alterthums liegt, in symbolischem Gewande erzählt, wobei es hauptsächlich darauf ankommt, die zu Grunde liegende Idee hervorzuheben, und diese ist, wie gesagt, der Ungehorsam oder die dem göttlichen Willen widerstrebende Willkühr des menschlichen Willens — wie auch Luther sagt zu 1 Mos. 2, 5. „es setzet wohl Adam seine Zähne an diesen Apfel, aber in der Wahrheit setzet er die Zähne in einen Stachel, welcher war Gottes Gebot und Ungehorsam gegen Gott. Das ist die rechte und eigentliche Ursache dieses Jammers." So schwierig es ist, den ursprünglichen Zustand des Menschen sich vorzustellen, so schwierig den Ursprung der ersten Sünde zu erklären. Denn die bloße äussere Versuchung wäre nicht im Stande gewesen, den Willen zur Uebertretung des Gebots zu verleiten,

wenn nicht schon vorher eine innere Abkehr von Gott, eine Nachgiebigkeit gegen den Reiz des Bösen Statt gefunden hätte, und wie diese habe aus dem ursprünglichen Zustande hervorgehen können, ist wieder ein Räthsel. Aber die Möglichkeit einer solchen Abkehr von Gott liegt wenigstens in der dem Menschen anerschaffenen Freiheit, und diese ist auch der letzte Erklärungsgrund der Wirklichkeit derselben.

Mag man übrigens über die Geschichte des Sündenfalls, die jedenfalls keine streng historische Wahrheit hat, denken, wie man will, mag man sie auch nur als Symbol des in jedem Menschen sich wiederholenden Uebergangs aus dem instinktartigen Zustande in den der bewußten Freiheit betrachten: so ist das erste Hervorbrechen der Sünde in der ursprünglich reinen und schuldlosen Menschennatur ein Factum, das einmal Statt gefunden haben muß. Damit war nun das harmonische Gleichgewicht der Kräfte gestört, der Gegensatz zwischen Geist und Fleisch trat ein, die Scham und das Gewissen erwachte, und die selige Unschuld war dahin.

Wie konnte aber Gott freie Wesen schaffen, von denen er doch voraussah, daß sie sündigen würden? Diese Frage findet ihre Beantwortung allein in der Lehre von der Erlösung. Gott wollte, damit die Freiheit sich actualisire, auch den Ausbruch des Bösen nicht hemmen. Aber es sollte durch die Erlösung, deren Idee in Gott der Schöpfung identisch ist, zugleich als etwas in der Entwicklung der Menschheit mehr und mehr Verschwindendes erscheinen.

Die christliche Lehre bleibt jedoch nicht blos bei der Erscheinung des Bösen in der Menschenwelt stehen, sondern setzt dasselbe auch mit dem Bösen in der übersinnlichen Welt in Verbindung. Wie das Gottesreich nicht blos die Glaubigen auf Erden, sondern alle die Geister

in höheren Welten umfaßt, die den Willen Gottes freudig erfüllen (Matth. 6, 10.) — die Engel, die als frei von den materiellen Banden eines menschenähnlichen Körpers (Matth. 22, 30.), als liebende Theilnehmer an menschlichen Angelegenheiten (Luc. 15, 10. Matth. 18, 10.) und als solche vorgestellt werden, in deren Gemeinschaft die Frommen einst eingehen sollen (Luc. 16, 22. Hebr. 12, 22.): so durchdringt auch der Gegensatz gegen das Reich Gottes nicht blos die sichtbare, sondern auch die unsichtbare Welt, und wird durch die bösen Geister und und den Einheitspunkt derselben, den Satan (Teufel, Widersacher, Fürst dieser Welt) repräsentirt. Die Schrift setzt die Herrschaft der Sünde im Menschen mit der Herrschaft des Bösen in der höheren Geisterwelt in Verbindung, und läßt ein Princip der Finsterniß in allem Widergöttlichen wirksam seyn. Diese Vorstellung ist jedoch nicht in demselben Grade ein nothwendiges Element des christlichen Glaubens, wie die übrigen Dogmen, daher sie auch in die öffentlichen Bekenntnißschriften der Kirche nicht als eigentliche Lehre aufgenommen worden. Die meisten hieher gehörigen Aussprüche des neuen Testaments treten nicht sowohl als absichtliche Belehrungen hervor, um etwas Neues, Eigenthümliches über die Natur dieser Geister zu lehren, sondern vielmehr als Anschließungen an damals gangbare Zeitvorstellungen, um sittliche Ermahnungen daraus abzuleiten; auch erscheinen sie oft so ganz in bildlicher Redeweise, daß es schwer ist zu sagen, wie viel gerade zur Einkleidung und Personification allgemeiner Begriffe gehöre, oder was eigentlich und buchstäblich zu nehmen sey. Die Andeutungen der Schrift hierüber sind nicht vollständig genug, um eine feste und zusammenhängende Vorstellung davon sich zu bilden. Der Teufel heißt zwar der Verführer und Lügner von Anfang (Joh. 8, 44. 1 Joh. 3, 8.): aber gerade in den Stellen, wo der Ursprung

und die Macht des Bösen aufs ausführlichste und nachdrücklichste gelehrt wird (Matth. 15, 19. 12, 35. Röm. 5, 12 flg. 7, 7 flg. 1, 21 flg. Jak. 1, 14.), wird der Teufel gar nicht erwähnt. Diejenigen Stellen aber, welche etwas Näheres über den Sündenfall dieser höheren Geister aussagen (2 Petr. 2, 4. Jud. 6.), gehören zu den untergeordneten, hinsichtlich ihrer Echtheit zweifelhaften Schriften der neutestamentlichen Sammlung. Es ist daher als biblische Wahrheit nur im Allgemeinen das festzuhalten, daß hinsichtlich des Guten, wie des Bösen ein Zusammenhang und Zusammenwirken aller vernünftigen Geister des Weltalls, theils für, theils gegen das Reich Gottes Statt finde.

Zwar scheint den bösen Geistern im neuen Testament auch ein Einfluß auf leibliche Krankheiten zugeschrieben zu seyn, indem manche Kranke (besonders Nervenkranke, Epileptische, Wahnsinnige) als besessen dargestellt sind, und es ließen sich dieselben auf das böse Princip wenigstens mittelbar zurückführen, sofern die Zerrüttung des leiblichen Organismus und des ganzen geistigen Lebens häufig in moralischer Verschuldung ihren Grund hat. Da jedoch bekannt ist, daß solche Zustände nach der damaligen Volksansicht dem Einflusse böser Geister zugeschrieben wurden, und Jesus, um auf zweckmäßige Weise zu heilen, in die Vorstellungen der Kranken eingehen, und sich ihrer Ausdrucksweise bedienen mußte, so kann nicht daraus geschlossen werden, er habe selbst auch ihre Ueberzeugung getheilt, zumal da wir auch in den Schriften seiner Apostel, Johannes, Paulus, Petrus, Jakobus nirgends finden, daß sie leibliche Krankheiten als Wirkungen von Dämonen betrachteten.

Wenn aber gleich die Lehre vom Satan oder dem übersinnlichen Grunde des Bösen in der Welt mit den übrigen Lehrstücken des christlichen Glaubens in keiner so

nothwendigen und wesentlichen Verbindung steht, daß ohne sie der Ursprung der Sünde unerklärlich oder die Erlösung unnöthig wäre: so läßt sich doch auch nichts Gegründetes dagegen einwenden, noch das Christenthum beschuldigen, daß es dem Aberglauben dadurch Thür und Thor geöffnet habe. Schon die Idee höherer übermenschlicher Geister entspricht einem wesentlichen Bedürfnisse der Vernunft, sich das geistige Leben auf den mannigfaltigsten Stufen des Weltganzen vorzustellen, und zu glauben, daß sich Gott in der Mittheilung seines Lebens nicht blos auf den menschlichen Typus beschränkt habe. Mit dem Begriffe selbständiger Geister ist aber auch die Möglichkeit eines Abfalles von Gott, einer dem Göttlichen sich entgegenstellenden Selbstsucht gegeben, und so ist auch der Teufel nach der christlichen Vorstellung kein absolut böses Princip von*) Ewigkeit her, sondern ein freiwillig von Gott**) abgefallenes Geschöpf. Sein Einfluß auf das menschliche Gemüth ist kein zauberischer, unwiderstehlicher (Jak. 4, 7.), sondern wirkt, wie alle äusseren Reize, nur mittelst der eigenen sündhaften Lust des Menschen (Joh. 8, 44. 45. 1 Cor. 7, 5.), während der Gottergebene vor ihm gesichert ist (1 Joh. 5, 18.), und wird durch dieselben Waffen bekämpft, wie alles Böse (Eph. 6, 10 flg, 1 Petr. 5, 8.). Namentlich ist durch das christliche Lebensprincip seine Macht gebrochen (Joh. 12, 31. 1 Joh. 3, 8. Hebr. 2, 14.), wiewohl er noch fortfährt, auf Erden zu wirken (1 Petr. 5, 8), weil das Reich Gottes bis zu seiner

---

*) Der Ausdruck Joh. 8, 44. „von Anfang" bezieht sich nicht auf den Anfang seines Wesens, sondern auf die Anfänge der Menschengeschichte.

**) So viel läßt sich wenigstens für die damalige christliche Vorstellung aus den jedenfalls an die apostolische Zeit reichenden Aussprüchen (2 Petr. 2, 4. Jud. 6.) schließen.

Vollendung nur im Kampfe mit dem Bösen sich entwickeln kann.

So wie nun die Vorstellung von höheren Geistern, welche ihre Kräfte einzig dem Dienste Gottes widmen, in der Verehrung Gottes und dem Siege des Guten selbst auf Erden ihre Freude und Seligkeit finden, für den Glauben, die Liebe und die Hoffnung etwas Erweckliches hat, ohne daß jedoch derselben irgend ein bestimmender Einfluß auf unsern Glauben und unsere Liebe zugeschrieben werden dürfte, da ja die Verehrung der Engel ausdrücklich verboten wird (Col. 2, 18. Hebr. 2, 5. Offenbar. 22, 9.): — so hat auch die Vorstellung von einem Reiche der Finsterniß, das den Menschen in seine dunkle Gewalt hineinzuziehen sucht, von Geistern, die bei höheren Geisteskräften um so tiefer durch eigene Schuld sanken, von einem durch den Teufel veranschaulichten, recht concentrirten Gegensatze des Bösen gegen das Gute eine praktische Wichtigkeit, und die Natur des Bösen wird dadurch, daß es auch in unkörperlichen Wesen erscheint, um so bestimmter als eine, nicht blos aus der Sinnlichkeit stammende, willkührlich egoistische Abkehr von Gott dargestellt. Natürlich kommen so manche neckische Züge, welche die nordische Volksdichtung in diese Vorstellung eingeflochten hat, nicht auf Rechnung der christlichen Lehre.

Jedoch das Wesen der Sünde bleibt sich gleich, mag es auf den Teufel zurückgeführt werden oder nicht. Kehren wir daher nach dieser Abschweifung zurück zur Betrachtung der Folgen, welche das Eintreten der Ursünde nothwendig nach sich ziehen mußte.

Was ist natürlicher, als daß eine solche einmal eingetretene Abnormität und Disharmonie in dem sinnlich-geistigen Wesen des Menschen sich auch weiter verbreitete und auf die Nachkommen fortpflanzte? Wie in dem er-

sten Menschen der Grundkeim zu all den mannigfaltigen Differenzen, die jetzt zwischen Individuen und Völkern Statt finden, zu suchen ist: so muß auch der Keim der Sünde von ihm aus fortgewirkt haben auf die späteren Generationen, und durch sein Fortwirken sich verstärkt und vergrößert haben. Ist es doch Thatsache, daß durch die Abstammung die mannigfaltigsten physischen und psychischen Eigenthümlichkeiten, Familienlaster und Vorzüge sich fortpflanzen: wie hätte nach dem Falle und der nun eingetretenen Disharmonie sich das ursprüngliche Bild des Menschen rein und ungetrübt in seinen Nachkommen darstellen können? Hätte die Sünde nicht fortwirken dürfen, so hätte Gott den ganzen Faden der geschichtlichen Entwicklung durch ein Wunder abschneiden müssen, und so wieder in jeder folgenden Generation, so oft die Sünde hervorgetreten wäre. Wäre aber dieß eine natürliche und der göttlichen Vorsehung würdige Entwicklung der Menschengeschichte?

Nein, Gott ließ die Menschheit nach den natürlichen Gesetzen des Zusammenhangs eines Geschlechts mit dem andern (obwohl die Art und Weise dieses Zusammenhangs von der Schrift nicht näher bestimmt wird) von dem Stammvater aus sich fortentwickeln, und auch die Sünde immer mächtiger werden, aber ohne daß dadurch seinem göttlichen Plane Eintrag geschah, sondern vielmehr die Sehnsucht nach Erlösung auf naturgemäße Weise dadurch angeregt, und so die Menschheit für den Eintritt der Heilsanstalt (Röm. 5, 16. 17) reif wurde. Diese von Adam aus fortwirkende Macht der Sünde, die aber jeder Mensch erst durch freie Einwilligung zur eigenen Sünde und Schuld macht, und die keine nöthigende Gewalt hat, sondern welcher zu widerstehen der Mensch noch das Geschenk der Freiheit besitzt — ist Lehre der Schrift (vergl. besonders Röm. 5, 12 flg.), und nicht eine, wie man

es häufig mißverstanden hat, alle Nachkommen Adams treffende willkührliche Zurechnung seiner Schuld — eine Vorstellung, welcher schon die reineren Ansichten der Propheten widersprachen (vergl. Jerem. 31, 30. Ezech. 18, 4. 20 flg.), die ausdrücklich läugnen, daß die Nachkommen für die Schuld ihrer Voreltern büßen. Jeder sündigt aus freiem Willen, aber der überwiegende Reiz dazu liegt in der von Adam an sich datirenden, durch mancherlei Momente des Beispiels, der Gewohnheit u.d.gl. noch verstärkten Verderbniß und Disharmonie der menschlichen Natur, die jeder durch seinen Zusammenhang mit dem Menschengeschlechte von früher her empfängt, aber auch wieder durch seine eigene Thätigkeit und Selbstbestimmung entweder vermehrt oder vermindert. Und dieß ist der Begriff der Erbsünde, welcher kirchliche, nicht biblische Ausdruck in so fern unpassend ist, als die Sünde im eigentlichen Sinne ein freier Act, nichts Angeerbtes ist, dagegen passend in so fern, als durch das Erb der natürliche Zusammenhang mit dem früheren Geschlechte angedeutet werden soll. Sie bezeichnet also den angebornen Hang, die Neigung zur Sünde, die Lust und Begierlichkeit, wie sie Paulus Röm. 7, 7 flg. mit einer so wunderbaren Kenntniß des menschlichen Herzens beschreibt, die aber erst durch Hinzukommen der freien Selbstbestimmung und das Innewerden des Gesetzes zur wirklichen Sünde wird; sie bezeichnet das allgemeine tiefe Gefühl von der menschlichen Verderbniß und Sündhaftigkeit, die mit dem ersten Erwachen des Bewußtseyns ihre verderbliche Macht offenbaret, und sogar durch das ihr entgegenstehende göttliche Gesetz nur um so mehr gereizt und verstärkt wird (Röm. 7, 8—11. 13.).

Es widerspricht daher sowohl der christlichen Lehre als dem tiefern Selbstbewußtseyn die Annahme, daß der Mensch von Natur gut sey oder wenigstens in einem

sittlich indifferenten Zustande sich befinde. Wer möchte sich rühmen, das vollkommene Exemplar der menschlichen Natur, wie sie aus der Hand Gottes hervorgieng, und und wie wir den ersten Menschen uns denken müssen, zu seyn? Freilich beziehen sich die Aussprüche der Schrift über die menschliche Sündhaftigkeit nicht auf den bewußtlosen Zustand der Kindheit, sondern auf den wirklichen Zustand des entwickelten Bewußtseyns. In jenem kann weder von Schuld noch von positiver Unschuld die Rede seyn. Sobald aber das Bewußtseyn ein bestimmtes, klares wird, regt sich auch sogleich die Neigung zu dem Verbotenen, die böse Lust (Röm. 7, 7—11.). Und wenn Jesus von der Unschuld des kindlichen Sinnes spricht (Matth. 19, 14. 18, 2. 3. Luc. 18, 15. 16.), so kann er dieß nach der Totalanschauung des Christenthums nicht in absolutem, sondern nur in relativem Sinne, in Vergleich mit den Erwachsenen, verstehen, wie er denn auch nach dem Zusammenhange jener Stellen nicht die sittliche Reinheit, sondern die Unbefangenheit und Demuth des kindlichen Alters vorzugsweise meint.

Auch gehen zwar die Klagen der Schrift über das menschliche Verderben häufig vorzugsweise auf den damaligen verdorbenen Zustand der Juden- und Heidenwelt. Aber ihr Inhalt ist auch oft ein ganz allgemeiner, die ganze Menschheit umschließender (z. B. Röm. 3, 23. Galat. 3, 22.). Nach der christlichen Lehre ist der natürliche Zustand des Menschen ein solcher, in welchem er zwar die Regungen des guten Princips, ein gewisses Sehnen und Wollen des Guten in sich empfindet, aber ohne das höhere durch Christum mitgetheilte Lebensprincip unfähig ist, dasselbe zu verwirklichen und ein wahrhaft gottgefälliges Leben zu führen.

Die Sünde äussert aber ihre verderbliche Macht nicht blos über den Willen, den sie sich zum Knechte macht

(Röm. 6, 12 flg. 7, 14.), sondern auch über die Erkenntniß, indem sie dieselbe betrügt und verkehrt (Röm. 7, 11. Eph. 4, 22.), Haß gegen die Wahrheit erzeugt (Joh. 3, 19 flg. 8, 44.), das sittliche Bewußtseyn verunreinigt (Röm. 1, 25 flg. Tit. 1, 15. 1 Tim. 6, 5. 2 Tim. 3, 8. Eph. 4, 17. 18. 24.), Verlust der reinen Erkenntniß Gottes (Röm. 1, 18 flg. 1 Cor. 1, 21. 2, 12. 14. 1 Joh. 2, 3—5. 4, 7 flg.) und Unglauben (Joh. 5, 38. 41—44. 12, 39. 43.) erzeugt.

Mit der Sünde steht ferner die Schuld und das Uebel in unzertrennlichem Zusammenhange. Wo die reine Harmonie gestört ist, da fleucht auch der Frieden und die Ruhe des Herzens; wo der Mensch von Gott abgefallen ist, da stellt sich auch die Schuld als natürliche Strafe ein, und an die Stelle des kindlichen Vertrauens tritt die Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit. Nun ist der Mensch dem Gerichte Gottes verfallen (Röm. 5, 16. 18. Eph. 2, 3.), und das Gefühl der Entfremdung von Gott, der göttlichen Ungnade tritt an die Stelle des kindlichen Verhältnisses.

Was das sinnliche Uebel betrifft, so ist dem Christenthum die innerliche, sittliche Auffassung desselben wesentlich, die enge Beziehung des Uebels auf die Schuld. Während es abgesehen von der Schuld des Menschen nur ein Mittel ist, die Zwecke der göttlichen Weltordnung zu realisiren (Joh. 9, 3.), ja dem Frommen sogar eine Wohlthat, ein Reiz- und Stärkungsmittel zum Guten werden kann (Röm. 8, 18. 28. 5, 3. 4. Hebr. 12, 5—11. Jak. 1, 2.), auch die physischen Wohlthaten Gottes sowohl Guten als Bösen zukommen (Matth. 5, 45.): — wird es in seiner Verbindung mit der Sünde, in seiner Beziehung auf die Schuld zur Strafe, wiewohl Jesus davor warnt, gerade im Einzelnen ein gleiches Maaß und eine genaue Uebereinstimmung zwischen Sünde und

Uebel zu suchen, was die herrschende jüdische und heidnische Vorstellung war (Joh. 9, 2. Luc. 13, 1—5.). Indeß macht er auch manchmal auf einen realen, unmittelbaren Zusammenhang der Sünde mit dem Uebel aufmerksam, den auch die tägliche Erfahrung bestätigt, indem er manche Krankheiten für natürliche Folgen der Sünde (Joh. 5, 14.) erklärt, sowie die politischen Uebel seiner Nation für Folgen des Ungehorsams gegen den Ruf der Gnade (Matth. 23, 37. Luc. 19, 44.).

Als die Spitze und der Gipfel aller zeitlichen Uebel wird (besonders nach Paulus) der Tod betrachtet, und von der ersten Sünde abgeleitet (Röm. 5, 12 flg. 1 Cor. 15, 21.). Dieses Wort bezeichnet nach der neutestamentlichen Sprache den Inbegriff alles leiblichen und geistlichen Elends, die Entfremdung von dem göttlichen, seligen Leben (vergl. Röm. 7, 10. Eph. 2, 1.), jedoch auch den physischen Tod. Ob nun wohl denkbar ist, daß die Störung der ursprünglichen Harmonie durch das erste Hervorbrechen der Sünde, zumal bei den ersten Menschen, wo alles noch frisch und elastisch seyn mochte, auch auf den leiblichen Organismus nicht ohne Einfluß blieb: so kann es doch nicht Meinung des Apostels seyn, daß eine so wesentliche Veränderung vorgegangen sey, wodurch der Leib aus einem unsterblichen ein sterblicher wurde, da er ja auch dem ersten Menschen einen irdischen Körper (1 Cor. 15, 47.) beilegt, mit welchem ewige Dauer unvereinbar ist*). Es ist also wohl nur die Form, die gegenwärtige Gestalt des Todes, die Schauer, mit

---

*) Auch nach der mosaischen Urkunde (1 Mos. 2, 17.) scheint als unmittelbare Folge der Sünde der Tod in jener allgemeinen Bedeutung angedroht zu seyn, da der leibliche Tod als nothwendige Folge der irdischen Organisation des Menschen vorausgesetzt wird. „Denn du bist Erde und sollt zur Erde werden (3, 19)."

welchen die Auflösung dieser irdischen Hülle verbunden ist, die mit der Sünde zusammenhängende Angst und Bangigkeit (Hebr. 2, 15.), was die Schrift als Folge der Sünde betrachtet. Und gleich wie der Apostel Paulus (2 Cor. 5, 4.) wünscht lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet zu werden, auf daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben: so läßt sich denken, daß im ursprünglichen Zustande der Mensch, ohne die Schauer dieser gewaltsamen Zerstörung zu empfinden, einer höhern Verwandlung entgegen gegangen wäre, daß er, wie die Psyche, die irdische Schale durchbrochen und zu den Blumengefilden der höheren Welt sich aufgeschwungen hätte. Das Wesentliche der christlichen Lehre ist aber auch hier, daß der Tod seinen Stachel (1 Cor. 15, 55.) erst durch die Sünde empfangen hat, daß er für den von Gott abgewendeten und der Sinnlichkeit dahingegebenen Menschen als Strafe erscheint, und seine zerstörende Gewalt in der Angst und Bangigkeit zeigt, womit der Sünder dem Tode entgegen geht (Hebr. 2, 15.) während er für den Frommen der sich jetzt schon des ewigen Lebens bewußt ist (Joh. 11, 25. 26. 8, 51.) nur der nothwendige Uebergang in das höhere Geistesleben, ja sogar Gegenstand der Freude und der frommen Sehnsucht ist (Phil. 1, 21. 23.). Das Christenthum will nicht sowohl über das physische Element des Todes, als über seinen sittlichen Zusammenhang, über die Art, wie er im Zusammenhang mit dem Bewußtseyn der Sünde erscheint, belehren.

So ist denn die Menschheit nach der christlichen Lehre, in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Ueberlieferung der Völker der Vorzeit, von der Herrlichkeit ihres ursprünglichen Lebens zu der Tiefe des Elends und Verderbens herabgesunken, ist in die Sünde und durch die Sünde in den Tod und alles Unheil gerathen. Schwer liegt auf ihr der Fluch der Sünde, der Schmerz der

Selbstverdammung durchbohrt die Brust, und mit dem Bewußtseyn, vor Gott verdammlich zu seyn, und seine Gnade verscherzt zu haben, ist aller Muth zum Besserwerden und jeder freudige Aufblick zu Gott gelähmt. Noch liegt in ihr der Trieb zur Glückseligkeit — aber beim Gedanken an den heiligen Richter im Himmel keine Hoffnung dazu. Noch regt sich das sittliche und religiöse Bewußtseyn — aber da ist keine Kraft, seine Forderungen zu erfüllen. Die zahlreichen Uebel und Leiden in der Welt sind nur eine um so stärkere Mahnung an die Sündenschuld, und der einzige Weg der Befreiung liegt in der Rückkehr zur gottwohlgefälligen Tugend und Rechtschaffenheit, zur Harmonie des göttlichen Lebens, wie selbst unter den Heiden der tiefblickende Plato sagt: „wenn die Sünde hinweggenommen würde und Rechtschaffenheit in jeglicher Handlung herrschend wäre, so müßten die also Lebenden nothwendig glücklich seyn.“ Aber woher die Kraft zum Besserwerden? Vergebens ist es zu sagen: wolle nur besser werden, richte nur deinen Willen auf das Gute, so wird es auch vollbracht seyn. Das wäre, wie wenn man zu dem Kranken sagte: wolle nur gesund seyn, und du wirst es seyn. Das Gefühl der Schuld und der Kraftlosigkeit drückt die Seele nieder. Vergebens heißt es: Vertraue der göttlichen Gnade. Das sittliche Bewußtseyn tritt dazwischen, und spricht: Du hast die Gnade verscherzt. Dieses Bewußtseyn des sittlich Guten oder das Gesetz, sey es das äusserliche geschriebene oder das innerliche — es ist ohne den höheren, belebenden Geist unwirksam (Gal. 3, 21.), es führt blos zur Erkenntniß der Sünde (Röm. 3, 20. 5, 20.), ja es verstärkt sogar den Reiz der Sünde, so lange der Wille nicht geheiligt ist (Röm. 7, 7—11. 1 Cor. 15, 56.), und macht das tödtliche Gefühl der Schuld erst recht drückend (2 Cor. 3, 6. Gal. 3, 10. Röm. 4, 15.). Denn es ist

blos eine Regel im Verstande, die unwirksam bleibt, so lange sie nicht an dem Willen und Gemüthe des Menschen einen Anknüpfungspunkt findet. Diesen Jammer in seiner ganzen Größe, diesen herbsten aller Schmerzen, diese blutende, unheilbar scheinende Wunde der Menschheit faßt Paulus in dem Mark und Gebein durchdringenden Ausrufe zusammen: Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes (Röm. 7, 24.), d. h. von dieser Masse des Elends und der Verderbniß? Woher kommt das Heil? woher die Freiheit? Wie soll die verlorne Gemeinschaft mit Gott wieder hergestellt werden? Die Antwort darauf soll mein nächster Brief enthalten.

Fünfter Brief.

Ich habe Dich, mein Lieber, in dem vorigen Briefe in die Tiefe des menschlichen Elends hineingeführt, und Dir ein Bild von der furchtbaren Zerrissenheit des menschlichen Herzens zu geben versucht, wie es die christliche Lehre im Bunde mit der Erfahrung darstellt. Woher Hilfe, Rettung, Gesundheit, Harmonie? war die Frage. Wo der Weg zur Gemeinschaft mit Gott? Ein oberflächlicher Beobachter könnte antworten: die menschliche Natur hat Kraft genug, sich auch aus dem tiefsten Falle wieder zur Höhe ihres Ideals emporzurichten; sie hat das Vermögen, in naturgemäßer Fortentwicklung sich zur höchsten Vollkommenheit zu erheben. Aber dagegen bemerke ich blos, daß bei dieser Antwort der historische Einfluß des Christenthums schon in der Stille mit in Rechnung genommen wird, indem erst seit diesem ein solches Fortschreiten bemerklich ist, während man eigentlich den vorchristlichen Zustand im Auge behalten sollte. Diesen aber in seiner ganzen Wahrheit ins Auge gefaßt, muß man sagen, daß jene Behauptung eben nichts als eine willkührliche Behauptung sey, oder ein Cirkel, indem vorausgesetzt wird, daß man zu dem, was man eben aus Kraftlosigkeit nicht erreichen konnte, dennoch die Kraft gehabt habe, wobei Witzlinge schon an Münchhausen erinnert haben, der an seinem eigenen Zopfe sich aus dem Sumpfe herausziehen wollte. Ja die Menschheit hatte nicht einmal die Idee des absolut vollkommenen Zustandes, welchen sie

erreichen sollte, es fehlte ihr die Erkenntniß und Anschauung eines Ideals der mit Gott geeinigten menschlichen Natur, an welchem sie sich hätte emporheben und herausretten können. Wenn aber auch einzelne Weise ein göttliches Ziel ins Auge gefaßt hatten, so blieb es doch nur ideale Anschauung, ohne Verwirklichung. Die Sehnsucht war da, und sprach sich auf die mannigfaltigste Weise aus, ja sie ist jedem Menschen tief ins Herz geschrieben. Aber die Antwort konnte nur die Geschichte, das heißt, der Gott in der Geschichte geben.

Soll die Menschheit aus ihrem Verderben erlöst werden, so muß vorerst die Schuld, die jede freudige sittliche Regung niederhält, hinweggenommen, die Folgen der Sünde getilgt werden. Soll dieß auf eine wirksame beruhigende Weise geschehen, so muß dem Menschen ein objectiver Grund, eine historische Thatsache gegeben werden, an welche er sich mit seinem Vertrauen anschließen kann. Aber dieß allein wäre blos eine äusserliche Heilung, ohne den innern Krankheitsstoff zu heben. Es muß, nach einem treffenden Gleichnisse des Herrn (Matth. 12, 29.) vor allem der Starke selbst gebunden werden, alsdann kann man ihm erst seinen Hausrath rauben, es muß (V. 33.) vorerst der Baum gut seyn, alsdann wird auch die Frucht gut seyn. Es muß daher das Gute selbst in den Menschen gepflanzt, es muß ihm eine positive, lebendige Kraft und Liebe zum Guten mitgetheilt werden. Wie ist aber dieß möglich? Dadurch, daß das absolut Gute und Vollkommene selbst in der irdischen Welt erscheint, daß die absolute Harmonie faktisch ins Leben tritt, kräftig und wirksam, oder daß das göttliche Leben sich selbst mittheilt. Göttliches, der übersinnlichen Ordnung der Dinge angehöriges Leben muß sich mittheilen, weil in der Menschenwelt das Vollkommene sich nicht findet, weil alles vom Menschen Kommende an der allgemeinen Sündhaftig-

keit mehr oder weniger Theil hat; aber es muß sich in einer menschlichen Person mittheilen, wenn es auf das menschliche Gemüth wahrhaft wirken, und nicht einen zauberhaften Einfluß haben soll. Gott muß eine menschliche Natur zum Organ seiner Mittheilung machen, und in derselben auf allen Stufen der menschlichen Entwicklung das göttliche Leben, das Ideal der Heiligkeit realisiren. Und von diesem Anfangspunkte aus, in welchem nun als einem neuen Adam (1 Cor. 15, 45 flg.) die Einheit des göttlichen und menschlichen Lebens gesetzt ist, muß es sich auf dieselbe naturgemäße Weise, wie von Adam die Disharmonie weiter und weiter sich ausdehnte, heiligend, reinigend, versöhnend über die Menschheit verbreiten. Und eben dieß ist der Kern der christlichen Lehre, richtig verstanden. Adam und Christus sind die beiden Repräsentanten der Menschheit, jener der von Gott sich entfernenden, dieser der zu Gott zurückkehrenden; beide sind die Angelpunkte, in welchen sich die menschliche Natur in entgegengesetzter Richtung bewegt.

Aber man würde den Einfluß und die Würde Christi nicht genug achten und gehörig würdigen, wenn man sich vorstellte, er sey blos in die Geschichte eingetreten, um den Schaden gut zu machen, und das Verlorne wieder herzustellen. Nein es wird ihm eine noch viel höhere, durchgreifendere Wirksamkeit zugeschrieben, eine den Verlust weit überwiegende Mittheilung neuen Lebens (Röm. 5, 15 flg.) die Menschheit sollte durch ihn auf eine höhere Stufe der Herrlichkeit erhoben, zu einer höheren Evolution des von Gott ihr eingepflanzten Lebens fähig werden, als dieß von Adam aus der Fall war. Daher wird (1 Cor. 15, 45—49) Christus dem Adam ohne Beziehung auf den Sündenfall gegenüber gestellt, als der himmlische dem irdischen. Darauf deutet auch hin, daß der Rathschluß der Erlösung ein von Ewigkeit

her gefaßter heißt (Eph. 1, 4. 3, 9. 1 Petr. 1, 20. 2 Tim. 1, 9. 10. Röm. 16, 25.). Wenn man nicht sagen will, daß Christus ohne den Sündenfall nicht erschienen wäre, so daß man also das Herrlichste und Einzig-vollkommene, was die Geschichte aufzuweisen hat, gleichsam dem Falle Adams zu danken hätte, so muß man annehmen, daß Gott nicht blos den Fall von Ewigkeit her vorausgesehen, und für diesen auch von Ewigkeit her das Heilmittel bereitet, sondern daß es ihm überhaupt wohlgefallen habe (Epheſ. 1, 5.), in der Fülle der Zeit (Gal. 4, 4.) sich der Menschheit in einer menschlichen Person zu offenbaren, um dadurch die größtmögliche Fülle göttlichen Lebens ihr mitzutheilen, und so die geistige Schöpfung erst gleichsam zu vollenden. Dieser göttliche Rathschluß hat aber seinen letzten Grund allein in der Liebe und Gnade Gottes (Joh. 3, 16. Röm. 3, 24.) oder in seinem bloßen, unbedingten Willen (Epheſ. 1, 11.), daher Gott selbst Retter und Heiland heißt (1 Tim. 2, 3. 4, 10.), und sein Umfang ist ganz allgemein (1 Tim. 2, 4. 2, 1. 2, 11. 2 Petr. 3, 9 und 4), auf alle Völker sich erstreckend.

Diejenige historische Person also, durch welche eine neue Schöpfung im Reiche des Geistes beginnt, und die Gemeinschaft des Endlichen mit dem Unendlichen vermittelt wird, ist Jesus Christus von Nazareth. Wie das Vermittelnde beiden Theilen angehören muß, so ist auch die Person Jesu die wesentliche Einheit des Menschlichen und Göttlichen, Jesus ist Gottmensch. Unbiblisch ist ebensowohl die Lehre, welche ihn blos einseitig als Menschen, wenn auch als den größten und begabtesten auffaßt, und die Aussprüche von seiner göttlichen Natur für bildlich oder hyperbolisch nimmt, als die andere, welche in ihm blos den Gott sieht, der die menschliche Natur nur gleichsam zum Scheine ange-

nommen, aber von menschlichen Affectionen unberührt geblieben sey, was eine magisch-phantastische Vorstellung seiner Person erzeugt. Die Wahrheit liegt nur in der freilich für uns unbegreiflichen, innigsten Durchdringung beider, so daß sein göttliches Wesen sich nur im Zusammenhang mit dem menschlichen und unter den Bedingungen des menschlichen, und dieses sich nur unter der Leitung und dem herrschenden Einflusse des göttlichen entwickelte. Bemerkenswerth ist, wie gerade derjenige Apostel, der durchgängiger als die übrigen Evangelisten, Jesum in seiner göttlichen Glorie zeigt, doch zugleich mit sichtbarem Nachdrucke auf die wahre, anschauliche und palpable Menschheit Jesu dringt, Johannes (besonders im Eingang seines ersten Briefs), wie er will, daß man sowohl die Menschheit des Gottessohns, als die Gottes-Sohnschaft des Menschensohns bekenne.

Jesus ist Mensch, nicht blos seinem sinnlichen Organismus (Phil. 2, 5.) sondern seinem ganzen sinnlich-geistigen Wesen nach, mit menschlichen Empfindungen und Schwächen (Joh. 11, 33. 34. 12, 27. Matth. 26, 38.) und den Gesetzen des menschlichen Wachsthums unterworfen (Luc. 2, 4. 42.). Daher nennt er sich selbst häufig den Menschensohn, was zwar gewöhnlich so viel als Messias bedeutet, womit er aber doch auch vielleicht geflissentlich seine Verwandtschaft mit der menschlichen Natur, seinen Beruf, die Gottheit im menschlichen Leben zu offenbaren, und die Würde der Menschheit in seiner Person andeuten, und dadurch Vertrauen zu sich erwecken wollte. Ja er ist der Idealmensch (1 Cor. 15, 45 flg.), der Erstgeborne unter vielen Brüdern (Röm. 8, 29.). Aber zur menschlichen Natur ihrem Wesen nach, zur reinen, unverletzten Menschheit gehört die Sünde nicht. Daher ist er, obgleich Mensch, ohne Sünde (Joh. 8, 46. 1 Petr. 2, 22.), und seine Versuchungen, denen er in Gleichheit

mit den übrigen Menschen unterworfen war (Hebr. 4, 15.), konnten nicht in innerlichen bösen Gedanken bestehen, sondern nur in dem Kampfe zwischen der Schwäche des Fleisches und dem Willen des Geistes (Matth. 26, 41.).

Mit der menschlichen Natur war aber von Anfang an aufs innigste verbunden die göttliche. Es kommt nicht sowohl darauf an, ob Christus selbst Gott genannt werde (wie Röm. 9, 5. 1 Tim. 3, 16. 1 Joh. 5, 20. da in diesen Stellen die Beziehung auf Gott den Vater möglich und selbst wahrscheinlich ist, und wenigstens Christus selbst sich nirgends Gott nennt), als auf das durchgängige Bewußtseyn von seiner engen Verbindung mit der übersinnlichen Welt, von seinem über die ganze Schöpfung erhabenen, ganz besonderen Verhältnisse zu seinem himmlischen Vater, welches Christus überall ausspricht. Er nennt sich gerne Gottes Sohn, welche Würde zwar auch Königen und Obrigkeiten beigelegt wird, die er aber doch wohl in höherem Sinne sich zuschreibt, da es ihm als Gotteslästerung ausgelegt wurde (Joh. 10, 36.), besonders wenn man seine übrigen Aussprüche dazu nimmt. Die wichtigsten sind folgende: Ich bin in dem Vater und der Vater in mir (Joh. 14, 10. 11.); des Menschensohn ist vom Himmel herabgekommen und ist noch im Himmel d. h. fortwährend aufs engste mit Gott verbunden (Joh. 3, 13.); gleichwie der Vater hat das Leben in ihm selber, also hat er auch dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ihm selber (5, 26.); Alles, was der Vater hat, ist mein (16, 15. 11, 10.); wer mich siehet, siehet den Vater (14, 9. 7. 12, 45.); man solle den Sohn ehren wie den Vater (5, 23.). Er schreibt sich ein vorzeitliches, über Abraham, ja über die Schöpfung hinausreichendes, d. h. ewiges Seyn zu (6, 62. 8, 58. 17, 5. 24.), und eine höchste, Alles umfassende Vollmacht und Gewalt (Matth. 11, 27. 9, 6. 28, 18.). Uebereinstimmend damit heißt

er in den Paulinischen Briefen Derjenige, in welchem die Fülle der Gottheit, der Inbegriff der göttlichen Kräfte leibhaftig wohnet, das Bild des unsichtbaren Gottes, in göttlicher Gestalt seyend, der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit (Col. 1, 15—17. 2, 9. Phil. 2, 6. Hebr. 1, 2.). Am bezeichnendsten ist aber die Johanneische Benennung — Wort (Joh. 1, 1 flg.) — wodurch die ganze Fülle des göttlichen Wesens, sofern es sich geoffenbart, mitgetheilt hat, ausgedrückt wird *).

Dieses Wort, der Urgrund der ganzen Schöpfung, die Quelle alles Lebens und alles Lichts von Anbeginn, ist Fleisch geworden (V. 14.), hat sich mit einer menschlichen Persönlichkeit verbunden, in derselben sich geoffenbart, unter uns gewohnt, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Das Leben, ruft Johannes im Anfang seines ersten Briefs aus, ist erschienen — das ewige Leben, welches beim Vater war und uns erschienen ist, das bezeugen und verkündigen wir euch. Gleichwie das Wort Ausdruck unsrer Gedanken ist, so sind die Gedanken Gottes in Ihm so viel als möglich sichtbar, faßbar, empfindbar geworden. Christus steht daher als der Sprecher Gottes, als sein Organ und Ausleger in der

---

*) Ohne Zweifel schloß sich Johannes mit dem Ausdrucke „Wort" an eine schon früher unter jüdischen Philosophen gangbare Bezeichnung an, wodurch sie ein göttliches Offenbarungsprincip ausdrückten, welches die ganze Schöpfung mit dem verborgenen Wesen Gottes vermitteln, und wodurch sich Gott, wie der Mensch das Verborgene seines Geistes durch die Sprache offenbart, der Welt mittheilen sollte. Was aber diesen nur Idee war, stellt Johannes in Christo als Realität dar — als den reelsten Inbegriff des göttlichen, in dem endlichen Seyn sich kundgebenden Lebens.

Mitte zwischen Gottheit und Menschheit, beide in sich vereinigend, Himmel und Erde mit einander verbindend, daher der Mittler genannt (1 Tim. 2, 5. Hebr. 8, 6.). Er ist die absolute Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen, des Uebernatürlichen und Natürlichen in historisch concreter, anschaubarer Weise. Wie nun aber der Sohn sich zum Vater verhalte, dieß näher zu bestimmen, hat sich zwar die menschliche Vernunft schon vielfach abgemüht, die Schrift jedoch spricht blos einfach: Ein Gott und Ein Herr (1 Cor. 8, 6.), Ein Gott und Ein Mittler (1 Tim. 2, 5.), Ein Gott und Ein Gesandter Gottes (Joh. 17, 3).

Gleichwie nun seine Person die Einheit des Göttlichen und Menschlichen ist, so ist auch sein Leben, wie es in seinen Worten und Werken erscheint, die reine Darstellung des Göttlichen in der Menschheit. Es ist besonders Johannes, der sein Leben am liebsten als eine Offenbarung, als eine sichtbare, faktische Erscheinung der göttlichen Herrlichkeit darstellt, und in den einzelnen Momenten seines Lebens die Absicht hervorhebt, Gott zu verherrlichen (1, 14. 2, 11. 11, 4. 12, 28. 13, 31. 32 u. s. w.) Und zwar offenbart er insbesondere die göttliche Macht, die göttliche Heiligkeit und die göttliche Liebe.

Jene wundervollen Thaten, wodurch er in die irdische Ordnung der Dinge mit göttlicher Machtvollkommenheit eingreift, und seine innere Lebensfülle heilend und segnend ausspendet, leitet er von der göttlichen Wirksamkeit ab, und will sie als Zeichen derselben betrachtet wissen (Joh. 3, 35. 10, 25. 37. 38. 11, 40.). Es sind gleichsam fragmentarische Ausstrahlungen der göttlichen Allmacht, leuchtende Fingerzeige, daß Gott, und derjenige, in welchem Gott war, Herr der Natur sey, auf daß der Mensch über die sichtbare Ordnung der Dinge zur unsichtbaren seinen Blick erhebe.

Er offenbarte die göttliche Heiligkeit. Die sitt-

liche Vollkommenheit oder Heiligkeit Gottes, welcher er die Seinen ähnlich zu werden ermahnt (Matth. 5, 48.), stellt er in seinem eigenen Leben verwirklicht dar, so weit es in der Welt des Wachsthums und des Kampfes möglich ist — in der steten Einheit mit dem göttlichen Willen, in der reinen und freudigen Vollziehung desselben, in der stets siegenden, nur auf das Göttliche gerichteten Stärke des Willens (Joh. 4, 34. 6, 38—40.), in der vollkommenen Sündlosigkeit (Joh. 8, 46. 7, 19. 1 Joh. 3, 6. Hebr. 4, 15. 7, 26.).

Er offenbarte die göttliche Liebe und Gnade. Wie schon seine Erscheinung auf Erden ein Werk, ja das leuchtendste Denkmal der göttlichen Liebe (Joh. 3, 16.), so ist auch sein ganzes Wesen der sichtbarste Ausdruck derselben, unendliche Hingabe zum Wohle der Menschen. Er will suchen und selig machen, was verloren ist (Luc. 19, 10.), aus seiner Fülle nehmen wir Gnade um Gnade (Joh. 1, 16. 17.), er ist um unsertwillen arm geworden, um uns reich zu machen (2 Cor. 8, 9.), er ist der Ruhespender für alle Mühseligen und Beladenen (Matth. 11, 28 flg.).

Schon diese Züge in Ein Bild zusammengefaßt — müssen sie nicht auf jedes unbefangene Gemüth den Eindruck einer das Göttliche rein und vollkommen darstellenden Menschheit machen? müssen sie nicht das Bekenntniß eines Petrus erwecken: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes?“ Alle Wirksamkeit Christi hat ja nur das Ziel, den Vater zu verklären. Gott, der unendliche und allvollkommene Urgrund alles Seyns, wird durch Christum nicht in Hintergrund gestellt, sondern durch ihn nur erst recht offenbar.

So ist denn einmal in Christo das göttliche Leben rein und vollkommen in die irdische Welt eingetreten. Aber es fragt sich nun weiter: wie hat sich dieses

göttliche Leben zur Wiederbringung des Heils, zur Erlösung der Menschheit wirksam erwiesen? Was hat Christus gethan, um uns zu beseligen? Wodurch ist er unser Erlöser? Man hat sich sehr zu hüten, daß man das Verdienst Christi nicht blos einseitig, bald auf dieses, bald auf jenes einschränkt, ihn entweder blos zum Lehrer oder blos zum Versöhner macht. Denn gleichwie nicht blos eine Seite des menschlichen Wesens, sondern das Ganze in seinem Mittelpunkte und in seiner Peripherie, im Erkennen, Gefühl und Wollen krank war, so mußte auch die Heilung auf das Ganze sich beziehen. Dieses Gesammtverdienst Christi drückt Paulus (1 Cor. 1, 30.) durch die Worte aus: Christus ist uns geworden zur göttlichen Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung, zur Erlösung.

Zur göttlichen Weisheit, zur Erkenntniß der Wahrheit die Menschen zu führen, war ein Hauptbestandtheil seiner Wirksamkeit. Gleichwie zu seiner engen Verbindung mit der Gottheit, zu seiner göttlichen Lebensharmonie auch die ungetrübte Anschauung der Wahrheit gehört, so daß er allein sich die Wahrheit nennen, allein eine untrügliche Erkenntniß der göttlichen Dinge sich zuschreiben kann (Joh. 1, 18. 8, 12. 14, 6. 6, 46. 7, 29. 3, 11. 32. Matth. 11, 27.), und in ihm alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen sind (Col. 2, 3.): so erklärt er es auch für seinen Hauptberuf, von der Wahrheit zu zeugen (Joh. 18, 37.), Worte Gottes den Menschen zu offenbaren (17, 8. 14. 26.), ihnen als das Licht der Welt voranzuleuchten. Darum heißt er Lehrer, Prophet, und seine Worte sind Geist und Leben, Worte des ewigen Lebens (Joh. 6, 63. 68.). Nur seine Wahrheit macht die Menschen gesund und frei (8, 32—36.), und ewiges Leben ist's, Gott und seinen Gesandten Jesum Christum zu erkennen (17, 3.). So lehrte er denn die Menschen das Ziel ihrer Bestim-

mung, das Ideal der Heiligkeit kennen, zeigte ihnen den Weg dazu zu gelangen, offenbarte die Gottheit und ihre Rathschlüsse, so weit sie der endliche Verstand zu fassen vermag, und zerstreute als das vom Himmel stammende Licht das Dunkel menschlichen Irrthums und Aberglaubens.

Jedoch Christus hat das Ideal der Heiligkeit und Gottverwandtschaft nicht blos gelehrt, sondern auch realisirt, hat es faktisch in seinem eigenen Leben zur Anschauung gebracht und als Vorbild dargestellt. Auf jeder Altersstufe, unter allen Verhältnissen hat er den Willen Gottes auf die vollständigste Weise erfüllt, so daß sein ganzes Leben Ein heiliges, gottwohlgefälliges Werk, Eine That des Gehorsams (Röm. 5, 18. 19.) genannt werden kann. Ja er hat diesen Gehorsam nicht blos durch sein Thun, sondern auch durch sein Leiden und Sterben — eine That seines freien Willens (Joh. 10, 18.) — bewiesen, hat damit seine Liebe zu dem himmlischen Vater in ihrer höchsten Verklärung gezeigt (Joh. 14, 31.), und seine sittliche Idealität hiedurch vollendet (Hebr. 2, 9 flg. 5, 9. Joh. 13, 31.). Das reinste Urbild einer auf Gott unabläßig gerichteten, auf Erden kämpfenden und über alle Schmerzen und Versuchungen des Irdischen triumphirenden, und doch in das Gewand der reinsten Demuth gehüllten Tugend, wie es ausserhalb des Christenthums nicht einmal der Idee nach erkannt worden ist, ist in ihm faktisch geworden. Somit ist die Aufgabe der Menschheit durch Einen unsers Geschlechts einmal gelöst worden, der Sieg des Geistes über Fleisch und Welt errungen, und ein in den schwersten Kämpfen und schwierigsten Momenten unbefleckt gebliebenes, in sich selbst und mit Gott harmonisches Leben, zugleich durch die Auferweckung und Erhöhung Jesu Christi von Gott selbst aufs sichtbarste belohnt und verklärt, als eine wirkliche Thatsache gegeben. Der Allgemeinheit der Sünde steht

nun dieses Eine heilige Leben gegenüber, durch welches, was das Gesetz bisher nicht vermochte, die Sünde selbst ihrer Macht beraubt, und in ihrer Nichtigkeit dargestellt wurde (Röm. 8, 3.). — Ein heiliges Leben, das auf organische Weise (Eph. 4, 16.) den Leib der Menschheit durch alle seine Glieder hindurch mehr und mehr durchdringt und der Vollkommenheit Christi verähnlicht. Welchen sittlich anregenden Einfluß muß schon die Anschauung dieses Vorbildes und das Hineinleben in sein göttliches Leben, das die sicherste Richtschnur für das Sittliche und Gottwohlgefällige im Thun und Lassen enthält, auf die Menschheit ausüben, wie muß es mit Muth und Begeisterung erfüllen, ihm nach zur Höhe der sittlichen Vollendung emporzuklimmen (Joh. 13, 15. Eph. 5, 2. Phil. 2, 5. 1 Petr. 2, 21. 3, 17. 18.)!

Indeß ist das Heil des Menschen damit allein noch nicht begründet. Denn jenes in Christo sichtbare Ideal der Heiligkeit könnte statt der Erweckung zur Tugend, auch die entgegengesetzte Wirkung, Niedergeschlagenheit und Unlust zur Folge haben. Je höher und reiner es vor den Blicken des Sünders steht, desto fühlbarer wird demselben der große Abstand zwischen dem Ideale und seinem eigenen Zustande; es hat dann, so lange das Schuldbewußtseyn in dem Sünder ist, eher eine richtende und strafende Bedeutung; es vermag zwar die Sehnsucht nach sittlicher Vollendung zu erwecken, aber nicht die Kraft dazu zu verleihen. Treffend sagt darum Luther in dieser Hinsicht: „Man muß nicht aus Christo einen Mosen machen, der nur Lehre und Exempel gebe, wie andere Heiligen thun. . . Das ist das Geringste vom Evangelium, davon es auch noch nicht Evangelium heißen mag, denn damit ist Christus dir nichts mehr nutze, denn ein anderer Heiliger; sein Leben bleibt bei ihm und hilft dir doch nichts.“ Es muß daher vor allem jenes Schuldbe-

wußtseyn in dem Sünder getilgt, sein Zwiespalt mit dem heiligen Gott ausgeglichen, und ein freudiges Gefühl der Kindschaft in ihm erweckt werden, und dieß führt auf die Lehre von der Sündenvergebung und Versöhnung. Beide Begriffe bezeichnen im Grunde dasselbe, nur von verschiedenen Seiten angesehen. Sündenvergebung bezeichnet die Veränderung, welche mit dem Sünder in Bezug auf sein Schuldgefühl vorgeht — die Hinwegnahme seines Schuldbewußtseyns; Versöhnung — die Wiederherstellung der Gemeinschaft mit Gott. Die erste kann nicht seyn ohne die zweite, und wo die zweite ist, da ist auch die erste. Man denkt sich unter der Sündenvergebung häufig nur Aufhebung der Strafen der Sünde, welches auch wirklich ein biblischer Begriff ist, indem Jesus unter der Vergebung der Sünden, welche er Kranken und Leidenden verheißt, gewöhnlich zunächst die Aufhebung der äusserlichen Folgen der Sünde versteht. Wie ich aber früher gezeigt, daß nach der christlichen Ansicht alle Uebel nur in ihrer Beziehung auf das Bewußtseyn der Sünde als Strafen erscheinen, so ist auch bei der Sündenvergebung das Wesentliche und Innerliche die Aufhebung des Gefühls der Schuld und der damit verbundenen Unseligkeit, das Nichtanrechnen der Sünde (Röm. 4, 8.). Die Vergegenwärtigung des heiligen Gottes im Gemüthe des Sünders kann nämlich nicht anders als mit Furcht und Bangigkeit, (Joh. 3, 36. Hebr. 10, 26.) also mit dem Gefühl der Unseligkeit verknüpft seyn. Soll dieses Gefühl aufgehoben, und in Liebe und Vertrauen umgewandelt werden, so muß die Sünde vergeben, das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen ausgeglichen werden.

Es wird nun häufig Vergebung der Sünden in der Schrift gelehrt, ohne einen anderen Mittelbegriff, als den einer sittlichen Gesinnung, z. B. Buße, Versöhnlich-

keit (Luc. 15, 10. Matth. 6, 14. 18, 21—35. 3, 8. 4, 7. Luc. 7, 47. u. s. w.). An andern Stellen wird sie von Christo überhaupt (Apg. 10, 43.), oder von seiner Auferstehung und Erhöhung (Apg. 5, 30. 31. 13, 37. Röm. 4, 24. 25.) abhängig gemacht. Ja das ganze Heil der Menschheit wird auch von seinem thätigen Gehorsam abgeleitet (Röm. 5, 18. 19.), sofern er das Ideal der Heiligkeit realisirt hat, woran nach Gottes Rathschluß alle diejenigen Antheil nehmen sollen, die durch den Glauben in seine Lebensgemeinschaft eintreten. Indeß ist die gewöhnliche Lehrweise, das Leiden und Sterben Jesu Christi als den Grund unsrer Versöhnung mit Gott, und der damit zusammenhängenden Sündenvergebung und Rechtfertigung darzustellen.

Es ist diese Lehre der Versöhnung der Menschheit durch Christum eines der tiefsten Geheimnisse des Christenthums, dessen inneres Wesen mehr gealnet, als durch bestimmte Begriffe erschöpft werden kann. Zugleich ist es eine Lehre, an welcher, gleichwie das Kreuz schon den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit war, so noch jetzt denkende Freunde nnd Feinde des Christenthums am meisten Anstoß nehmen. Diesen Widerspruch hat sie auch zum Theil mit Recht erfahren, in Betracht so mancher unbiblischen und unvernünftigen Lehrmeinungen, die man ihr angeheftet hat. Es ist daher vor allem erforderlich, mit Abweisung der mancherlei Ausgeburten der menschlichen Einbildungskraft, wodurch dieselbe entstellt worden ist, den biblischen und vernunftgemäßen Gehalt derselben darzustellen.

Unbiblisch ist die Vorstellung, als ob es Gott erst durch den Tod Jesu möglich geworden, Sünden zu vergeben, als ob dadurch in dem Wesen Gottes, in dem Verhältnisse seiner Eigenschaften zu einander oder in seinem Verhältnisse zu den Menschen eine Veränderung be-

wirkt, Gott durch den Opfertod erst zur Bethätigung seiner Gnade bewogen worden sey. Denn die ganze Erlösungs- und Versöhnungsanstalt geht ja von Gott als der letzten Ursache aus, ruht allein in seinem gnädigen Willen (vergl. Eph. 3, 19. Tit. 3, 4. Röm. 5, 8. 8, 32.). Auch ist es ein ewiger Rathschluß, so daß der Begriff einer zeitlichen Einwirkung ganz wegfällt. Er hat sich nicht verändert. Gott ist die Sonne, die unbeweglich steht, mag der Sünder aus ihrem Lichte herausfliehen oder nicht (vergl. Jak. 1, 17. 18.). Nicht Gott war uns Feind, sondern wir waren seine Feinde (Röm. 5, 10. 11, 28.), er selbst hat uns mit sich versöhnt und Friede gemacht (Col. 1, 19—22. 2 Cor. 5, 18—21.). Und die früher angeführten Stellen von der Sündenvergebung ohne Beziehung auf den Tod Jesu enthielten eine Lüge, wenn jene Behauptung wahr wäre. Nicht in Gott, sondern in den Menschen lag ein Hinderniß, das entfernt werden mußte; es handelt sich nicht um die Ermöglichung der Gnade in Gott, die von Ewigkeit vorhanden ist, sondern um die Art und Weise der Vermittlung, wodurch der Sünder derselben theilhaftig werden sollte.

Unbiblisch ist die Vorstellung, als ob die Gerechtigkeit Gottes habe müssen befriedigt, für die beleidigte Majestät ein Aequivalent gegeben werden, das nur Gott selbst habe geben können, oder gar als ob sein Zornfeuer durch das Blut eines Unschuldigen habe müssen gekühlt werden. Ist ja doch nicht die Gerechtigkeit, sondern die Liebe und Gnade des Vaters der Grund der Versöhnungsanstalt (Joh. 3, 16. 1 Joh. 4, 10. 16. Röm. 5, 8. 2, 4. Tit. 2, 11 flg. 3, 7.). Und wo auch die Gerechtigkeit genannt wird (Röm. 3, 24. 25.), da ist es nicht die vergeltende Gerechtigkeit, sondern bezeichnet die heilige Liebe Gottes. Wie erscheint doch Gott bei jener Ansicht nur als ein äusserlicher unerbittlicher Richter,

der den Unschuldigen für den Schuldigen leiden läßt, wie ist er so zu sagen lauter ungerechte Gerechtigkeit, ohne einen Funken von Liebe! Solche rein juridische Ansichten haben der freien und vernünftigen Auffassung der Versöhnungslehre gar sehr geschadet. Und doch heißt es nirgends: Gott habe Jesum gerichtet, gestraft, verurtheilt. Damit fällt auch die verwandte Ansicht, wo man sich zwischen Gott und Christo einen Kampf vorstellt, der dadurch ausgeglichen wird, daß die Liebe des Sohnes über die Gerechtigkeit des Vaters siegt, so daß der Sünder eigentlich nur dem Sohne Dank schuldig wäre, indem er durch ihn dem strengen Gerichtshofe des Vaters entzogen worden.

Ebenso unbiblisch ist aber auch die entgegengesetzte Vorstellung; als habe Gott allerdings keiner Versöhnung bedurft, hingegen aus freier Willkühr dem Tode Jesu den großen Werth beigelegt, für die Sünden der Menschen genug zu thun. Denn auch diese Willkühr ist von Ungerechtigkeit nicht weit entfernt; die Versöhnung erscheint als etwas Zufälliges, das auch hätte anders seyn können, und der Tod Jesu wird so aus seinem ganzen Zusammenhange mit seinem übrigen Leben herausgerissen. Es ist nämlich wohl zu merken, daß dieser Tod Jesu nicht blos für sich als ein abgerissenes Faktum, sondern als Gipfel, als Schluß- und Brennpunkt seines ganzen vorhergehenden Lebens zu betrachten ist. Hängt man nicht blos an dem Buchstaben einzelner Stellen, sondern faßt man den ganzen Ideenzusammenhang ins Auge, so leuchtet ein, daß das Leiden Christi stets im Zusammenhange mit der Einheit seines ganzen Lebens als der vollendende Schlußpunkt desselben aufzufassen, daß das Kreuz, das Blut Christi nur als die Spitze seines thätigen und leidenden Gehorsams für das Ganze gesetzt ist. Daher ist es auch dem Geiste des Christenthums zuwider, wenn dem Aeußer-

lichen des Leidens Jesu, dem Blute oder den Wunden eine besondere versöhnende Kraft zugeschrieben wird, wie dieß in der Herrnhut'schen Denkweise so gerne geschieht. Dieß heißt das Bild mit der Idee verwechseln. Das äußerliche Leiden hat seinen Werth nur durch die innerliche, im Dulden und Sterben sich bethätigende Gesinnung des Gehorsams (Röm. 5, 18. 19.). Es bleibt immer ein Anstoß und Widerspruch für das reine sittlich-religiöse Gefühl, wenn man sich vorstellt, daß Gott das Leiden und Sterben seinem Sohne willkührlich aufgelegt habe. Vielmehr gieng dieß aus der Sendung Jesu unter das sündhafte Menschengeschlecht, aus seinem Kampfe wider die herrschende Sünde, und der Art, wie er an allem Menschlichen, also auch den Leiden, diesen Folgen der Sünde, den innigsten Antheil nahm, auf eine natürliche, geschichtlich-nothwendige Weise hervor. Ja es war auch zu seiner eigenen sittlichen Vollendung (Hebr. 2, 10.) nothwendig, indem sich erst in ihm alle Kraft der Liebe und des Gehorsams entfaltete (Joh. 13, 31. 15, 13. Phil. 2, 8.).

Welches ist nun aber der eigentliche Zusammenhang zwischen dem Tode Jesu und der Versöhnung der Menschen? Er wird in der Schrift auf mannigfaltige Weise dargestellt. Bald heißt es ganz allgemein: Er habe sich für uns oder unsere Sünden dahingegeben, sein Blut vergossen (Matth. 26, 28. Gal. 1, 4. Eph. 5, 25. Tit. 2, 14 u. a.), bald heißt sein Leben ein Lösegeld (Matth. 20, 28.), bald ein Opfer (Hebr. 9, 12—14. 10, 4—10. Röm. 3, 25. 1 Petr. 2, 24.), bald ist er ein Hoherpriester, der durch sein eigen Blut in das Allerheiligste eingegangen, und eine ewige Erlösung gestiftet hat (Hebr. 9, 12.), bald ein Lamm, das der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29.), bald wird er um seines Gehorsams willen Urheber der Seligkeit genannt (Hebr. 5, 9. Röm. 5, 18.).

Es ist daher natürlich, daß über die Art und Weise, wie jener Zusammenhang aufgefaßt wird, mannigfache Theorien Statt finden können, die aber nicht das Wesen und den Kern der biblischen Lehre, sondern mehr nur die wissenschaftliche Auffassung und Rechtfertigung derselben betreffen.

Was ist nun wohl der unmittelbarste Eindruck, den die Betrachtung des leidenden und sterbenden Christus, und die Vergleichung der darauf bezüglichen Aussprüche auf jedes unbefangene Gemüth machen muß? Es ist der der göttlichen Liebe und Gnade, es ist der Lichtstrom der reinsten und reichsten Liebe, der im Tode des Gerechten für die Ungerechten sich über die Welt ergossen hat. Wie schon seine Menschwerdung überhaupt eine That der göttlichen Liebe, so hat sich diese in dem zum Heile der Welt geführten Leben, Leiden und Sterben des Unschuldigen aufs anschaulichste bewährt und verklärt. Aber indem diese Hinopferung zugleich als um der Sünde willen dargestellt wird, ist sie zugleich die wirksamste Erinnerung an die göttliche Heiligkeit, die gemäß der moralischen Weltordnung die Sünde strafbar zeigen mußte, indem sie dieselbe vergab. Dieß liegt namentlich in der etwas schwierigen Stelle Röm. 3, 25. 26., deren Sinn ungefähr der ist: „indem Gott bisher in seiner Langmuth die Sünden übersah (d. h. nicht bestrafte), hätte es scheinen können, als ob er sie ganz ignorire. Er stellte daher, um seine Heiligkeit, seine heilige Liebe kund zu thun, Christum als Sühnopfer auf, so daß er nun selbst als der Heilige erschien, indem er diejenigen, die dieses Sühnopfer im Glauben sich aneigneten, rechtfertigte."

Bedenken wir nun, wie tief Juden und Heiden die Idee des Opfers, als der hauptsächlichsten Bedingung, unter welcher Versöhnung zu Theil wurde, und wodurch doch das Gewissen nicht wahrhaft beruhigt werden konnte

(Hebr. 9, 11—14.), eingepflanzt war, so könnte man den Opfertod Jesu für eine erhabene Accommodation der Gottheit an die menschlichen Bedürfnisse erklären, um die Ausgleichung der göttlichen Liebe und Heiligkeit, die Erfüllung der moralischen Weltordnung durch den vollkommenen Gehorsam des Einen, und die Erlassung der Schuld und Strafe auf eine höchst bedeutsame faktische Weise zu offenbaren (Röm. 5, 8. Tit. 2, 11. 1 Joh. 4, 9.) — so daß jetzt der Sünder nicht mehr blos mit Wünschen und Ahnungen und mit den Symbolen einer verzeihenden Liebe sich begnügen, sondern auf eine wirkliche, göttlich veranstaltete symbolische Thatsache sein Vertrauen setzen durfte.

Man kann jedoch dem Geiste der Schrift noch entsprechender sagen: Christus hat für die Menschen nicht blos auf symbolische Weise, wie die Opfer, sondern auch auf wirkliche, reale Weise gelitten, wenn man nämlich die innere Gemeinschaft, in die er sich mit der menschlichen Natur gesetzt hat, beachtet.

So wie er in das Leben der Menschen eintrat als Mensch, so nahm er auch, obgleich ohne Sünde, an den Folgen der Sünde Theil, erfuhr sie an sich selbst immer stärker, bis zu ihrem höchsten Gipfel, dem Tode. Aber freilich konnte er sie als der Unschuldige, Sündenreine nicht erfahren, wie die anderen Menschen, als Sündenschuld und Sündenstrafen, sondern nur in der Form des Mitgefühls, der innigsten lebendigsten Theilnahme an der Schuld seiner Mitbrüder. Er fühlte in die Seele der von ihrer Schuld niedergedrückten Menschen hinein, nahm daran Theil, gieng selbst in die Gemeinschaft der Leiden ein, indem er sich freiwillig denselben bis zum Tod unterzog (Joh. 10, 18.), und erklärte, daß dieß die Wirkung habe, Vergebung der Sünden und den Eintritt in ein neues Bundesverhältniß mit Gott ihnen zu vermitteln

(Matth. 26, 28.). Was in dem Opfercult Schatten war (Hebr. 8, 5. 10, 1.), das ist hier Wahrheit, wirklicher Zusammenhang, und darum ist er der zuverläßige Bürge eines neuen Bundes mit Gott (Hebr. 7, 22.), um so mehr, da Gott durch seine Auferweckung sein Werk als ein ihm wohlgefälliges bestätigt hat (1 Cor. 15, 17.).

Mag übrigens dieser Zusammenhang zwischen dem, was Christus gethan und gelitten hat, und zwischen der Versöhnung so oder anders aufgefaßt werden, was dem denkenden Christen immer frei stehen muß, nenne man es Gesetz der moralischen Weltregierung, oder inneren natürlichen Zusammenhang, oder wunderbare Veranstaltung Gottes, oder positive Belohnung der leidenden Unschuld — immerhin ist es eine göttlich beglaubigte Thatsache, wodurch neben der Verwerflichkeit und Strafbarkeit der Sünde die Liebe und Gnade Gottes gegen den (glaubigen) Sünder verbürgt wird, und welche der objective Grund unseres Vertrauens und unserer Hoffnung bleibt, da unsere subjective Beschaffenheit, unser sittlicher Zustand nie von der Art ist, um das reine Wohlgefallen des heiligen Gottes erlangen zu können. Nun ist der Cherub am Eingang des Paradieses mit dem bloßen hauenden Schwerte gewichen, und Eden für den Menschen wieder erobert. Nun ist die Quelle eröffnet, woraus ein neues, freudiges, sittliches, Gott wohlgefälliges Leben hervorströmen soll. Aber nun wendet man ein: „Dieß ist ja doch wieder eine bloße, mit richtigen Begriffen von göttlicher Gerechtigkeit unvereinbare Willkühr von Seiten Gottes, wenn er den Menschen, obgleich Sünder, um Christi willen als einen sündlosen ansieht und behandelt, wenn er ihn mehr gelten läßt, als er seinem sittlichen Werthe nach verdiente.“ Dieser Einwurf wäre richtig, wenn es nicht zwischen dem Erlösungswerke Christi und der Rechtfertigung des Sünders noch ein vermittelndes

Band gäbe, wenn das Thun und Leiden Christi nur ausserhalb des Menschen stehen bliebe. Aber jenes Band ist der Glaube, gleichsam der Kanal, wodurch das Leben Christi in unser eigenes übergeht, und womit ein heiliges, Gott wohlgefälliges Leben dem Keime und Princip nach schon gesetzt ist. Hätte man den Glauben in seiner tiefen christlichen Bedeutung gefaßt und verstanden, so wären längst so manche Mißverständnisse und Vorwürfe gegen diese Lehre weggefallen.

Der Glaube ist überhaupt diejenige Thätigkeit und Richtung des endlichen Geistes, wodurch er mit dem Unendlichen und Göttlichen in Gemeinschaft tritt, gleichsam das Organ, wodurch der Mensch des göttlichen Einflusses theilhaftig wird, wie der Dichter sagt: „Von Gott herab nimmt Liebe ihren Lauf, im Glauben steigt der Mensch zu Gott hinauf.“ Es ist keine bloße Verstandesrichtung, sondern eine Erhebung des gesammten inneren Menschen, insbesondere des Gemüths und Willens zur übersinnlichen, unsichtbaren Welt, eine lebendige Zuversicht, womit man dem sinnlichen Augenscheine entgegen das Daseyn einer höheren Welt ergreift. Dem Glauben erscheint das, was der sinnlichen Anschauung nach der Zeit oder dem Raume nach verborgen ist, als etwas Wirkliches, Gegenwärtiges. So wird er besonders Hebr. 11, 1 flg. vergl. Röm. 4, 16—22. geschildert, und daher der unmittelbaren Anschauung und Erkenntniß entgegengesetzt (1 Cor. 13, 9—12. 2 Cor. 5, 7. 1 Petr. 1, 8.). Es ist kein ungewisses, zweifelhaftes Meinen (Jak. 1, 6.), wie das Wort „Glauben“ im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens vorkommt, sondern die lebendigste, unerschütterlichste Zuversicht. Er ist ferner nicht blos Glaube an Gott und das Göttliche überhaupt, sondern insbesondere Glaube an göttliche Thatsachen und Vertrauen auf göttliche Verheißungen, wie dieß von den Frommen des alten Bundes, nament-

lich von Abraham gerühmt wird, eine mit Resignation auf das Sichtbare und auf die eigene Kraft verbundene demüthige Hingabe an den göttlichen Willen und die göttlichen Veranstaltungen, ein lebendiges, zuversichtliches Eingehen in die göttliche Ordnung. Sofern nun der göttliche Wille und die göttliche Heilsordnung sich besonders in Christo geoffenbart und Gott die Fülle seines Lebens in ihm den Menschen zur Hinnahme gegeben hat, so wird der allgemeine Glaube an Gott zum besondern Glauben an Christum (Joh. 12, 44.), und besteht in dem innigen zuversichtlichen Vertrauen auf ihn, und der lebendigen Aneignung des Heils, das in Ihm erschienen, und des höhern Lebens, das sich in Ihm der Menschheit mitgetheilt hat, oder in der innigen Lebensgemeinschaft mit Christo. Denn „wer den Sohn hat, hat das Leben (1 Joh. 5, 12.)“ ist dasselbe, als wenn es heißt (Joh. 6, 47.): Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Diese innige durch den Glauben vermittelte Gemeinschaft vergleicht Jesus selbst mit dem Verhältnisse der Reben zum Weinstock (Joh. 15.), oder mit dem Genießen seines Fleisches und Blutes (Joh. 5, 40 flg.), und die Apostel mit dem Anziehen Christi (Röm. 13, 14.), seinem Einwohnen, Leben in dem Herzen (Eph. 3, 17. Gal. 2, 20.) u. dgl.

Es erhellt also schon hieraus, daß der Glaube nichts weniger sey, als jenes todte, verstandesmäßige Fürwahrhalten, das auch die Teufel haben (Jak. 2, 19.), sondern eine innige Lebensgemeinschaft und eine lebendige Zuversicht auf Gottes Gnade durch Christum*). Es ist kaum

---

*) Die Tiefe und Fülle des christlichen Glaubens hat besonders der Glaubensmann Luther auf seine kräftige Weise bezeichnet, wenn er z. B. sagt: „der Glaube ist nicht ein fauler, loser Gedanke, sondern eine lebendige, ernstliche, tröstliche und ungezweifelte Zuversicht des Her-

möglich, seine tiefe Bedeutung immer mit Einem Worte erschöpfend zu bezeichnen, indem er bald die Erkenntniß, die von seinem Gebiete nicht ganz ausgeschlossen ist, bald das demüthige Vertrauen, bald die sittlich-thätige Gesinnung bezeichnet.

Der Mensch tritt also durch den Glauben mit Christo in Gemeinschaft, eignet sich sein Leben und sein Verdienst an, und tritt eben damit aus dem Zusammenhange der alten Sünde und Schuld aus. Indem er an Christum, den Einzigen, der die Bestimmung der Menschheit auf tadellose, Gott ganz wohlgefällige Weise erfüllt hat, glaubig sich anschließt, nimmt auch er an dem auf Christo ruhenden göttlichen Wohlgefallen Theil, wird gerecht vor Gott, und gewinnt eben damit Muth und Kraft, auch zur wirklichen Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Urbilde sich immer mehr heranzubilden. Durch den Glauben wird sowohl die Schuld, als die Kraft der Sünde überwunden. Beides ist nothwendig mit einander verbunden: denn wer die Sünde überwunden hat und geheiliget ist, der ist auch vor dem heiligen Gott gerechtfertigt und ihm wohlgefällig, und wer vor Gott gerechtfertigt seyn will, der muß auch der Heiligung sich befleißigen. Daher erklärt es Paulus für einen inneren Widerspruch (Röm. 6.), daß einer an den Erlöser glauben, und doch in dem alten Sündenleben verharre.

Aber was in dem Leben eng verbunden ist, muß

---

zens solcher trefflicher Herrlichkeit, dadurch wir mit Christo und durch ihn mit dem Vater ein Ding sind. — Er ist nichts anders, denn das rechte, wahrhaftige Leben in Gott selbst. — O es ist ein lebendig, schäfftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß es nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. — Der Glaube ist nicht ein Werk, sondern eine Meisterin und das Leben der Werke. —"

doch oft in der Betrachtung von einander gesondert werden, und so ist es auch hier sehr richtig zu unterscheiden, welches von beiden Elementen des neuen christlichen Lebens dem andern wenigstens dem Begriff nach vorangehe.

Paulus stellt die Wirkung des Glaubens am liebsten durch den Begriff Rechtfertigung dar, so daß die Gemeinschaft des heiligen Lebens darin eingeschlossen ist oder daraus folgt, Johannes durch den Begriff Leben, so daß die Rechtfertigung darin eingeschlossen oder vorausgesetzt ist. Erwägen wir nun vorerst die Lehre von der Rechtfertigung.

Gerecht vor Gott, heilig und Gott wohlgefällig ist streng genommen nur derjenige, welcher dem göttlichen Willen in Allem genügt (Röm. 2, 13. Gal. 3, 11. 5, 4.). Da nun aber dieß bei keinem Menschen der Fall ist, ein Jeder vielmehr durch seine Schuld das göttliche Wohlgefallen verscherzt hat (Röm. 3, 23.), so rechtfertigt Gott selbst den Sünder, das heißt, er setzt ihn in ein solches Verhältniß zu sich, als ob er wirklich gerecht wäre und den Willen Gottes vollständig erfüllt hätte, er behandelt ihn, erklärt ihn für einen Gerechten, und zeigt dieß dadurch, daß er ihm seine Sünden vergiebt und ihn positiv beseligt. Rechtfertigen ist daher gleichbedeutend mit: Sünden vergeben (Röm. 4, 1 flg. 6.) versöhnen (5, 9. 10.), von der Schuld freisprechen (8, 33.), retten und beseligen (Gal. 3, 8. 9. Tit. 3, 5. 7 u. a.). Der Gerechtfertigte befindet sich in einem neuen Verhältnisse zu Gott, ist sich des göttlichen Wohlgefallens bewußt, empfindet Ruhe und Frieden, und hat die freudige Hoffnung einer überschwenglichen Seligkeit. Und zwar ist der Grund davon durchaus nicht die eigene Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit, die vielmehr der göttlichen entgegengesetzt wird (Röm. 10, 2. 3. Phil. 3, 9.), sondern lediglich die Gnade Gottes in Christo (Röm. 3, 21. 24. 4, 5.

Tit. 3, 5.). Diese Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, diesen neuen Weg, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, zu offenbaren, ist der Hauptzweck des Evangeliums (Röm. 1, 17. 3, 21. 22.).

Nun erhebt sich aber dagegen der bedeutende Einwurf: wie kann Gott ohne innere Unwahrheit den Sünder, so lang er noch Sünder ist (Röm. 4, 5.), für schuld- und straffrei erklären? wird dadurch nicht das ewige Gesetz der Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit aufgehoben? Die Antwort hierauf liegt nur in dem richtig aufgefaßten Begriff des Glaubens. Sofern nämlich der Glaube ein Eingehen in die von Gott gestiftete Erlösungsanstalt ist, eine Hingabe an Christum, eine Aneignung seines Verdienstes, liegt darin schon eine Achtung des göttlichen Willens und ein demüthiges Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit — die ersten Keime und Grundelemente der wahren Sittlichkeit. Und sofern der Glaube ein Wohlgefallen an dem Ideal der Heiligkeit, das in Christo erschienen ist, und ein Lebenwollen mit und in Ihm nothwendig in sich schließt, ist auch dieses wieder eine Gesinnung, die in Wahrheit dem heiligen Gott wohlgefallen muß. Obwohl also der Mensch, wenn der Glaube in ihm aufgeht, noch nicht wirklich geheiligt ist, und die Rechtfertigung ihm nicht wegen seiner etwa nachfolgenden actuellen Tugend zu Theil wird: so ertheilt ihm doch das mit dem Glauben verbundene Verzichten auf das eigene Selbst, das tiefe Gefühl der eigenen Bedürftigkeit, und die demüthig-vertrauensvolle Hingabe an das von Gott dargebotene Heil einen sittlichen Werth, vermöge dessen er der göttlichen Gnade, ohne Widerspruch mit der göttlichen Heiligkeit, empfänglich seyn kann, und mit dieser Empfänglichkeit ist auch zugleich der lebendige Keim zu allen Tugenden gegeben. Der Glaube ist zwar nicht das sittliche Verdienst, aber die sittliche Bedingung,

unter welcher dem Menschen die Gerechtigkeit Christi zugerechnet, d. h. Rechtfertigung zu Theil wird. Findet also noch ein Widerspruch mit der göttlichen Heiligkeit Statt? Erscheint somit nicht das, was äusserlich angesehen für Willkühr ausgegeben wird, gerade wegen seiner Vermittlung durch den Glauben als etwas recht Innerliches, mit dem moralischen Wesen Gottes Zusammenstimmendes?

Wie wenig der Glaube in einem blos äusserlichen Fürwahrhalten, sondern vielmehr seinem innersten Wesen nach in einer sittlichen Gemüthsrichtung bestehe, das erhellt namentlich aus der Frucht desselben — aus der mit der Rechtfertigung aufs engste verbundenen und daraus hervorgehenden Heiligung des Lebens. Denn eben die Frucht des Glaubens, womit die versöhnende Thätigkeit Christi ergriffen wird, ist die Heiligung (Röm. 6, 22.). Das Gesetz bewirkt nur knechtische Furcht (Röm. 8, 7. 8. 15.), es kann nicht wahrhaftig sittlich beleben (2 Cor. 3, 6. 17.); aber durch den Glauben wird das Gefühl der Verschuldung und Kraftlosigkeit gehoben, und die erschlaffte sittliche Kraft wieder geweckt (Ephes. 3, 12 flg. Röm. 5, 1. 8, 14—16. 31. 39.). Er regt das Gefühl der Liebe mächtig an (Luc. 7, 47. 48. Joh. 3, 16. 1 Joh. 3, 16. 23. 4, 7 flg.), dieses lebendigen Princips der ächten Tugend, und ist durch Liebe wirksam (Gal. 5, 6.). Jetzt erst, wenn durch den Glauben das neue Lebenselement (eine Quelle das lebendigen Wassers, das bis in's ewige Leben quillet Joh. 4, 14) in's Gemüth aufgenommen ist, wird auch das Gesetz vollständiger erfüllt (Röm. 8, 4.), nicht mehr aus Furcht und Angst, sondern mit Freiheit, mit innerer Lust und Freude. Indem der Gläubige mit Christo Eins ist, mit ihm lebt (1 Cor. 6, 17. Gal. 3, 27. 1 Thessal. 5, 10.) oder Christus in ihm lebt (Gal. 2, 20.), so bleibt die Sünde nothwendig ausge-

schlossen, sie wird durch den Geist Christi immermehr überwunden (Röm. 6.), es erfolgt die neue Geburt von Gott (Joh. 3, 5 flg. 1 Joh. 2, 29. 3, 9.), das Anziehen des neuen, gottwohlgefälligen Menschen (Col. 3, 9. 10.); alle die Ihn aufnehmen, bekommen immer mehr Kraft, Gottes Kinder zu werden (Joh. 1, 12.). So dringt das in Christo geschaute und durch den Glauben aufgenommene Leben wie ein Strahlenquell des wahren Lebens in das Menschenherz, und durchläutert und durchheiliget dasselbe, obwohl es gleichfalls, wie alles Endliche, nur in stetem Wachsthume und Fortschreiten begriffen ist (Phil. 3, 12—14. 1, 9. Eph. 3, 19.), und auch den Gegensatz von Geist und Fleisch noch zu erfahren hat (Gal. 5, 16. 17.), bis daß Christus eine völlige Gestalt in dem Herzen gewinne (Gal. 4, 19.).

So ist denn der Glaube das belebende und beseelende Princip des Christen, die Seele seiner Seele, die fruchtbare Mutter alles Schönen, Guten und Gottgefälligen. Ich weiß ihn nicht besser zu beschreiben, als Luther, der auf seine kräftig naive Weise sagt: „Die Sophisten verstehen und wissen nicht, daß der Glaube eine Veränderung und Erneuerung ist der ganzen Natur, also daß Augen, Ohren und das Herz selbst ganz und gar anders hören, sehen und fühlen, denn andere Leute. Denn der Glaube ist ein lebendig und gewaltig Ding, er ist nicht ein schläfriger und fauler Gedanke, schwimmet auch nicht oben auf dem Herzen, sondern ist wie Wasser, das durch Feuer erhitzet und erwärmet ist; dasselbige ob es wohl Wasser bleibt, so ist es doch nicht mehr kalt, sondern warm, und ist also gar ein ander Wasser; also machet der Glaube ein ander Herz, Gemüth und Sinn, und machet also gar einen neuen Menschen. Darum ist der Glaube ein geschäftig, schwer und gewaltig Ding, und so man recht davon reden wollte, so ist er vielmehr

ein Leiden, denn eine Wirkung. — Der Glaube ist ein lebendig, schäfftig, thätig, mächtig Ding, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu thun sind; sondern ehe man fraget, hat er sie gethan und ist immer im Thun. Es ist unmöglich Werke vom Glauben scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden. — Ist der Glaube rechtschaffen, so bricht er aus und bringet Frucht. Ist der Baum grün und gut (Matth. 7, 18.), so ist kein Aufhören, er schlägt aus und bringet Früchte und Blätter. Die Natur giebt es, ich darf ihm nicht gebieten und sagen: Höreſt du Baum, trage Aepfel. Denn wenn der Baum da ist und gut ist, so folget die Frucht ungeheißen. Die guten Werke sind nur als das Laub, oder als Aepfel, Birnen oder andere Früchte an dem Baum; der Glaube aber ist der Baum, der beide Laub und Frucht bringet."

Hieraus erhellt auch, wie sich scheinbare Widersprüche der heiligen Schrift in dieser Hinsicht ausgleichen, wenn z. B. Paulus (Gal. 2, 16.) sagt: Kein Mensch wird durch Gesetzes-Werke (d. h. durch Erfüllung des Sittengesetzes) gerecht, sondern durch den Glauben — und Jakobus in seinem Briefe (2, 24.) dagegen sagt: so sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, und nicht durch den Glauben allein. Beide gehen nämlich von einem verschiedenen Gesichtspunkte aus und haben eine verschiedene Polemik. Jakobus kämpft hauptsächlich gegen die blos äusserliche, theoretische Ansicht vom Glauben, wie sie bei so manchen Juden sich fand, und hebt dagegen den thätigen in guten Werken sich offenbarenden Glauben hervor (2, 24. 3, 17.), und zeigt, daß der Glaube, der sich nicht durch solche Werke bewähre, todt sey (2, 17. 20. 26.), folglich auch nicht Gott wohl-

gefällig machen könne. Paulus dagegen hatte es besonders mit solchen Menschen zu thun, welche auf ihre mangelhafte Werkheiligkeit stolz waren, und welche er daher auf den Glauben als das einzige Mittel, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, hinweisen mußte, während er doch zugleich stets Werke des Glaubens verlangt (Röm. 2, 7. 13. Eph. 2, 8—10. 1 Tim. 6, 17—19.). So stellt sich in beiden zusammengenommen die Einheit des christlichen Glaubens nur unter verschiedenen Formen dar, indem der Glaube bald mehr von seiner innern, bald mehr von seiner äussern praktischen Seite dargestellt wird; und eben in dieser verschiedenen Darstellungsweise zeigt sich der freie Geist des Christenthums, welches auch stets, je nach der verschiedenen Eigenthümlichkeit der Menschen, bald mehr in demüthiger, glaubensvoller Hingabe an das Göttliche, bald mehr in sittlicher Thatkraft erscheinen wird, während die gleichmäßige Vollendung beider ein Ideal ist, das nur wenigen, z. B. einem Paulus, zu erreichen vergönnt ist.

Mit all dem jedoch, was Christus lehrend, handelnd, leidend und sterbend zum Heile der Menschheit gewirkt hat, und was durch den Glauben angeeignet wird, ist der Kreis des ganzen Erlösungswerkes noch nicht abgeschlossen und vollendet. Es kommt dazu noch die eigenthümliche Lehre von der Mittheilung des heiligen Geistes, wodurch die Glaubigen mit Gott und Jesu Christo, und untereinander als Theilhaber desselben göttlichen Lebens, als Mitglieder derselben Gottesgemeinde verbunden sind (Eph. 2, 20—22.), und welcher das schaffende und wirksame, das erleuchtende, erwärmende, begeisternde, heiligende und beseligende Princip des ganzen christlichen Lebens ist. Zwar war der heilige Geist auch schon früher im alten Bunde wirksam, und selbst unter den Heiden fand der vorbereitende Einfluß desselben Statt,

sofern sich ja Gott auch ihnen nicht unbezeugt gelassen hat. Aber es waren mehr zerstreute, unzusammenhängende Wirkungen, noch nicht an das geschichtliche Leben dessen, in welchem die Fülle der Gottheit wohnte, geknüpft, und daher auch weit mehr durch menschliche Einflüsse getrübt und verunreinigt. Ja selbst so lang Christus auf Erden wandelte, und seine Jünger noch zu sehr an seiner menschlichen Erscheinung festhielten, konnte sein göttliches Leben noch nicht in seiner Reinheit und Fülle auf sie übergehen (Joh. 7, 38. 39.). Erst nach seiner Erhöhung war der Geist ihnen verheißen (12, 24. 14, 16. 26.), und mit dem ersten Pfingstfeste ergoß sich seine belebende Kraft über dieselben (Apg. 2.), und mit ihr begann eine neue Schöpfung, nachdem das Reich des Bösen durch den verherrlichten Erlöser überwunden war (Eph. 4, 30.). Was Christus während seiner irdischen Erscheinung vollbracht hat, gleichsam als ein Auswendiges, Objectives, das macht der Geist, aufgenommen vom Glauben, zu einem Inwendigen, zum tiefsten Wesen und Leben des Menschen. Er heißt bald Geist des Vaters, bald des Sohnes, d. h. er ist die Mittheilung Gottes durch Christum an die Glaubigen, und er sollte auch keine neue Offenbarung seyn, sondern nur an die in Christo geschehene anknüpfen und sie weiter entwickeln und vervollständigen (Joh. 16, 13.), und durch seine Wirksamkeit Christum selbst und sein Werk verklären und rechtfertigen (Joh. 16, 8—11. 14.). Er offenbarte seine göttliche Kraft zuerst durch mancherlei mehr oder weniger ausserordentliche Erscheinungen, mit welchen aber stets als das Bleibende und Wichtigere (1 Cor. 13, 13.) die moralischen Wirkungen, Glaube, Liebe und Hoffnung verbunden waren. Dieses göttliche Princip, das mit der Erscheinung Christi im Fleische aufs engste zusammenhängt, wohnet beständig unter den Glaubigen, und wirkt auf dieselben ein (Röm.

8, 9. 10. 14. Gal. 4, 6. 1 Cor. 3, 16. 6, 19. 2 Cor. 6, 16. u. a.). Der Besitz dieses Geistes führt zur tieferen Erkenntniß Gottes und der göttlichen Wahrheit (1 Cor. 2, 9. 10. 12. Apg. 10, 9.), zum Bewußtseyn der Begnadigung (1 Cor. 6, 11.) und ist die Quelle alles sittlich Guten und aller christlichen Tugenden (Röm. 8, 4—6. Gal. 5, 22.). Die Christen sind eine neue von Gott durch den heiligen Geist geschaffene Creatur (Röm. 6, 1—14. 8, 10—13. 2 Cor. 5, 17. 1 Joh. 3, 9.), jeder einzelne Christ ist ein Tempel des heiligen Geistes (1 Cor. 3, 16. 6, 19.), und die ganze christliche Gesinnungs- und Handlungsweise wird als Wirkung des Geistes selbst Geist genannt (Röm. 8, 1—17. Gal. 3, 16—18. 5, 16—25.). Er wirkt jedoch nicht mit absolut zwingender Kraft, sondern der Mensch kann ihm widerstehen und seine Wirkungen unwirksam machen (Eph. 4, 30. Apg. 7, 51—53. Hebr. 3, 8.). Er ist endlich das Siegel der Erlösung (Eph. 4, 30.) und das Unterpfand der zukünftigen Seligkeit (2 Cor. 1, 22. Eph. 1, 13. 14.).

Indem er aber auch das Band der Einheit ist, das alle Glaubigen zu Einem Leibe zusammenhält (1 Cor. 12, 13.), so werden wir dadurch auf die Lehre von der christlichen Kirche geführt. Sie ist die Gemeinschaft derer, welche auf Erden durch den Glauben an Gott und Christum mit einander verbunden sind — ein Theil des allgemeinen, Himmel und Erde umfassenden Gottesreichs, worin der Wille Gottes das beseelende Princip ist, und die göttliche Anstalt, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen. Gleich wie alles Große und Gute nur in der Gemeinschaft gedeiht, so konnte auch der Zweck der Erlösung nicht erreicht werden, wenn die Menschen nur vereinzelt den Glauben in sich aufgenommen hätten und der höheren Einflüsse theilhaftig geworden wären. Ja die Natur dieses Glaubens und der dadurch geweckten Liebe führte eine

solche engere Gemeinschaft nothwendig von selbst herbei. Die 12 Jünger, die Jesus selbst um sich gesammelt hatte, waren der Kern, der sich allmählig bis zur weltumfassenden Gemeinde erweiterte, nach dem schönen Gleichnisse vom Senfkorn (Matth. 13, 31.). Zwar stiftete Jesus selbst keine äusserliche kirchliche Gemeinschaft, indem er mit seinen Jüngern noch die äussere Ordnung der jüdischen Kirche beobachtete. Aber er sah voraus, daß sie sich von selbst bilden würde, gab nicht blos darauf sich beziehende Winke (Matth. 16, 17. 18, 17.), sondern ordnete auch zwei bedeutsame symbolische Handlungen, Taufe und Abendmahl an, welche dahin abzweckten. Durch die Taufe sollten die Menschen in die Gemeinschaft mit Christo aufgenommen, und dadurch all seiner segnenden Einflüsse theilhaftig werden, durch das Abendmahl sollte das Beharren in dieser Gemeinschaft bestätigt, und unter dem Bilde von Brod und Wein der geistige Genuß seines menschlich-göttlichen Lebens, Leidens und Sterbens unterpfandlich vermittelt, so wie die gegenseitige Liebe und Theilnahme der Glaubigen erfrischt und belebt werden (1 Cor. 10). Ueber die Form seiner Kirche hat er nichts bestimmt, sondern dieselbe der Zukunft und der freien Entwicklung ihres eigenen Geistes überlassen, wie dieß denn bald unter der Leitung der Apostel geschah (Apg. 2, 42 45. 4, 32—36.). Ihrem Umfang nach verheißt er ihr die größte Allgemeinheit (Joh. 10, 16. Matth. 24, 14. 8, 11. vergl. Joh. 11, 52. Röm. 11, 25. 26.), obwohl sie nur allmählig gleich einem Sauerteige die Menschheit durchdringen werde. Und ob zwar das Ideal desselben eine reine und fleckenlose Gemeinde seyn soll (Eph. 5, 27.), so erwartet er dieß doch nicht von ihrem irdischen Zustande, wo vielmehr noch manches Unlautere und Ungöttliche sich beimischen werde (Matth. 13, 24 flg. 47 flg. 22, 1 flg.

2 Tim. 2, 20), sondern erst von ihrer Vollendung in einer höhern Weltperiode.

Hier ist jedoch der Ort, ehe wir zu der Lehre von den künftigen Dingen übergehen, vorher noch die eigenthümlichen Grundideen der christlichen Sittenlehre in kurzen Zügen darzustellen.

Wie der Glaube das Organ ist, wodurch der Christ alles, was der Erlöser gewirkt hat und noch wirkt, sich aneignet, so geht auch aus ihm, wie aus einer fruchtbaren Wurzel, das ganze sittliche Leben des Christen hervor. Sein wahres Leben beweist er eben dadurch, daß er das sittlich Gute in dem Menschen wirkt, und alle Lehren des christlichen Glaubens, so wie alle frommen Erregungen des Gemüths haben nach der Idee des Christenthums ihre letzte Beziehung auf das Reich Gottes, das heißt, auf eine Gesammtheit sittlicher Zwecke, die in der Gemeinschaft mit Christo realisirt werden soll.

Das Reich Gottes beruht nun seinem Grunde nach auf all dem, was Christus gewirkt hat, auf der durch ihn geschehenen Erlösung und Versöhnung, es soll aber auch durch die thätige Theilnahme der endlichen Wesen in immer größerem Umfange verwirklicht werden. Daraus ergiebt sich als der oberste Grundsatz und die höchste Regel für das sittliche Streben des Christen: Trachte am ersten nach dem Reiche Gottes und der in demselben erforderlichen sittlichen Gesinnung (Gerechtigkeit), suche dasselbe in dir und in andern immer mehr zu verwirklichen (Matth. 6, 33.). Da jedoch die Verwirklichung dieses Reichs eben in der vollkommenen Harmonie mit Gott, dem Urguten (Matth. 19, 17.), und mit Christo, dem Ebenbilde Gottes, besteht, so wird auch als höchster Grundsatz für das sittliche Streben die Regel aufgestellt: Gott dem Heiligen und Vollkommenen immer ähnlicher zu werden (Matth. 5, 48. Eph. 5, 1.) oder das Vorbild Christi

in seiner Gesinnungs- und Handlungsweise auszudrücken (Joh. 13, 15. Philipp. 2, 5. 1 Petr. 2, 21 flg.). In letzterem sind alle Gesetze und Tugenden anschaulich dargestellt, und für das sittliche Streben um so eindringlicher, als die Anschauung wirksamer ist, als der Begriff. Dieselbe Grundidee liegt auch in anderen verwandten sittlichen Forderungen z. B. im Geiste (des göttlichen Lebens) zu wandeln (Gal. 5, 16.), nach dem Himmlischen zu streben (Matth. 6, 19. 20. Col. 3, 1. 2.), u. dgl.

Was aber diesem sittlichen Streben erst seine Reinheit und Lauterkeit, so wie seine Kraft und Wirksamkeit giebt, das ist das Motiv der Liebe. Daher spricht sich das Charakteristische der christlichen Sittenlehre erst recht bestimmt dadurch aus, daß sie als höchsten Grundsatz aufstellt: Liebe Gott über alles, womit sie die Nächstenliebe in die engste Verbindung setzt (Matth. 22, 35—40. 1 Joh. 4, 20. 21. 5, 1. 2. 3, 17.). Mit der Gottesliebe ist aber die Christusliebe Eins (Joh. 8, 42. 16, 27.). Die Liebe ist der Inbegriff aller sittlichen Gebote (Röm. 13, 9. 10. 1 Cor. 13. Col. 3, 14.), das königliche Gebot (Jak. 2, 8.). Sie ist aber zugleich auch die sittliche Kraft, welche, was kein bloßes Gesetz vermag, bewirkt, und die Erfüllung aller Gebote erleichtert (1 Joh. 5, 3.). Die bloße Achtung vor dem Sittengesetze, die bloße Ehrfurcht vor Gott dem Heiligen vermag nicht den lebendigen Tugendtrieb einzuhauchen, und den egoistischen Regungen kräftigen Widerstand zu leisten. Dieß kann nur eine positive Kraft, wie die Liebe, welche in dem reinen Wohlgefallen am Guten, in dem innigen Anschließen an das Höhere und Göttliche besteht. Sie ist daher des Gesetzes Erfüllung (Röm. 13, 10.). Aber man denke sich unter ihr nicht blos jene weiche, ästhetische Empfindung, die oft unter diesem Namen cursirt, sondern ihr Wesen besteht in der strengen Erfüllung der göttlichen Gebote

(1 Joh. 5, 3.), in That und Wahrheit (1 Joh. 3, 18.). Sie ist die Probe des thätigen Glaubens (Gal. 5, 6.). Was ihre Energie und Tiefe betrifft, so hat sie ihren Maßstab nicht blos an der Selbstliebe, wie die Alt-Testamentliche (3 Mos. 19, 18.), sondern an der sich selbst aufopfernden Liebe Christi (1 Joh. 3, 16.), daher Christus das Gebot einer solchen Liebe ein neues Gebot nennt (Joh. 13, 34. vergl. 15, 13.).

Ein solches fruchtbares Princip des Guten konnte aber in der Menschheit nur dadurch geweckt werden, daß die höchste That der Liebe von Seiten Gottes in der Hingabe seines Sohnes vorangieng (1 Joh. 4, 19.), daß die Idee Gottes in ihrer liebenswürdigsten Gestalt der Menschheit vorgehalten wurde, um Gegenliebe zu erwecken. Daher ist der Beweggrund des christlichen Thuns und Lassens die Dankbarkeit gegen den erlösenden Gott (Röm. 5, 5. 1 Joh. 3, 1.). Dieses stetige Bewußtseyn der Liebe und Gnade Gottes in Christo Jesu und das durch Christum mitgetheilte neue Lebensprincip bewirkt nun, daß das christlichr Leben von einem neuen Gesetze, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes (Röm. 7, 6. 8, 1—11.), von einem Gesetze der Freiheit (Jak. 1, 25.) regiert wird, daß der wesentliche Inhalt des ewigen Gesetzes nur um so vollständiger erfüllt wird (Matth. 5, 17. Röm. 3, 31.), da es sich jetzt nicht mehr blos um die buchstäbliche und äusserliche, sondern um die innerliche und geistige Erfüllung handelt.

Das Eigenthümliche der christlichen Tugend besteht aber namentlich auch in der Demuth, die das Unterscheidende sowohl von der heidnischen, als jüdischen Denkweise ausmacht. Der Christ fühlt und erkennt es bei aller sittlichen Anstrengung von seiner Seite, daß doch alle Kraft zum Guten nur von Gott und Christo ausgehe (Phil. 2, 14. Gal. 2, 20.), daß er noch immer unendlich

weit von dem Ziele der sittlichen Vollendung entfernt sey (Philipp. 3, 12.), und ferne von Anspruch auf Verdienst höchstens nur seine Schuldigkeit gethan habe (Luc. 17, 10.). Wie die christliche Tugend aus dem Glauben entspringt und durch Liebe sich bethätigt, so ist sie wegen ihres unendlichen Ziels doch immer zugleich ein Gegenstand der Hoffnung (1 Cor. 13, 23.). Die Heiligung ist in dem zeitlichen Leben nie vollendet, sondern ein stetes Wachsen (Eph. 4, 15. 16.) und Kämpfen (1 Petr. 1, 13. Eph. 6, 10—17.). Daher ist auch der Grund des göttlichen Wohlgefallens und des Friedens mit Gott nicht die eigene Gerechtigkeit (weil sie nie absolut vollkommen ist), sondern die gläubige Gemeinschaft mit Christo (Phil. 3, 9. Röm. 10, 3 flg.).

Obgleich aber die Verähnlichung mit Gott und das Trachten nach dem Himmlischen das oberste Princip für den Christen ist, so ist er doch dadurch dem Irdischen nicht entfremdet, sondern eignet es sich mit Dank gegen Gott an (1 Tim. 4, 1—6. Col. 2, 16—18.), zugleich aber auch mit dem Gedanken an seine Vergänglichkeit (1 Cor. 7, 29—31.). Das Christenthum begünstigt nicht die schwärmerische Trennung zwischen dem Irdischen und Himmlischen, wie dieß bei der mönchischen Weltansicht der Fall ist, welche nur immer auf das Jenseits hinausblickt, ist aber eben so weit entfernt von dem griechischen Heidenthum, welches nur im heitern Genuße der sichtbaren Gegenwart sein höchstes Gut findet. Es lehrt auch die gegenwärtige Welt als eine Offenbarung der göttlichen Liebe betrachten (Röm. 1, 20.), und das ewige Leben mit dem zeitlichen vereinen (Joh. 5, 24.), zeigt aber zugleich, daß, während alles Zeitliche und Sinnliche der Vergänglichkeit unterworfen ist, nur die sittliche, gottgefällige Gesinnung einen ewigen unvergänglichen Werth hat (1 Joh. 2, 17.).

Aus diesen allgemeinen Principien läßt sich leicht erkennen, wie sich der christliche Geist in den besonderen Pflichten und Tugenden, deren spezielle Aufzählung hier zu weit führen würde, und in der Anordnung der geselligen Verhältnisse gestalten werde. In Bezug auf die letzteren möge blos bemerkt werden, daß zwar die bürgerlichen und religiösen Pflichten ihrem Begriffe nach streng gesondert werden (Matth. 22, 21.), jedoch der Staat selbst für eine sittliche, auf göttlicher Anordnung beruhende Anstalt erklärt, und die treue Erfüllung der bürgerlichen Pflichten zur Gewissenssache gemacht wird (Röm. 13, 1—7.). Die Ehe erhält durch die Zurückführung auf die göttliche Einsetzung (Matth. 19, 4 flg.) und die Beziehung auf das Verhältniß Christi zur Gemeinde eine tiefe, heilige Bedeutung (Eph. 5, 22 flg.), und die Pflichten der einzelnen Familienmitglieder werden in einem solchen Geiste dargestellt (Col. 3, 21. Eph. 6, 1 flg. 1 Tim. 6, 1 flg.), daß bei ihrer treuen Erfüllung jedes Hauswesen ein Abbild des Reichs Gottes im Kleinen darzustellen geeignet ist. So viel nur über das Wesentlichste der christlichen Moral.

Ich fahre fort, den Inhalt des christlichen Glaubens darzustellen, und komme nun auf das zu reden, was das Christenthum von dem Zustand nach dem Tode, von der Vollendung der Erlösung in der höhern Welt, und von dem Schluß- und Endpunkte der ganzen Welt- und Menschengeschichte lehrt. Davon ist jedoch keine so zusammenhängende und anschauliche Vorstellung möglich, wie von dem Bisherigen, weil der Sinn dafür sich erst mit dem andern Leben selbst öffnen wird. Auch beschreibt die heilige Schrift diese Gegenstände meist auf bildliche Weise, wo es schwierig ist, immer gehörig zu scheiden, was zum Bilde und was zum Wesen der Sache gehöre; daher auch in der christlichen Kirche bald

mehr eine sinnliche, bald mehr eine ideale Ansicht über dergleichen Gegenstände Statt fand. Betrachten wir nun vorerst was dem einzelnen Erdenbürger mit seinem Austritte aus dem zeitlichen Leben für ein Loos beschieden ist.

Das ganze Christenthum ist auf die Idee einer andern Welt, welcher der Mensch angehört, gebaut. Der Geist und die Kraft dieser höhern Welt weht aus allen Reden Jesu einem entgegen. Er lehrt nicht sowohl diese Wahrheit, noch weniger beweist und demonstrirt er, sondern setzt sie überall voraus, und spricht als ein Zeuge, der das ewige Leben aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt. Nur einmal (Matth. 10, 28.) deutet er darauf hin, daß die ewige Fortdauer und Unzerstörbarkeit des menschlichen Geistes auch nach seiner Trennung von dem Körper aus dem natürlichen Wesen desselben folge. An einer andern Stelle (Matth. 22, 32.) leitet er das Bewußtseyn einer ewigen Fortdauer aus dem Gottesbewußtseyn ab, worin auch in Wahrheit die stärkste Bürgschaft für ein ewiges Leben enthalten ist. Daher hat sich, je inniger und lebendiger durch Christum das Band zwischen Gott und den Menschen geknüpft worden ist, auch die Hoffnung des ewigen Lebens mit desto mehr Klarheit und Zuversicht entwickelt. Jesus hat daher den Tod zernichtet, und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch sein Evangelium (2 Tim. 1—10. Hebr. 2, 14. 15.), von ihm fließt eine Quelle des Wassers aus, das bis ins ewige Leben quillet (Joh. 4, 14.). Diese Zuversicht wird erhöht durch das Vorbildliche, das in dem Leben und den Schicksalen Jesu liegt. Denn wie die Menschen durch Ihn mit Gott verbunden sind, so sollen sie auch auf allen Stufen der Entwicklung Ihm nachfolgen, und Ihm auch in seinem verherrlichten Zustande gleich werden (1 Cor. 15, 49. Phil. 3, 10. 11.

Röm. 6, 5. 1 Joh. 3, 2.). Der Aufblick zu Ihm und das von Ihm angeregte moralisch-religiöse Geistesleben, das Göttliche im Menschen, ist das eigentliche Unterpfand der Unsterblichkeit, und darum spricht der Apostel 2 Cor. 4, 16: ob auch der äusserliche Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert.

Daß dieses Leben des Geistes nach dem Tode ein vollkommenes, mit Selbstbewußtseyn und Erinnerung, mit Freiheit des Denkens und Handelns verbundenes sey, erhellt aus den mannigfaltigen Beschreibungen desselben, insbesondere aus der Empfänglichkeit für Belohnung und Strafe. Dadurch wird das zukünftige Leben entweder ein seliges oder unseliges. Das selige Leben (in der Schrift oft vorzugsweise Leben genannt) ist nichts weniger als träge Ruhe oder ein schlafähnlicher Zustand, sondern die höchste auf das Edelste und Beste gerichtete, mit dem reinsten Wohlgefühl verbundene Lebensthätigkeit, sie besteht in vollkommener Erkenntniß (1 Cor. 13, 9 flg. Eph. 4, 13.) und Heiligkeit (Eph. 5, 27. Ebr. 12, 23.) höherem Wirkungskreise (Matth. 25, 21. 23. Luc. 19, 17. 19.), besonders Uebung der Liebe (1 Cor. 13, 13.), Gemeinschaft mit Christo (Joh. 17, 24. Phil. 1, 21.) und der Frommen untereinander (Hebr. 12, 23. 2 Petr. 3, 13.), Freiheit von sinnlichen Uebeln und Störungen ihres Friedens (Offbr. 7, 17. 21, 4.), und einer mit ungestörter Thätigkeit gleichsam zusammenfallenden Ruhe (Offenb. 14, 13. Hebr. 4, 9.). Zugleich wird aber nach dem Maaße der Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur und der angewandten Treue auf Erden auch die Thätigkeit und der Genuß des höhern Lebens ein verschiedenes Maaß haben (Luc. 19, 16 flg. 1 Cor. 3, 8. Matth. 25, 23.). Das Elend der Verdammten wird unter mancherlei sinnlichen Bildern (Matth. 8, 12. 13, 42. 50. Luc. 16, 24.) dargestellt, die das innerliche Elend der von Gott Ver-

worfenen, den Grimm und Unwillen der sich selbst Anklagenden, das eitle sich selbst verzehrende Verlangen, das nicht befriedigt wird, anschaulich zu machen geeignet sind.

Beides aber, sowohl der Zustand der Seligkeit als der Unseligkeit findet sogleich nach dem Tode Statt. Wie das Leben des Glaubigen durch keinen Tod unterbrochen werden kann, so empfindet auch der Unglaubige und Gottlose sogleich die Folgen des mißbrauchten irdischen Daseyns (Joh. 11, 25. Phil. 1, 23. Luc. 16, 22. 23, 43. 2 Cor. 5, 8. Hebr. 9, 27.).

Im Bisherigen liegt nun schon das Wesentliche, was die Wißbegierde des über das Grab hinausblickenden Geistes zu befriedigen geeignet ist. Indeß ist es noch besondere Lehre des Christenthums, daß der Geist nicht blos als solcher, sondern in Verbindung mit einem Organe, das der höhern Ordnung der Dinge angemessen seyn wird, fortdaure, oder daß die Todten wieder auferstehen werden. Sie entspricht einem tiefgefühlten Bedürfnisse des Menschen. Denn all unsre Geistesthätigkeiten, selbst die tiefsten und innerlichsten, hängen mit dem leiblichen Organismus so genau zusammen, daß wir uns die Seele wohl nicht anders, als in irgend einem Organe denken können, und daß wir also zu der Voraussetzung berechtigt sind, unser Geist werde ein für die höhere Ordnung der Dinge, in welche er eingehen soll, entsprechendes Organ erhalten, um der aus derselben hervorgehenden Eindrücke empfänglich zu seyn und in derselben wirken zu können. Und dieser Voraussetzung entspricht ganz die Beschreibung, welche die Schrift von dem künftigen Organe giebt (1 Cor. 15, 48—49. 6, 13. Luc. 20, 34—36. Phil. 3, 21.), indem es als ein solches geschildert wird, das keine sinnlichen Triebe und Bedürfnisse hat, das unvergänglich, kräftig, geistig, herrlich, himmlisch seyn wird. Es ist aus einer Stelle (2 Cor. 5, 1 flg.)

wahrscheinlich, daß die Seele sogleich beim Uebertritt in ihr höheres Daseyn ein solches Organ, nach Ablegung des irdischen, groben Leibes empfangen werde, wie es der höheren Region, in die sie eingeht, angemessen ist. Indeß wird gewöhnlich die eigentliche Auferstehung als eine solche beschrieben, die zu einer bestimmten Zeit (Joh. 5, 28. 1 Cor. 15, 52.) durch die mächtige Wirksamkeit Christi erfolgen werde, und womit noch andere wichtige Begebenheiten verbunden sind, die sich auf das Ganze, auf die Vollendung des Reichs Gottes und den Anbruch einer neuen Weltperiode beziehen, welches alles mit der sogenannten Wiederkunft Christi und mit dem allgemeinen Weltgerichte verbunden ist.

Wie nämlich oben schon bemerkt worden, so ist auf Erden Göttliches und Ungöttliches, Gutes und Böses im Reiche Christi noch mit einander vermischt, und nach der natürlichen freien Entwicklung der Menschheit ist nicht abzusehen, daß dieser Kampf zwischen dem Guten und Bösen je aufhören werde. Und doch fordert unsere Vernunft zu ihrer Befriedigung ein letztes Ziel der Vollendung, einen entschiedenen Sieg des Göttlichen über das entgegenstehende Ungöttliche, eine Scheidung beider. Sollte dieser Idee nichts in der Wirklichkeit entsprechen? Sollte ein endloser Kampf das Resultat der Weltgeschichte seyn? Das ist eine ungenügende, trostlose Auskunft. Wenn aber durch die freie, naturgemäße Entwicklung der Menschheit dieses Ziel wohl nicht erreichbar scheint, was ist vernunftgemäßer, als anzunehmen, daß Gott in Christo, wie er einmal durch unmittelbare Mittheilung seines Lebens eine neue geistige Schöpfung und Erlösung begründet, so auch durch unmittelbare Einwirkung in der Fülle der Zeit dieselbe vollenden werde? Und dieß ist eben der Sinn der christlichen Lehre von einer Wiederkunft Christi, vom Ende

der Welt, von einem jüngsten Tage, einem Tage des Gerichts, Tag des Herrn u. dgl.

Der Ausdruck Wiederkunft, Kommen des Herrn hat übrigens etwas Vieldeutiges. Nach einer bei den Propheten üblichen Redeweise bezeichnet das Kommen des Herrn jede besondere Offenbarung der göttlichen Macht und Herrlichkeit, zum Schutze der Seinen und zur Bestrafung seiner Feinde. Und so versteht auch der Erlöser unter seinem Kommen bald seine geistige Wiederkunft (Joh. 14, 18. 23.), indem er sich mittelst des Geistes in den Herzen seiner Jünger wirksam erweisen werde, wie dieß am Pfingstfest geschah, bald die Offenbarung seiner göttlichen Macht in der Bestrafung der Feinde seines Reichs durch die Zerstörung Jerusalems, bald die letzte Wirksamkeit am Ende der Welt zur Vollendung des Reichs Gottes. Das Schwierige liegt nun besonders darin, daß eben die zwei letzten der Zeit nach so fern von einander liegenden Begebenheiten, daß diese beiden geschichtlichen Momente so nahe zusammen gerückt, so eng in einander verschlungen sind (besonders Matth. 24.), daß eine ganz bestimmte Entscheidung, was dem einen und dem andern angehöre, schwerlich mit Sicherheit wird gegeben werden können. Der Grund dieses Zusammenrückens beider Momente liegt in dem prophetischen, gleichsam perspektivischen Charakter dieser Aussprüche. Gleichwie die Seher des alten Bundes oft mit Uebergehung der Mittelglieder ihren Blick in die fernste Zukunft hinausrichten, und Nahes und Fernes in Einem Bilde miteinander verbinden, so wie auch im Physischen bei einer fernen Aussicht Punkte, die durch weite Thäler getrennt sind, in Einer Linie sich darstellen: so sind auch hier die beiden großen Epochen des göttlichen Machterweises, die Zerstörung des jüdischen Staats und das allgemeine Weltgericht zusammengerückt, um so mehr, da die erste, die

Auflösung der jüdischen Theokratie als das erste Glied in der Reihe der göttlichen Thaten zur Vollendung seines Reichs, und als Vorbild der Auflösung der irdischen Weltordnung betrachtet werden kann. Auch mag zugegeben werden, daß die Apostel aus heißer Liebe zu dem Erlöser und lebendiger Sehnsucht nach göttlicher Dazwischenkunft sich die Wiederkunft näher dachten, als es der Erfolg bestätigt hat, da Jesus selbst die Zeit, die er als Mensch nicht wußte (Marc. 13, 32.), auch seinen Jüngern nicht sagte (Matth. 24, 42. Apostg. 1, 7.), sie sich somit selbst überlassen waren, und die Sehnsucht das Gewünschte so gern nahe glaubt. Ja es war sogar für ihre Wirksamkeit und zur Belebung derselben höchst förderlich, daß sie sich das Ziel als nahe, als bald erreichbar dachten. Daß übrigens sein Reich einen langsamen Entwicklungsgang haben werde — und was sind tausend Jahre vor Gott? — hat Jesus selbst mehrmals in Parabeln angedeutet (z. B. in dem Gleichnisse vom Saamen Matth. 13, 24 flg., vom Senfkorn 13, 31 flg., von den zehn Jungfrauen, wo es heißt: da der Bräutigam verzog Matth. 25, 5., von dem Herrn, der die Pfunde unter seine Knechte vertheilt hatte, wo es heißt: über eine lange Zeit kam der Herr Matth. 25, 19 u. dgl.). Und wenn gesagt wird: daß das Evangelium vorher in der ganzen Welt sollte verkündigt werden (Matth. 24, 14.), und daß die Fülle der Heiden vorher müsse eingegangen seyn, bis dann das Evangelium auch die jüdische Masse durchdringen werde (Röm. 11, 25.); wenn man bedenkt, welche Masse noch von dem Sauerteige des Evangeliums zu durchdringen ist, und wie viel die Erlösungsanstalt auf Erden noch extensiv und intensiv zu wirken hat, bis es dahin kommen kann, daß der Sohn dem Vater das Reich übergeben und Gott Alles in Allem seyn wird (1 Cor. 15, 24. 28.) — ja wie selbst der Weltkörper, den wir bewohnen, noch durch eine

viel ausgebreitetere Cultur und Bevölkerung (vergl. Apg. 17, 26.) und allgemeine Communication seine Bestimmung zu erfüllen hat: — so ist wohl nach dem Sinn und Geiste der Schrift noch ein unbestimmt langer Zeitraum dem irdischen Entwicklungsgange der Natur und Menschheit durch den Rathschluß des Ewigen zugemessen.

Das Kommen Christi selbst wird in mancherlei sinnlichen Bildern dargestellt, wovon aber das Wesentliche die Offenbarung seiner göttlichen Macht, Liebe und Gerechtigkeit ist, die sich in der Auferweckung der Todten und dem Weltgerichte zeigt, ohne daß die Art und Weise bei der bildlich populären Darstellung näher bestimmt werden könnte. Jene wird bald Christo zugeschrieben (Joh. 5, 39. Phil. 3, 21), bald Gott (Joh. 5, 21. 2 Cor. 1, 9.), sofern er es durch Christum thun wird (2 Cor. 4, 14.), dem er die Macht dazu gegeben (Joh. 5, 21. 25–30.). Sie ist also überhaupt ein Werk der göttlichen Allmacht — auf welche Weise, ob durch Entwicklung eines in dem Körper verborgenen, höhern Lebenskeims, wie bei dem Saamenkorn, und wie sich dieses Organ zu dem gleich nach dem Tode angenommenen verhalte, etwa als eine Verwandlung und höhern Entwicklung desselben — wer mag das ergründen?

Da aber mit der Auferweckung zugleich eine Verwandlung der auf Erden Lebenden verbunden seyn wird (1 Cor. 15, 42. 51. 1 Thess. 4, 15—17.), so muß jener Akt der göttlichen Allmacht wohl mit einer allgemeinen kosmischen Verwandlung der Erde und des ganzen Weltsystems im Zusammenhang stehen, indem die göttliche Vorsehung sowohl über die geistige, als leibliche Natur sich erstreckt, und beide einander correspondiren müssen. Darauf weisen hin die Andeutungen der großen Weltkatastrophe, eines neuen Himmels und einer neuen Erde, einer Erneuung der Schöpfung (2 Petr.

3, 7—13. Hebr. 12, 27. Offenb. 20, 11. 21, 1.), die Wiedergeburt und Wiederherstellung aller Dinge (Matth. 19, 28. Apostg. 3, 21.), wo auch die Natur (Röm. 8, 18 flg.) von der Eitelkeit und dem Druck, worin sie gleichsam seufzet, frei werden, als eine verklärte Auferstandene sich zeigen, und an der Verherrlichung der Menschennatur theilnehmen wird, so daß Natur und Geist in schönster Harmonie mit einander verbunden sind. Luther sagt darüber naiv: „Gott wird nicht allein die Erde, sondern auch den Himmel viel schöner machen. Dieses ist sein Werkelkleid, hernach wird er einen Osterrock und ein Pfingstkleid anziehen.“ Eine solche physische Katastrophe, die schon griechische Philosophen für wahrscheinlich hielten, entspricht dem Gesetze einer fortschreitenden Lebensentwicklung selbst in der Natur, und wird schon durch die Analogie der bisherigen Revolutionen unsers Erdballs wahrscheinlich gemacht *).

Mit der Auferstehung ist verbunden das Gericht, die definitive Scheidung dessen, was hier auf Erden vermischt blieb, und die Entscheidung über das ewige

---

*) Es ist interessant zu vernehmen, was der berühmte Astronom Littrow am Ende seiner Schrift (über den gefürchteten Kometen des Jahrs 1832 und über Kometen überhaupt) bemerkt: „Auch diese Sonnen werden dereinst fallen und verlöschen, wenn sie der Strom ereilt und mit sich hinunterzieht in die Tiefe der ewigen Nacht. Neue Schöpfungen werden keimen aus der Asche der vergangenen Welten, und auch sie werden wieder vergehen, um ihre Stellen, in immer wechselnden Reihen, ihren Nachfolgern zu überlassen. Einer nur, den kein Name nennt, steht hoch über diesem Ocean der Zeiten, der zu den Füßen seines Thrones immer neue Welten auf- und niederwogt: Einer nur, der keinen Wechsel kennt, und der, während um ihn alles sich verändert, allein unwandelbar und ewig bleibt.“

Loos der Frommen und Gottlosen. Denn (Joh. 5, 28.) es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Wozu aber, könnte man sagen, noch ein besonderes allgemeines Gericht, da ja einem jeden sein Loos gleich nach dem Tode zufällt? Allerdings beginnt das Gericht nicht blos sogleich nach dem Tode, sondern schon auf Erden, sofern durch das Evangelium eine geistige Scheidung unter den Menschen bewirkt wird. Ueber Jeden, der nicht die Wahrheit liebt, sondern aus Liebe zur Finsterniß von dem Erlöser sich abwendet, ergeht nach der sittlichen Ordnung ein inneres Gericht, indem er dadurch der Seligkeit, die er in der Gemeinschaft mit dem Erlöser gefunden hätte, verlustig wird, er ist also eigentlich schon gerichtet (Joh. 3, 18. 19.). Der Unglaubige, und (weil der Glaube eine sittliche Wurzel hat) eben damit Böse verdammt sich somit selbst. Der Glaubige dagegen ist seiner Seligkeit schon gewiß, er kommt eben damit nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen (Joh. 5, 24.), für ihn verschwindet der Unterschied des Diesseits und Jenseits. Wozu nun schon während des irdischen Lebens durch die sittliche Gemüthsrichtung der Keim gelegt ist, daraus entwickelt sich für Jeden sein Zustand nach dem Tode. Allein ist es vernunftwidrig anzunehmen, daß diese einzelnen Gerichtsakte nur gleichsam die Vorläufer eines allgemeinen Gerichtstages sind, daß die einzelnen Fäden der weltgeschichtlichen Entwicklung (Röm. 11, 33) zu einem entscheidenden Schlußakte des göttlichen Dramas zusammenlaufen, wo das Resultat offenkundig vor das Bewußtseyn der Geisterwelt hingestellt, wo die göttliche Heiligkeit und Liebe allgemein geoffenbart,

die Weltregierung Gottes gerechtfertigt, die Tugend ans Licht gestellt, die Heuchelei entlarvt, und das Räthsel der Weltgeschichte gelöst werden wird? So kann man auch in gewißem Sinn zugeben, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist — und doch der Bibel gemäß behaupten, daß es sich mit einem ausserordentlichen Akte schließen werde, wie dieß, beides zusammenfassend, das große Thema der Offenbarung Johannis ist. Freilich können wir uns gegenwärtig davon keine deutliche und bestimmte Vorstellung machen, auch hat Jesus kein zusammenhängendes Bild davon aufgestellt, sondern mehr nur in praktischer Beziehung davon gesprochen. Die Form eines menschlichen Gerichtstags, unter welcher dasselbe in der Schrift vorgestellt wird, ist offenbar nur Bild, da man von dem, was so weit über unsre endliche Anschauung erhaben ist, auch nur auf bildliche, symbolische *) Weise reden kann. Die Folge dieses Gerichts ist die Trennung und Scheidung der Guten und Bösen, und die Zuweisung der ihrer sittlichen Beschaffenheit entsprechenden Verhältnisse in der andern Welt (Matth. 7, 22. 38. 13, 41. 42. 49 flg. 25, 31 flg. Röm. 2, 6 flg. 2 Petr. 1, 11.) — der schärfste Gegensatz des Guten und des Bösen, der Seligkeit und der Unseligkeit nun für alle Ewigkeit offenkundig und faktisch ausgesprochen.

Jedoch — sollte wohl die Entwicklung des göttlichen Weltplans mit einem so herben Gegensatze schließen? sollte die nach Harmonie sich sehnende Vernunft und das

---

*) Eben dieß, daß man Bild und Idee nicht gehörig auseinanderhält, und selbst die offenbar symbolische Einkleidung (z. B. das Feldgeschrei des Erzengels, den Posaunenstoß 1 Thess. 4, 16.) als dogmatische Wahrheit festhält, ist der Grund, warum manche Gegner des Christenthums sich berechtigt halten, demselben vorzuwerfen, es enthalte kindische, absurde Vorstellungen.

Gemüth bei einer so scharfen Dissonanz ausruhen müssen? Ist wohl die Ewigkeit der Verdammniß eine ebenso absolute, als die der Seligkeit? Es scheint dieß in dem buchstäblichen Sinne der biblischen Aussprüche zu liegen. Allein man könnte sagen: das andere Leben ist überhaupt als Entscheidungszustand in der Schrift dargestellt, und die Idee einer ewig gerechten, dem sittlichen Werthe eines Jeden entsprechenden Vergeltung auf den Moment des Gerichts bezogen, ohne daß dadurch die Hoffnung einer Besserung und darauf folgenden Beseligung der Verdammten ganz abgeschnitten wäre. Und dafür möchte sowohl der Geist des Christenthums (nach welchem die Strafe, ein sittliches Erziehungsmittel in der Hand Gottes, nur so lange dauert, als die Hingabe an die Sünde), als einzelne Stellen sprechen.

Man kann nämlich nicht sagen, daß die göttliche Gerechtigkeit eine solche absolute Ewigkeit der Strafen des Sünders verlange, da ihr Wesen blos darin besteht, daß die Menschen nur in soweit selig werden, als sie gut sind, und nur solange unselig, als sie der Sünde sich hingeben, und dieselbe von der Liebe Gottes nicht getrennt werden darf, die auch den Sünder zu sich ziehen will. Würde sich also der Sünder in der andern Welt bessern, so würde er die strafende Gerechtigkeit nicht mehr zu fühlen haben, sondern die verzeihende Liebe Gottes würde auch ihm sich öffnen. Daß er sich aber bessern könne, folgt nicht blos aus dem Wesen der menschlichen Freiheit, sondern insbesondere daraus, daß das Böse nichts Unendliches ist, sondern eine bloße Verkehrung der Kräfte, die daher auch dem Guten wieder zugewendet werden können, daß das Gute eigentlich das Wesen der menschlichen Natur ausmacht, das von den Menschen nie ganz verläugnet werden kann, und das, wenn das Böse sich selbst verzehret und immer mehr in

seiner Nichtigkeit erscheint, um so mehr in seiner ursprünglichen Würde sich fühlbar machen wird. Wo aber Anerkennung und Uebung des Guten, da muß auch das Gefühl der Unseligkeit abnehmen. Wäre die Möglichkeit der Bekehrung absolut abgeschnitten, so müßte derjenige, welcher den Zug nach dem Göttlichen nicht ganz in sich unterdrückt hätte, sich in Ewigkeit unseliger fühlen, als der ganz verstockte Sünder. Daß eine Vergebung der Sünden auch im andern Leben noch Statt finden könne, also auch Bekehrung, ist Matth. 12, 32. vorausgesetzt, indem eben die Sünde wider den heiligen Geist von denen, die in der andern Welt vergeben werden, ausgenommen wird. Auch scheinen darauf die Stellen Luc. 12, 59. Matth. 18, 34. 5, 26. hinzudeuten. Daß aber der verborgene Rathschluß der göttlichen Liebe auch in der andern Welt noch Mittel finden werde, die Gefallenen der Erlösungsanstalt theilhaftig zu machen, wird mit Recht aus 1 Petr. 3, 19. 20. vergl. 4, 6. geschlossen. Und in dieser Voraussetzung liegt auch das Beruhigende hinsichtlich des Schicksals der Heiden, die ohne ihre Schuld der Erlösungsanstalt auf Erden entbehrten, und von denen wir hoffen dürfen, daß die ewige Weisheit sie noch jenseits zur Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit führen werde. Bedenken wir ferner, wie ernstlich Gott die Beseligung aller Menschen will (1 Tim. 2, 3—6.), und wie diese Absicht der göttlichen Weisheit und Liebe, der ganze Plan der Schöpfung und die wesentliche Bestimmung des Menschen zur Seligkeit (1 Thess. 5, 9.) durch einen großen (ja, wie gewöhnlich angenommen wird, den größten) Theil der Menschen vereitelt, wie selbst die Seligkeit der Glaubigen durch das Mitgefühl mit den Verdammten für immer getrübt würde — so giebt sich das Gemüth gerne der Hoffnung hin, daß in den künftigen Aeonen auch die hier Unbekehrten noch in den Plan der erbar-

menden Liebe aufgenommen (Röm. 11, 32.), und die Kraft der Erlösung auf alle vernünftigen Geschöpfe sich erstrecken werde (Phil. 2, 11. Eph. 1, 10), und sieht darin den befriedigendsten Abschluß der Schöpfung und Weltregierung. Da indeß die ganze Erlösung nicht in einer gewaltsamen oder magischen Einwirkung besteht, nicht in einem Naturprozeß, sondern zugleich durch freie Einwilligung des Menschen bedingt ist, so kann auch eine einstige allgemeine Bekehrung nicht als positive Lehre ausgesprochen werden, sondern sie bleibt nur Ahnung und Hoffnung, und gewiß ist nur das, daß das Böse so sehr wird überwunden und in seiner Nichtigkeit dargestellt werden, daß es dem Reiche des Guten und Göttlichen nicht mehr hinderlich werden könne (1 Cor. 15, 24—26. 55. 56.). Dann wird das Reich Gottes vollendet, und Gott Alles in Allem seyn (1 Cor. 15, 28.), dann wird Aeonen lang der Strom des ewigen Lebens vom Throne Gottes ausströmen (Offenb. 22, 1.), und ein ewiges Hallelujah zum Preise des Höchsten forttönen (Offenbarung 19.)! —

Hiemit könnte ich die Darstellung des christlichen Glaubens schließen, wenn nicht noch von einer Grundlehre des Christenthums, von der Dreieinigkeit ein Wort zu reden wäre. Zwar ist sie ihren einzelnen Elementen nach schon im Bisherigen dargelegt worden, aber noch nicht als besondere, dieselben zusammenfassende Lehre, als Schlußstein aller übrigen christlichen Wahrheiten. Und sie bedarf um so mehr noch einer besondern Betrachtung, als man so häufig die biblische Grundlage dieser Lehre mit philosophischen Ausbildungen derselben verwechselt, und die dagegen gerichteten Waffen des Witzes und Spottes gar häufig nur die menschliche Fassung und Einkleidung derselben treffen.

Daß Gott nach der christlichen Lehre als ein Dreieiniger zu denken sey, gründet sich zwar nicht auf die Stelle 1 Joh. 5, 7. „Drei sind, die da zeugen im Himmel, der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese Drei sind Eins" — denn sie ist, wie schon früher bemerkt worden, erweislich unecht — aber es folgt aus so manchen Stellen, in welchen der Vater, der Sohn und der heilige Geist neben einander genannt, von einander unterschieden und doch wieder als der Eine Grund des Heils, als der Eine Gegenstand des Glaubens betrachtet werden (z. B. 2 Cor. 13, 13. 1 Petr. 1, 2. 1 Cor. 12, 4—6. Eph. 4, 6.), und vor Allem aus der Anordnung Jesu Christi, zu taufen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes (Matth. 28.). Hierin liegt nun das Charakteristische der christlichen Gotteslehre, und ihr Unterschied theils von der jüdischen und muhamedanischen, die zwar die Einheit des göttlichen Wesens anerkennt, aber ohne lebendige Vermittlung und Mittheilung desselben an die menschliche Natur, wie dieß durch den Sohn und Geist geschieht — theils von der heidnischen, die zwar eine Mannigfaltigkeit des göttlichen Wesens und eine gewiße Mittheilung an die menschliche Natur annimmt, aber so, daß die Einheit in der Vielheit untergeht.

Die christliche Dreieinigkeitslehre, soweit sie auf biblischem Grunde sich hält, hat nun eine doppelte Bedeutung, eine praktische, welche die Beziehung des göttlichen Wesens auf unser Heil, und eine speculative, welche die Beziehung des göttlichen Wesens auf sich selbst bezeichnet. In ersterer Hinsicht ist es Lehre der Schrift, daß das Heil, dessen sich der Christ erfreut, sowohl vom Vater und Sohne, als vom heiligen Geist abzuleiten sey, oder daß wir mit Gott dem Vater durch den Sohn mittelst des von ihm ausgehenden göttlichen Lebens

oder des heiligen Geistes in Gemeinschaft stehen, oder daß die Liebe Gottes, welche der Urgrund alles Seyns ist, in dem Vater als die grundursächliche, in dem Sohne als die vermittelnde, in dem heiligen Geiste als die belebende und heiligende zu betrachten sey. Das göttliche Wesen hat die Fülle seines Seyns und Lebens der menschlichen Persönlichkeit Jesu Christi mitgetheilt und durch dieselbe mit der menschlichen Natur überhaupt sich in Gemeinschaft gesetzt, dieselbe erlöst, und wirkt mittelst des vom Vater und Sohne ausgehenden göttlichen Lebensprincips oder des heiligen Geistes immerfort dahin, daß die Menschheit immer mehr zur realen Gemeinschaft mit ihm zurückgeführt, daß das, was in Christo als dem confreten Ideale wirklich ist, auch in der Gemeinde der Glaubigen immer mehr verwirklicht werde (vergl. Joh. 17, 21 flg.). Der Eine und selbige Gott ist Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher der menschlichen Natur. Dieß ist die praktische Grundlage der Dreieinigkeitslehre, und durch diese dreifache Offenbarung des göttlichen Wesens hat unsre Erkenntniß von Gott eine Fülle und Lebendigkeit erhalten, wie sie der Mensch aus sich selbst nicht zu schöpfen vermochte. Diese Wahrheit bleibt als die verständliche und offenbargewordene fest stehen, mag man auch die andere, speculative Seite dieser Lehre bestimmen, wie man will.

Diese betrifft nämlich das Verhältniß Gottes zu sich selbst. Die Keime einer solchen Bestimmung des göttlichen Wesens sind in der Schrift dadurch gegeben, daß Christo ein ewiges Seyn bei Gott, Gleichheit mit Gott und göttliche Würde beigelegt, und derselbe doch immer wieder von Gott unterschieden, ebenso daß der heilige Geist von Vater und Sohn unterschieden und doch wieder gleichgestellt wird. Diese Seite der Dreieinigkeitslehre ist es nun hauptsächlich, an deren näherer Be-

stimmung der denkende Geist der ersten christlichen Jahrhunderte gearbeitet hat, geleitet von dem Interesse, die Einheit Gottes gegen heidnische, und die Gottheit des Sohnes gegen jüdische Vorstellungen zu vertheidigen, und daraus ist endlich (im 5ten Jahrhundert) das sogenannte athanasische Glaubensbekenntniß, welches auch die protestantische Kirche aufgenommen hat, entstanden, wonach in der Einen göttlichen Substanz drei verschiedene göttliche Personen enthalten seyn sollen. Das erzeugt nun leicht den Schein, als ob Vater, Sohn und Geist drei selbständige Persönlichkeiten, wie discrete Zahlen wären, und man sieht auch aus der ganzen Geschichte der subtilen, dialektischen Begriffsbestimmungen dieses Dogmas, daß man immer zwischen Scylla und Charybdis schwebte, indem man entweder den Unterschied im göttlichen Wesen auf Kosten der Einheit, oder die Einheit mit Verwischung des Unterschieds allzustark hervorheben zu müssen glaubte. Immer bleibt der Ausdruck „Personen," der sich nicht in der neutestamentlichen Lehre findet, eine menschelnde, leicht zu Mißverständnissen führende Bezeichnung. Passender mag es seyn, im Wesen Gottes zu unterscheiden das in sich beschlossene, nur auf sich ruhende Wesen der Gottheit (den Vater), das sich nach aussen mittheilende und offenbarende (den Sohn Joh. 1, 1 flg.), und die Einheit oder das Band zwischen beiden (den Geist). Jedenfalls aber müssen wir darauf verzichten, auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe (1 Cor. 13, 12.) eine ganz adäquate Erkenntniß der inneren Natur des göttlichen Wesens zu besitzen. Denn „Niemand kennet den Sohn, als nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren (Matth. 11, 27.). —

So ist denn der letzte Schlußstein eingesetzt, und das Gebäude des christlichen Glaubens und Lebens vor Deinen

Augen, theurer Freund, aufgeführt. Aber vergiß nicht, daß es nur eine schwache Menschenhand dem in der Schrift enthaltenen Originale nachgebaut hat; meine reichste Belohnung und süßeste Freude würde ich darin finden, wenn ich durch diesen Versuch eine desto innigere Sehnsucht nach dem lebendigen Urbilde, einen desto heißeren Durst nach der lebendigen Wasserquelle in Dir erregen könnte. Lebe wohl.

Sechster Brief.

Sehr erfreulich war mir Dein aufrichtiges Geständniß, theurer Freund, daß Dir der Inhalt des christlichen Glaubens, seitdem Du die Grundidee desselben nach ihrem inneren Zusammenhange in den zwei letzten Briefen gelesen, nun in einem ganz anderen Lichte erscheine, daß viele von Jugend auf eingesogene Vorurtheile in Betreff desselben geschwunden seyen, und seine erhabene Wahrheit Deinen Geist und Dein Herz wunderbar ergriffen habe. Ob Du auch noch manche Dunkelheiten beklagst, manche Zweifel in Betreff einzelner Punkte nicht überwinden kannst — laß Dich's nicht kümmern; das Göttliche wird vom menschlichen Auge nicht mit Einem Blicke erschaut, die volle Erkenntniß der Wahrheit ist eine Arbeit des ganzen zeitlichen, ja vielmehr des ewigen Lebens. Genug vorerst, wenn nur die Haupt- und Grundlehren des Christenthums Dein inneres Wahrheitsgefühl ansprechen und damit harmoniren.

Du äusserst jedoch eine Bedenklichkeit, über welche wir nothwendig vorher ins Klare miteinander kommen müssen, ehe wir einen Schritt weiter gehen. Du fühlst Dich ergriffen von der Wahrheit und Herrlichkeit der

Idee des Christenthums, wie sie in diesen beiden Briefen dargestellt worden: aber du fragst: „wie verhält sich denn diese Idee zu dem wirklichen, geschichtlich gewordenen Christenthum? wie verhält sie sich zu den zeitlichen Formen und Gestalten, in welchen sich dieselbe gleichsam ihren Leib gegeben, zu den großen kirchlichen Gemeinschaften, die auf das Bekenntniß von Christo gegründet sind? Ist sie in denselben nicht fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, oder in widersprechende Lehrmeinungen zerrissen? In welcher der christlichen Kirchen ist ihr echtes Ebenbild zu finden, im Katholizismus oder Protestantismus?" Das ist nun freilich eine schwierige Sache und ein delikater Punkt. Du weißt selbst, daß jede Kirche in der Regel so viele Vertheidiger als Bekenner zählt, wenn sie anders in Wahrheit, und nicht blos zum Scheine sich zu derselben bekennen. Es kann Dir auch nach allem, was Du vom Wesen des Protestantismus schon gehört oder gelesen hast, nicht entgangen seyn, daß sowohl die gegebene Skizze des christlichen Glaubens und Lebens, als auch einzelne frühere Bemerkungen unverkennbar die Farbe desselben an sich tragen. Du kannst sonach vermuthen, daß ich die Palme ebenfalls nur der protestantischen Kirche reichen werde. Sonst müßte ich ja mir selbst widersprechen.

Ich bekenne Dir auch offen, daß diejenige Bestimmung und Auffassung der christlichen Heilswahrheiten, welche in den Bekenntnissen der protestantischen Kirche ausgesprochen ist, mir im Wesentlichen und den Grundideen nach der vollkommenste und der Wahrheit entsprechendste Ausdruck zu seyn scheint. Dabei aber läugne ich nicht, daß nicht einzelne Lehrbestimmungen noch einer richtigeren Fassung, und besonders solche, die zur Zeit der Reformation nicht streitig waren, einer wissenschaft-

lichen Verbesserung bedürftig seyen. Denn der Protestantismus trägt in sich selbst das Princip des Fortschreitens in der Wahrheit. Ebenso wenig sehe ich aber in den Bekenntnissen der entgegengesetzten Kirche lauter Unwahrheit und Verkehrtheit, völlige Verläugnung des Wesens des Christenthums, sondern nur theilweisen Irrthum und falsche Principien, womit jedoch manches wahrhaft Christliche in Lehre und Leben verbunden ist. Denn schon darin liegt der unterscheidende Charakter des Protestantismus, daß er, während die katholische Kirche sich für die absolut wahre und allein seligmachende erklärt, im Gegentheil allenthalben die unsichtbare christliche Kirche anerkennt, wo man von Herzen an Christum glaubt, sein Wort verkündigt, und im Glauben und Liebe wandelt; daß er aber zugleich auch die Mangelhaftigkeit jeder irdischen Gestaltung göttlicher Wahrheit eingesteht, und in stetem Ringen nach dem Vollkommneren begriffen ist.

Nur in Christo selbst, dem einigen Meister, in welchem Göttliches und Menschliches zur Einheit sich durchdrang, war die Wahrheit rein und unverfälscht durch menschlichen Wahn. Aber sowie das göttliche Saamenkorn in die Erde gelegt wurde, nahm dasselbe auch etwas von den erdartigen Bestandtheilen in sich auf, und die Möglichkeit des Irrthums war gegeben. Davor blieben zwar die Apostel, was die Grundlehren des Heils betrifft, durch den heiligen Geist der Wahrheit bewahrt. Aber schon zu ihrer Zeit drohten jüdische und heidnische Irrthümer mit der christlichen Wahrheit sich zu vermischen, und später schlang sich wie ein üppiges Unkraut um den Stamm der göttlichen Offenbarung allerlei Wahn und Menschensatzung, bis die Kirche durch die Kraft der nie ganz in ihr untergegangenen christlichen Wahrheit sich aus sich selbst reformirte.

Während aber der eine Theil der Kirche das alte System festhielt, schuf sich der andere ein neues, es entstand der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus, und die Frage ist daher eigentlich die: welche christliche Gemeinschaft oder Kirche der Idee des Christenthums am meisten entspreche. Und von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir den bedeutendsten Gegensatz, der sich innerhalb der christlichen Kirche findet, den des Katholizismus und Protestantismus mit einander betrachten. Denn was die griechische Kirche betrifft, die sich nach kleinlichen Rangstreitigkeiten zwischen dem Patriarchen zu Constantinopel und dem Bischoffe zu Rom im zwölften Jahrhundert von der römisch-katholischen ganz getrennt hat, so ist sie, wenige Differenzen abgerechnet (z. B. daß sie den heiligen Geist nur vom Vater ausgehen läßt, beim Abendmal, das sie unter beiderlei Gestalt feiert, gesäuertes Brod hat, den Priestern die Ehe gestattet, den päbstlichen Primat und die Untrüglichkeit der Kirche nicht anerkennt), im Ganzen der römisch-katholischen homogen, nur noch mehr erstarrt und ohne wissenschaftliche Fortbildung.

Bei dieser Betrachtung aber dürfen wir nicht sowohl das, was oft von den Schriftstellern der Gegenwart für Katholizismus und Protestantismus ausgegeben wird (denn wie häufig wird der Katholizismus zu etwas ganz anderem, als er historisch ist, veridealisirt, und der Protestantismus zu einem bloßen System der Glaubenswillkühr gemacht!), als vielmehr die historische Entwicklung und die Principien beider Kirchen zum Maßstabe der Beurtheilung nehmen.

Beide Kirchen sind zeitliche Gestaltungen des Christenthums, beide leiten die Erlösung der Menschheit von

Christo ab, und sind in dem gemeinsamen Glauben an den dreieinigen Gott Eins. Beide streben, christlichen Glauben und christliches Leben auf Erden zu verbreiten, und durch Glauben und Tugend den Menschen seiner ewigen Bestimmung zu einem seligen Leben entgegenzuführen. Aber neben dieser Gleichheit in den Hauptpunkten, so lang sie nur so im Allgemeinen gehalten werden, besteht dennoch eine sehr wichtige Verschiedenheit, sobald man sie in ihrer näheren Bestimmtheit betrachtet, so daß man sagen muß: beide Glaubensbekenntnisse sind nicht blos der Zeit ihrer Entstehung nach von einander verschieden, sondern sie bezeichnen zwei ganz eigenthümliche Stufen der religiösen Entwicklung. Der christliche Geist, der, wie jede in das Zeitleben eintretende Idee, den Gesetzen des Wachsthums unterworfen ist, hat sich in seiner geschichtlichen Fortbildung von der einen Stufe auf die andere erhoben, und zwar vermöge seines inneren Lebens- und Bildungstriebs. Wenn auch diese Verschiedenheit da, wo beide Glaubensarten nebeneinander bestehen, und namentlich der Katholizismus dem Einflusse des Protestantismus sich nicht hat entziehen können, weniger in die Augen fällt: so erhellt sie doch theils aus den formellen, leitenden und bildenden Principien, theils aus dem materiellen Glaubensinhalte beider.

Es ist protestantischer Seits eben so oft gefehlt worden, wenn man die Entstehung des Katholizismus aus absichtlicher Verfälschung, Priesterpolitik und Herrschsucht erklärte, als von Seiten der Katholiken, wenn sie den Protestantismus aus ketzerischem Hochmuthe und eigensinniger Rechthaberei, aus Verkehrtheit und Unklarheit des Gefühls oder aus noch trüberen Quellen ableiteten. Die Idee einer katholischen d. h. allgemeinen Kirche

bildete sich nothwendig aus dem Kampfe gegen solche Partheien, welche den christlichen Glauben durch jüdische oder heidnische Lehren zu entstellen drohten, gegen Häretiker. Wie sich nun die Christen von Anfang an als durch Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Herrn verbunden betrachteten, so mußten sie im Kampfe gegen abweichende Meinungen nur um so enger aneinander anschließen, und die Idee der Gemeinschaft, des gemeinsamen Bekenntnisses desto mehr verwirklichen. So gieng die ganze Entwicklung des Katholizismus von der Einheit, von der Gemeinschaft, von der Uebereinstimmung im Glauben und Leben aus. Dieß war eine echt christliche Idee. Aber eben so nahe lag die Gefahr großer Verirrung, sobald das Bedürfniß der Einheit und der Gemeinschaft überschätzt, und die ebensowohl im Christenthum begründete religiöse Selbständigkeit der einzelnen Mitglieder derselben ganz untergeordnet wurde. Dieß geschah nur zu bald, und die Idee der Kirche verschlang die Freiheit der individuellen Ueberzeugung. Man vergaß, daß bei allem Vertrauen auf die in der christlichen Kirche waltende Kraft des göttlichen Geistes, doch die einzelnen Mitglieder, auch in ihrer Gesammtheit betrachtet, trügliche Menschen seyen, und forderte ohne Weiteres, daß die Meinung der Kirche unbedingt auch für die wahre zu halten sey. Statt der Kirche galten aber bald nur die Leiter und Repräsentanten der Kirche, die Bischöffe; ihre Aussprüche, und zwar oft nur durch zufällige Stimmenmehrheit bedingt, sollten das Criterium der Wahrheit seyn; ja in dem immermehr sich pyramidenförmig zuspitzenden hierarchischen Baue sollte endlich der Pabst das untrügliche Orakel des christlichen Glaubens seyn. Die Gemeinschaft mit der Kirche, die nur ein Belebungs- und Berichtigungsmittel des Glaubens seyn konnte, wurde

zur nothwendigen Bedingung des Heils gemacht, ohne welche es keinen Theil an Christo geben könne. Es hieß: wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben. Durch die Erblehre (Tradition) wurde aller Glaube statt des lebendigen Fortschreitens an die Vergangenheit geheftet, und das frühere Geschlecht zum Glaubensherrn jedes späteren gemacht. Man begnügte sich nicht mit der Einheit des Geistes und der Grundlehren, sondern forderte Uebereinstimmung mit allen einzelnen Satzungen der Kirche. Dadurch wurde der individuelle Glaube nur zum matten Widerschein der kirchlichen Formeln, und alles geistige Leben erstarrte in den engen Banden der Kirche. Wenn dieß nicht völlig geschah, so war es nur aus Inconsequenz oder Ungehorsam gegen die Principien.

Hiezu wirkte noch ein anderes Moment mit, der Einfluß des Juden- und Heidenthums. Das Christenthum war zwar etwas Neues, aber es konnte ohne eine gewiße Anschließung an das Alte nicht wirksam in die bestehende Welt eingreifen. So hat auch theils die Berufung auf die Weissagungen und geschichtlichen Ereignisse des alten Testaments bei den Juden, theils die Benützung der griechischen Philosophie bei den Heiden demselben Eingang verschafft, und dazu gedient, seinen Lehrinhalt unter den Christen selbst bestimmter zu entwickeln. Aber durch solche fremdartige Einflüsse wurde auch bald der reine Quell des Evangeliums getrübt. Durch den jüdischen Geist wurde die innere Sittlichkeit, die Christus verlangt, zu einer äusserlichen Gesetzmäßigkeit und Werkgerechtigkeit. Durch den heidnischen wurde der Himmel mit Mittelspersonen zwi-

schen Christo und den Glaubigen, mit Heiligen gleich den Halbgöttern und Heroen bevölkert, und ein neuer Polytheismus, ja sogar Fetischismus (man denke an den Reliquiendienst) in christlichen Formen gestaltet. Durch beide erhielt das Priesterwesen eine immer höhere Bedeutung, so daß die Priester, als ein höherer Stand und eine eigene Kaste von den Laien abgesondert, als die einigen Vermittler zwischen der Gottheit, die untrüglichen Ausleger der göttlichen Wahrheit, die einzig gültigen Verwalter der Sacramente betrachtet wurden, während doch nach dem Christenthum allen Christen der priesterliche Charakter zukommt (1 Petr. 2, 9.). Ja selbst das Opfer der Vorzeit durfte nicht fehlen, daher mußte, obgleich Christus durch seine Hingabe alle Opfer für immer aufgehoben hatte (Hebr. 10.), in der Messe durch die Hand des Priesters ein fortdauerndes Opfer dargebracht werden. In der Masse der Ceremonien und in dem Glauben, daß durch die Handlungen des Cultus Gott ein Dienst geschehe, schien die Sinnlichkeit der vorchristlichen Religionen wiedergekehrt zu seyn.

Jedoch waren dieß nicht blos zufällige Verirrungen oder praktische Mißbräuche, sondern sie giengen mit dem Dogma der Kirche Hand in Hand, und fanden darin ihre Stütze und Haltung. Wenn nach der christlichen Lehre der Mensch seinem innersten Grunde nach von Gott entfremdet, und durch seine natürlichen Kräfte zum wahrhaft Guten und Göttlichen unfähig ist ohne die Gnade Gottes in Christo: so hat sich in der katholischen Kirche nach und nach das Dogma gebildet, daß der Mensch nicht so tief gefallen, sondern nur ein übernatürliches Gnadengeschenk verloren habe, und daß die Gnade mehr

dazu wirke, seine natürlichen Kräfte zu stärken und zu entwickeln, als ein neues Leben in ihm zu schaffen.

Diese günstigere Ansicht von den sittlichen Kräften des Menschen durchdringt das ganze System, und ist die materielle Quelle der meisten Lehren und Gebräuche, wodurch es sich mit dem Christenthum in Widerspruch setzt. Indem die Sündhaftigkeit des Menschen nicht in ihrer ganzen Tiefe anerkannt wird, widerfährt auch dem Verdienste des Erlösers nicht sein volles Recht. Daher wird im Katholizismus der Blick statt in die Tiefe des Inneren mehr nur nach Aussen gerichtet, sowohl was die Erfüllung als die Uebertretung des Sittengesetzes betrifft. Er beugt den Menschen aufs Neue unter ein gesetzliches Joch, und schreibt ihm einzelne Handlungen vor (z. B. wie oft er fasten, beichten soll u. dgl.), nach welchen der Werth der Sittlichkeit beurtheilt wird. Er lehrt, daß man durch ausschliessend religiöse Handlungen und Erfüllung solcher Pflichten, die Gott nicht unbedingt gebiete, sondern nur anrathe und der Freiheit des Einzelnen überlasse (z. B. freiwillige Armuth, Ehelosigkeit u. dgl.) eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreichen könne (daher die hohe Verehrung des Mönchsstandes), ja daß man überpflichtmäßige Handlungen verrichten, und sich dadurch theils ein Verdienst vor Gott erwerben, theils durch Vermittlung der Kirche dasselbe anderen sittlich Bedürftigeren könne zu gut kommen lassen, als ob das Sittliche eine Münze wäre, die von Hand in Hand geht. Er hat daher Heilige, die in vollkommener Angemessenheit zu dem Sittengesetze stehen. Er lehrt, daß der göttlichen Gerechtigkeit durch gewiße Satisfactionen von Seiten des Menschen Genüge geschehen

müsse, daß aber diese von der Kirche durch den Ablaß wieder aufgehoben werden können. Wie sehr dadurch alle reineren sittlichen Begriffe verkehrt werden, die Lehre von der menschlichen Sündhaftigkeit verkannt, und das Verdienst des Erlösers geschmälert, springt in die Augen. Denn nach der christlichen Lehre (vergl. 1 Joh. 1, 8.) sowie nach dem Zeugniß des reinen sittlichen Bewußtseyns kann sich kein Mensch einer vollkommenen Angemessenheit zum Sittengesetze, noch weniger (vergleich Luc. 17, 10.) eines Verdienstes rühmen; die absolute Forderung des Sittengesetzes steht immer noch höher, als jede noch so hohe Stufe der Sittlichkeit, die der Mensch im Zeitleben erreichen mag (vergl. Phil. 3, 12).

Jene Ueberschätzung der sittlichen Kräfte des Menschen hatte dann wieder die hohe Meinung von der Kirche zur Folge, indem man um so weniger Bedenken trug, dem göttlichen Ansehen das menschliche an die Seite zu stellen, die Häupter der Kirche für die untrüglichen Organe des göttlichen Geistes zu erklären, und der Kirche eine Art erlösender und versöhnender Thätigkeit zuzuschreiben.

So war die Kirche, die Christus auf den Geist gegründet hatte, ins Fleisch versunken, das Innerliche zum Aeusserlichen verkehrt, und als die äusserste Spitze dieser Veräußerung der Erlöser selbst in der Hostie als ein äusserliches Ding der Anbetung vorgehalten. So wurde namentlich auch der innere Unterschied, welchen das Christenthum zwischen der Welt und dem Reiche Gottes statuirt, ganz äusserlich genommen, und zwischen dem Kirchlichen und Bürgerlichen eine schroffe Scheidewand befestigt. Statt daß das Christenthum alle öffentlichen

und häuslichen Verhältnisse mit seinem Geiste durchdringen und heiligen will, wurde nur das Kirchliche für heilig erklärt, alles übrige für mehr oder weniger profan, daher auch der Staat, als der Inbegriff der Laien, der Kirche weit untergeordnet.

So sehr indeß die Kirche von ihrer ursprünglichen Idee abgefallen war, so hörte sie doch nicht auf, eine christliche zu seyn. Die christlichen Grundgedanken übten auch in ihrer Entstellung noch eine heilsame Wirkung; Gott und Christus war über den Heiligen nicht ganz vergessen; das Gefühl der Sünde wurde auch durch die Ceremonien und äusserlichen Satzungen angeregt; zu allen Zeiten gab es nicht Wenige, welche in der Stille einen christlichen Wandel führten und die Gebrechen der sichtbaren Kirche fühlten. Ja die Veräusserung und Vermenschlichung der christlichen Ideen war in einer gewißen Epoche — bei jenen rohen, barbarischen Völkern, die auf den Trümmern der römischen Welt sich ansiedelten — höchst wohlthätig und gewißermaßen nothwendig. Ehe der Einzelne zum Selbstdenken herangereift war, mußte die Kirche für ihn Autorität seyn, das Gefühl des Heiligen durch den Pomp der Ceremonien geweckt, die Gewalt roher Begierden durch einzelne kirchliche Gebote gezügelt werden. Der christliche Geist hatte sich daher in Formen gekleidet, wie sie für die damaligen Zeitumstände am wirksamsten waren.

Aber er bewährte auch seine göttliche Kraft eben darin, daß er diese Formen, als sie der höheren Entwicklungsstufe der Menschheit nicht mehr angemessen waren, zerbrach, den Krankheitsstoff, der sich nach und nach eingeschlichen hatte, von sich ausstieß, und sich aus

sich selbst reformirte. Der Widerspruch, in welchen sich der Katholizismus mit der wahren Idee des Christenthums gesetzt hatte, erzeugte ein um so lebendigeres Streben, zu jener Idee zurückzukehren, die in dem Bewußtseyn der Kirche nie ganz untergegangen war. Und dieß ist das Princip und der Charakter des Protestantismus. Er ist eine neue Evolution, eine höhere und eigenthümliche Entwicklungsstufe des christlichen Bewußtseyns. Zwar trafen eben damals mancherlei äussere Umstände zusammen, durch welche der menschliche Geist zu höherer Freiheit und Selbständigkeit erhoben wurde *). Aber die eigenthümliche Gestalt, welche das religiöse Bewußtseyn durch den Protestantismus erhielt, läßt sich daraus allein nicht erklären, sondern sie ist nur als Produkt der tieferen und innigeren Auffassung des Christenthums selbst anzusehen. Denn gerade das Eigenthümliche der protestantischen Lehre, das tiefe Gefühl der menschlichen Sündhaftigkeit und der hohe Werth, der auf den Glauben gelegt wird, läßt sich aus dem Wiederaufleben der alten Literatur und den Entdeckungen in der Natur nicht ableiten. Hat ja doch dasselbe Licht der Wissenschaft, das in Deutschland die Reformation anbahnte, in Italien Freigeister und Naturalisten **) gebildet, und mit dem gelehrten Luxus, den selbst der

---

*) Luther schreibt in einem Briefe vom Jahr 1521: „Zu unsrer Zeit hebt man in aller Welt an zu fragen: nicht was? sondern warum dieß oder das gesagt ist."

**) Ein also klassisch gebildeter Cardinal äusserte: er würde Melanchthon für einen vernünftigeren Mann halten, wenn er nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte.

römische Hof mit den alten Klassikern trieb, gieng ein planmäßiger Obscurantismus Hand in Hand.

Betrachtet man diesen Entwicklungsgang der christlichen Kirche, so leuchtet ein, wie der Protestantismus weder aus der Freigeisterei, oder der Heirathslust der Geistlichen, oder dem Hunger der Fürsten nach Kirchengütern, noch aus willkührlicher Rechthaberei oder einseitig aufgeregtem, unklarem Gefühle, noch weniger aus der bloßen Persönlichkeit der Reformatoren*) abzuleiten sey. Vielmehr ist er das Resultat der schon seit Jahrhunderten zusammenwirkenden Bestrebungen der edelsten Geister, das Christenthum von seinen Auswüchsen zu reinigen, und es zu seiner ursprünglichen Reinheit und Innerlichkeit zurückzuführen; er ist die Wiedergeburt des Christenthums aus sich selbst. Und wenn man bedauert, daß durch ihn ein solcher Zwiespalt in die christliche Kirche gekommen sey, so fällt die Schuld nur auf diejenigen zurück, welche auf der früheren Stufe beharrten und jeden Fortschritt für einen Abfall erklärten. Denn die Reformatoren waren sich bewußt, selbst manche der früheren Kirchenlehrer, auf welche sie sich beriefen, auf ihrer Seite zu haben. Ohnehin bekannten sie sich ja zu den drei allgemeinen Glaubensbekenntnissen der christlichen Kirche. Aber durch den Widerspruch gegen ihre wohlbegründete Lehre wurden sie genöthigt, eine eigene Kirche zu constituiren. Ebenso-

---

*) Selbst ein katholischer Geschichtschreiber, Rotteck, sagt: Luther wurde stark durch den Zeitgeist, welchem er diente, und den er keineswegs schuf. Tausende waren für ihn, weil er aus der Seele Tausender sprach. Er war mehr Panierträger, als Meister des Kriegs."

wenig war mit einer bloßen theilweisen Reinigung der Kirche von eingeschlichenen Mißbräuchen geholfen, solang nicht das Princip selbst, die Wurzel, aus welcher sie immer aufs Neue wieder ausschlugen, zerstört war.

Daher hat der Protestantismus zunächst eine negative, polemische Richtung — nämlich gegen alle menschliche Autorität, die sich in Glaubenssachen zur Richterin aufwerfen will; durch ihn ist das echt christliche Princip, die religiöse Freiheit und Selbständigkeit, oder die Glaubens- und Gewissensfreiheit nach jahrhundertelanger Unterdrückung wieder ausgesprochen und erkämpft worden. Aber mit dieser negativen Richtung verbindet sich eine ebenso positive, nämlich die ausschließende Berufung auf die heilige Schrift, als die allein untrügliche Quelle der christlichen Wahrheit. Beides hat Luther in jener berühmten Erklärung zu Worms zusammengefaßt, wenn er sagt: „Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde: (denn ich glaube weder dem Pabste noch den Concilien allein nicht, weil am Tag ist, daß sie oft geirrt haben, und ihnen selbst widerwärtig gewesen sind) und ich also mit Sprüchen, die angezogen und angeführt sind, überzeuget, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen sey: so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“

Dasselbe Princip sprachen die evangelischen Reichsstände in der berühmten Protestation gegen den Reichstagsabschied zu Speier im Jahr 1529 aus, worin sie

erklären: „in Sachen, die Gottes Ehre und jeder Seelen Heil und Seligkeit betreffen, und worin sie nach Gottes Befehl und Gewissens halben Gott als dem höchsten König und Herrn aller Herren, und einigen Regierer und Erhalter des heiligen christlichen Glaubens, vermöge der Taufe und des göttlichen Worts, vor allen und allein anzusehen, verpflichtet und schuldig; darin könnten sie — den mehrern Stimmen unmöglich gehorchen. — So müsse in Sachen Gottes Ehre und der Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein Jeder für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, und möge sich mit einer Mehrheit der Stimmen keineswegs behelfen. — Dieweil noch ein großer Streit sey (was die heilige christliche Kirche wäre), so sey auch keine gewißere Lehre oder Predigt, als allein bei Gottes Wort zu bleiben, und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen; wie denn auch die heilige Schrift klar und deutlich genug alle Finsterniß zu erleuchten, und bei derselben, als dem rechten Richtscheid aller christlichen Lehre und Lebens, Niemand irren noch fehlen könne, sondern wer darauf baue, auch wider alle Pforten der Hölle bestehe: dahingegen aller menschlicher Zusatz und Tand fallen müsse und vor Gott nicht bestehen könne."

Hiemit ist der Grundsatz ausgesprochen, daß das Verhältniß des Christen zu Gott und Christo durch keine menschliche Autorität, sondern nur durch das Wort Gottes vermittelt sey, daß die Kirchenlehre keine solche Autorität habe, welcher sich der Einzelne unbedingt unterwerfen müsse, sondern daß sie durch die freie Ueberzeugung und Uebereinstimmung des Einzelnen bedingt sey. Dieß hängt mit der Behauptung zusammen, daß die

Kirche, wie sie zeitlich und räumlich in der Wirklichkeit existirt (die sichtbare) ihrer Idee (der unsichtbaren) nicht völlig entspreche, daher auch nicht untrüglich sey, weil die Gesammtheit ihrer Mitglieder noch nicht von Sünde und Irrthum frei sey.

Man wirft diesem protestantischen Grundsatze vor, daß hiedurch Jeder berechtigt sey, die Schrift nach seiner Willkühr auszulegen, daß das Christenthum in lauter Subjectivität zerrinne und sich verflüchtige, alles in Unsicherheit und Zweifel sich auflöse, daß gar kein fester Glaube möglich sey, indem derselbe von jeder neuen Schrifterklärung abhängig gemacht werde. Aber giebt es denn keine Gesetze der Schriftauslegung? Darf Jeder, wenn er anders wahrhaftig und ehrlich gegen sich selbst ist, nur eben hineinlegen, was ihm beliebt? Kann denn der wahre Sinn der heiligen Schrift je so zweifelhaft werden, daß man gar nicht im Stande wäre, über die Grundwahrheiten sich zu verständigen? Die ganze Geschichte der protestantischen Kirche zeigt, daß bei aller Freiheit im Einzelnen und manchen Verirrungen zügelloser Willkühr doch stets wieder gewisse Grundwahrheiten gemeinschaftlich festgehalten worden sind. Und findet sich nicht ebenwohl in der katholischen Ueberlieferung eine Menge einander widersprechender Auslegungen? Es möchte schwer seyn, ein Dogma aufzufinden, in dessen näherer Bestimmung alle Lehrer der katholischen Kirche zu allen Zeiten vollkommen mit einander übereinstimmten. Der bloßen subjectiven Willkühr des Glaubens aber, wie sie z. B. von den Wiedertäufern in Anspruch genommen wurde, mit Berufung auf das innere Licht, ist von den Refor-

matoren selbst die objective Basis des geschriebenen Worts mit Entschiedenheit entgegengehalten worden.

Jedoch läßt sich auch wieder ein entgegengesetzter Vorwurf vernehmen. Man sagt: die Protestanten haben statt des abgeschüttelten Jochs der katholischen Kirche nur ein neues schmählicheres auf sich geladen, indem sie sich statt von den Aussprüchen der uralten, allgemeinen Kirche, von den Privatmeinungen der Reformatoren und dem öffentlichen Ausdrucke derselben, den symbolischen Büchern abhängig machen. Nun hat freilich eine solche Knechtschaft des Buchstabens eine lange Zeit selbst in der protestantischen Kirche Statt gefunden, und zeigt sich an manchen Orten selbst in der neuesten Zeit wieder. Aber dieß ist auch ein Abfall von dem Princip des Protestantismus. Niemand war von einem solchen Glaubens-Despotismus weiter entfernt, als die Reformatoren*). Die öffentlichen

---

*) Luther schreibt (W. Thl. X. 420.): „Du mußt dich nicht lutherisch nennen! Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein! Ich bitte daher, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. Lasset uns tilgen die partheiischen Namen und Christen heißen, deß Lehre wir haben. Ich bin und will keines Meister seyn." Ferner a. a. O. „Ich wollte vielmehr, alle meine Bücher wären zu Pulver verbrannt. Meine Absicht war, den Leuten Lust zu machen zur heiligen Schrift, woraus ich geschöpft habe. Aber nun sehe ich, daß sie an meinen Büchern hangen bleiben, und die heilige Schrift liegen lassen. Darum wiederhole ich es: ich wollte, daß sie alle zu Pulver verbrannt wären."

Bekenntnißschriften, wenigstens die Augsburger Confession und Apologie, sollten keine Norm der Lehre seyn, nach ihrer ursprünglichen Abzweckung, sondern nur der öffentliche Ausdruck der gemeinsamen Ueberzeugung in Sachen des Glaubens, um theils die Abweichungen von der katholischen Lehre klar und bündig zu bezeichnen, theils sich vor der Vermischung mit den schwärmerischen Secten der damaligen Zeit zu verwahren. Indem sie aber das Princip, daß die heilige Schrift die oberste Richterin in Glaubenssachen sey, in sich aufnahmen, ordneten sie sich selbst derselben unter, und der Protestant giebt ihnen seine Zustimmung nur, weil er die Grundlehren derselben mit der heiligen Schrift übereinstimmend findet. Sie sind daher, gleichwie die Reformatoren selbst nur allmälig zur helleren und freieren Erkenntniß der Wahrheit durchdrangen*), auch einer Fortbildung und Umänderung, wenn es die Bedürfnisse der Kirche nöthig machen sollten, unterworfen**).

---

*) Luther gesteht dieß an vielen Stellen seiner Schriften. Für Melanchthons Denkart ist besonders folgender Zug charakteristisch. In seinen letzten Lebensjahren erwiederte er auf die Frage eines Theologen, den Abendmalsstreit betreffend, warum er eine gewiße Bestimmung dieser Lehre, die er früher selbst unterschrieben, jetzt nicht mehr billige? „ich habe Vieles geschrieben, womit ich jetzt nicht mehr übereinstimme. Meinet ihr, ich habe innerhalb 30 Jahren keinen Fortschritt gemacht?“

**) Dieß ist sogar rechtskräftig anerkannt im Religionsfrieden v. J. 1555, §. 20., wo es heißt: „daß die geistliche Jurisdiction wider der Augsburger Confession Religion,

Wenn aber der Protestantismus durch das Zurückgehen auf die Schrift die entschiedenste Freiheit von jeder blos menschlichen Autorität in Sachen der Religion behauptet, so drückt sich in ihm auf der andern Seite durch diejenige Lehre, welche den Mittelpunkt seines Systems ausmacht, durch die Lehre vom allein rechtfertigenden Glauben die entschiedenste Abhängigkeit von Gott und Christo aus. Er leitet alles Heil nur von der Gnade Gottes in Christo ab, schließt alles eigene Werk und Verdienst aus, und läßt den Menschen nur im Glauben die ihm angebotene Gnade ergreifen. Dieß setzt natürlich auch ein viel tieferes Gefühl der Sündhaftigkeit voraus, bei welcher es keine vollkommene Erfüllung des Gesetzes, keine Heiligen, keine überverdienstlichen Werke geben kann. Und dieses Princip des Glaubens, durch welchen der Christ in einem unmittelbaren Verhältniß zu Christo steht, hebt auch nothwendig die Autorität der Kirche und der Hierarchie auf, insofern sie sich eine vermittelnde Macht zuschreibt.

Aber eben wegen dieser ausschliessenden Hervorhebung der Gnade macht man dem Protestantismus zum Vorwurf, daß er die menschliche Freiheit zernichte, und alles in einer unbedingten Vorherbestimmung beschließe. Nun hat er allerdings in seiner strengen Consequenz auf ein solches Extrem geführt (in der Calvin'schen Lehre), wogegen das sittliche Gefühl sich empört. Indem aber lutherischer Seits immer gelehrt wurde, daß der Mensch,

---

Glauben, Bestellung der Ministerien, Ordnung und Ceremonien, so sie aufgerichtet oder aufrichten möchten, nicht exerciret werden solle"

obwohl nichts Gutes aus sich selbst thun, doch der wirkenden Gnade widerstehen könne, und Melanchthon auch ein gewißes Mitwirken, kein blos passives Verhalten des Menschen bei seiner Besserung behauptete: so waren dieß Zugeständnisse, durch welche jene das sittliche Gefühl beleidigenden Consequenzen abgeschnitten wurden. Aber freilich ist die Art, wie das Verhältniß der Gnade zur Freiheit in den öffentlichen Bekenntnißschriften bestimmt wurde, nicht ganz frei von Selbstwidersprüchen, was bei einem so schwierigen Problem, wobei das religiöse und sittliche Interesse mit einander kämpfen, nicht zu verwundern ist. Soviel jedoch ist klar, daß es allein das religiöse Interesse, die Idee und Kraft der Erlösung ungeschmälert festzuhalten, war, was die Reformatoren bestimmte, sich gegen die Freiheit so stark auszusprechen, weil eben mit der Hervorhebung derselben in der katholischen Kirche die Schmäleruug des Verdienstes Christi verbunden war.

Weil im Protestantismus der Glaube allein ohne die Werke für rechtfertigend und seligmachend erklärt wird (gerade wie bei Paulus vergl. Eph. 2, 8. 9.), die Heiligung von der Rechtfertigung getrennt, Gesetz und Evangelium einander schroff entgegengesetzt: so wirft man ihm vor, daß er der Sittlichkeit nur einen untergeordneten Werth beilege, oder gar die heilige Gesinnung ausschließe. Der Katholizismus dagegen scheint mehr auf Sittlichkeit zu dringen, wenn er so nachdrücklich gute Werke verlangt, von einer Verdienstlichkeit derselben spricht, die Freiheit hervorhebt u. dgl.

Aber jene Anklage des Protestantismus und dieser scheinbare Vorzug des Katholizismus beruht nur auf

einer äusserlichen, oberflächlichen Betrachtung; in der Tiefe angesehen stellt sich das Gegentheil heraus. Denn der Glaube im protestantischen Sinne ist nicht blos eine äusserliche Erkenntniß, sondern (vergl. den 5ten Brief) eine innerliche Bewegung im Gefühl und Willen, die das Princip, der fruchtbare Keim des ganzen sittlich-religiösen Lebens ist. Und wenn er nicht diese sittliche Richtung in sich schließt, so ist er auch kein rechtfertigender, seligmachender Glaube. Wohl brachte es aber oft die Schärfe des Gegensatzes, wie bei Paulus gegen die Selbstgerechtigkeit der Juden, so bei den Reformatoren gegen die Werkheiligkeit der katholischen Kirche mit sich, daß es den Schein hatte, als sey das sittliche Element von ihm ausgeschlossen. Im Ganzen aber faßt der Protestantismus die Idee der Sittlichkeit viel tiefer, als der Katholizismus. Er begnügt sich nicht blos mit der äusseren Erfüllung des Gesetzes, sondern dringt vor allem auf die Gesinnung, erzeugt die zärteste Regsamkeit des Gewissens beim leisesten Widerspruch mit dem göttlichen Gesetze, erkennt auch in dem Besten noch die sittlichen Mängel an, und lehrt in keiner Art von Selbstvertrauen, sondern nur in der Gnade Ruhe und Frieden suchen. Der Katholizismus hat den Schein der Demuth, indem er den Glauben und das Wissen des Einzelnen der Autorität der Kirche unterordnet; der Protestantismus die wahre Demuth, indem er sich stets nur im Werden begriffen fühlt, nie im Besitze absoluter Heiligkeit und Erkenntniß.

In beiderlei Gestaltungen des Christenthums prägt sich endlich eine Verschiedenheit der Seelenkräfte aus. Im Katholizismus herrscht die Phantasie vor, welche

leicht ins Uebersinnliche hinüberschweift, Göttliches und Menschliches vermischt, das Geistige verkörpert, das Irdische verschönert. Daher weiß er durch die Pflege der schönen Künste, durch den Zauber des Gottesdienstes, durch das Symbolische und Poetische des Cultus das Gefühl des Uebersinnlichen kräftig anzuregen, und durch die Siebenzahl der Sakramente alle Hauptakte des menschlichen Lebens mit der höheren Welt in Beziehung zu setzen. Nur wird dadurch eben so leicht das Uebersinnliche ins Sinnliche herabgezogen. Der Protestantismus dagegen liebt neben der Tiefe des Gefühls, woraus er entsprungen, und ohne welches die Menge herrlicher, tief religiöser Gesänge sich nicht erklären ließe, vorzugsweise die Klarheit der Begriffe, strebt mittelst des Verstandes nach einer wissenschaftlichen Auffassung der Religionswahrheiten, hält das Menschliche und Göttliche strenger auseinander, und berücksichtigt die Bedürfnisse der Sinnlichkeit weniger.

Wenn übrigens in poetischer Hinsicht der Katholizismus einen Vorzug zu haben, und der unsinnliche Charakter dem Protestantismus zum Vorwurf gemacht werden zu können scheint*): so bedenke man, daß eben hierdurch der Protestantismus als eine höhere Entwick-

---

*) Man erinnere sich an die begeisterte Schilderung des Katholizismus durch Mortimer in Schillers „Maria Stuart," und an den Vorwurf, der dort dem Protestantismus gemacht wird:

„Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend."

lungsstufe des religiösen Bewußtseyns in demselben Sinne sich charakterisirt, in welchem in der Entwicklung des einzelnen Menschen die Stufe des Verstandes höher ist, als die der Sinnlichkeit und Phantasie, und das Christenthum selbst durch die Klarheit des religiösen Bewußtseyns höher, als das durch die Phantasie gebildete Heidenthum.

Aus dieser Gegenüberstellung beider Kirchen, wobei ich mich jedoch nur auf die Hauptpunkte beschränkt habe, wirst Du Dich nun, mein Freund, überzeugt haben, daß das Christenthum, wie es in dem Worte Gottes niedergelegt ist, nur im Protestantismus, sowohl was seine Principien, als seinen materiellen Glaubensinhalt betrifft, den entsprechendsten Ausdruck gefunden habe, und daß er in dieser Beziehung mit dem Katholizismus einen steten Gegensatz bilde. Zwar ist der letztere, wenigstens in Deutschland, nicht mehr derselbe, wie vor dreihundert Jahren. Seine alte Kraft und Herrlichkeit ist gebrochen. Die Reformation hat auch auf ihn, wenn er sich gleich derselben äußerlich widersetzt, und im Gegensatze gegen die neue Lehre nur um so mehr verfestigt hat, einen nicht abzuläugnenden heilsamen Einfluß ausgeübt. Aber die neuen Lebensregungen durchziehen mehr nur die inneren Organe, sind aber noch nicht äusserlich von der Kirche anerkannt. Diese ist nicht geneigt, von ihren Ansprüchen etwas aufzugeben, und manche ihrer geistesbegabtesten Anhänger sind bemüht, aus der im Schoße des Protestantismus erwachsenen neuesten Philosophie sich Waffen zu ihrer Vertheidigung zu schmieden, und bald redlichen, bald unredlichen Sinnes das wankende Gebäude durch neue Pfeiler zu stützen.

Werden sich beide je vereinigen? Dieß ist möglich, wenn der Katholizismus sein Princip, daß der Glaube des Christen und seine Gemeinschaft mit Christo nothwendig durch die Autorität der Kirche und der Bischöffe vermittelt werden müsse, aufgiebt, und sich unmittelbar an die heilige Schrift hält, wenn er aufhört, dem höchsten Glaubensgrunde, dem göttlichen Worte, menschliche Lehrformeln, dem unsichtbaren Oberhaupte der christlichen Kirche ein sichtbares beizuordnen; und wenn der Protestantismus, wie dieß in der neueren Theologie geschieht, die Wichtigkeit des kirchlichen Gemeingeistes und der historischen Ueberlieferung für das rechte Verständniß der Schrift immer mehr anerkennt; wenn beide das wahrhaft und allgemein Christliche immer lebendiger in sich durchgebildet haben werden. Dann mag ein bleibender, gemeinschaftlicher Kern, an welchen beide sich anschließen, zu Tage kommen, und eine höhere Einheit die Getrennten zu Einer evangelischen, wahrhaft katholischen (d. h. allgemeinen) Kirche versöhnen.

Jedoch auch, solange beide noch als Gegensätze neben einander bestehen, dient dieß dazu, daß beide Kirchen einander wechselweise ergänzen, und die ganze Fülle des Christenthums in verschiedenen Formen und in Angemessenheit zu den verschiedenen Bedürfnissen der Menschheit entfalten. Wem der Protestantismus zu nüchtern und verständig ist, der kann im Katholizismus seiner Phantasie Befriedigung verschaffen. Wenn jener das selbständige freie Forschen der Vernunft nach dem Grunde der Wahrheit immer neu anregt, und das einzelne Subject leicht in Gefahr ist, den Glaubensinhalt eigenliebig und willkührlich zu gestalten: so hält ihm dieser die Noth-

wendigkeit des Historischen und Positiven entgegen. Will dieser im Haften an dem überlieferten Stoffe und der herkömmlichen Form erstarren, so hat er an der Beweglichkeit des Protestantismus ein heilsames Gegengewicht. Ja selbst den verschiedenen Charakteren der Nationen und Länder wird die eine oder andere Form des Christenthums mehr entsprechen. So kann denn die Spaltung der christlichen Religion in verschiedene Kirchen ihr nicht zum Vorwurf gereichen, sondern ist vielmehr ein Zeichen ihrer größeren Lebensfülle und Universalität. Soviel zur Lösung deiner Bedenklichkeit in dieser Hinsicht. Lebe wohl.

Siebenter Brief.

Ich bin Dir zu großem Danke verpflichtet, theurer Freund, für die Geduld, womit Du meinen bisherigen Bemerkungen gefolgt, und sie Deines prüfenden Nachdenkens gewürdigt hast. Du mochtest freilich manchmal denken, wir verweilen zu lange in diesen Vorhallen, und gewünscht haben, endlich einmal zum Ziele zu kommen. Aber Du wirst Dich jetzt überzeugt haben, daß diese Vorbereitungen unerläßlich waren, um festen, sichern Boden zu gewinnen. Nun erst können wir um so zuverläßiger zur Beantwortung der Hauptfrage übergehen, hinsichtlich deren die Meinungen so getheilt sind, und welche für jeden denkenden Christen so unendlich wichtig ist — der Frage nach der Göttlichkeit des Christenthums. Um Dir aber bei der Vieldeutigkeit dieses Ausdrucks gleich an der Schwelle zu erklären, wie ich denselben verstehe, so nehme ich ihn in dem Sinne, wonach durch denselben das Christenthum als eine ganz besondere,

von Gott zum Heile der ganzen Menschheit absichtlich getroffene Anstalt bezeichnet wird. Hat sich Dir dasselbe schon im Bisherigen durch die Wahrheit und Trefflichkeit seines Lehrinhalts empfohlen, so wirst Du, hoff' ich, um so geneigter seyn, mir auch ferner zu folgen, wenn ich die Gründe für diese Behauptung näher zu entwickeln versuchen werde. Laßt uns daher mit einander die Spuren und Fingerzeige aufsuchen, welche diese Heilsanstalt als eine solche charakterisiren, aus welcher recht sichtbar der Finger einer für das zeitliche und ewige Wohl der Menschheit sorgenden Vorsehung hervorleuchtet.

Einen solchen Fingerzeig schien mir von jeher hauptsächlich die weltgeschichtliche Stellung des Christenthums darzubieten, d. h. die Art und Weise, wie es mit der ganzen Weltgeschichte verflochten und darein verwebt, und wie wiederum die ganze Geschichte durch dasselbe bedingt und bestimmt ist, wie das Christenthum sowohl Kern als Krone der ganzen menschlichen Entwicklungsgeschichte ist. Dieß leuchtet freilich nur solchen ein, welche in der Geschichte nicht blos, wie es in den gewöhnlichen Geschichtscompendien der Fall ist, die Aufeinanderfolge äusserlicher politischer Begebenheiten, sondern hauptsächlich die geistige Entwicklung der Menschheit beachten.

Das Christenthum erscheint nämlich auch bei dem flüchtigsten historischen Blicke als der Wendepunkt, als die Brücke der alten und neuen Zeit. Mit ihm beginnt ein ganz neuer Geist in der Welt einzuziehen und in ihr zu wirken, mit ihm verändert sich die ganze Gestalt der Denkweise über die höchsten Gegenstände und Interessen

des Menschengeistes, und selbst die Gestalt der äusserlichen Verhältnisse. Die Welt wendet sich mit demselben vom Aeusserlichen zum Innerlichen, vom Sinnlichen zum Geistigen, vom Irdischen zum Himmlischen. Die alte Welt ist nach einem sinnigen Gleichnisse von dem im Geiste Gottes gedichteten großen Epos gleichsam die Ilias, in welcher die Menschheit um die äussern Scheingüter kämpft, die neue die Odyssee, in welcher sie den Blick nach innen und nach der lieben Heimath zukehrt. Aber nicht blos dieß — sondern gleichwie das Christenthum, in die Mitte der Zeiten gestellt, der Ausgangspunkt der neuen Entwicklung ist, so ist es auch für die ganze alte Geschichte der Beziehungspunkt, das Ziel, worauf die frühere Entwicklung abzielte. Jesus Christus ist (nach dem Ausspruch Johannes v. Müller's) der Schlüssel der ganzen Historie. Alle Fäden der Geschichte von Anfang an waren von der Vorsehung so angelegt, daß sie eben jetzt zu Einem Gewebe zusammen geflochten wurden. Dieß ist der tiefe Sinn des biblischen Ausspruchs, daß Christus erschienen ist, als die Zeit erfüllet war (Röm. 5, 6. Gal. 4, 4.), als die Menschheit für seine Erscheinung reif und zur Aufnahme seines Geistes empfänglich war.

— — „Gott gehet unter den Menschen
„Seinen verborgenen Weg mit stillem Wandeln, doch endlich,
„Wenn er dem Ziele sich naht, mit dem Donnergang der Entscheidung."

(Klopstocks Messias).

Fassen wir nun vorerst diese geschichtliche Anbahnung und Vorbereitung des Christenthums ins

Auge. Du bist mit mir, wie ich weiß, in deiner Ansicht von der Geschichte überhaupt darin einverstanden, daß Du in ihr kein zweckloses Treiben blinder Kräfte, keinen bloßen Wellenschlag und Kreislauf von Werden und Vergehen, von Blühen und Sterben siehst, sondern über dem Schaume der einander verschlingenden Wellen das leuchtende Gestirn der Ideen erkennst, die im Wechsel beharren, und das Steuer des ewigen Geistes, der nach seinen weisen Zwecken und Absichten den Strom der Zeiten lenkt. Du erkennst mit mir im Gange der Menschheit keinen bloßen Zirkel, sondern eine Linie, aber freilich keine geradfortlaufende, sondern vor- und rückwärtsschreitende, eine Art Spirallinie. Du bist mit mir darin einverstanden, daß es eine göttliche Vorsehung ist, die im Reiche der Natur wie der Geschichte waltet, und die in beiden mit weiser Gesetzmäßigkeit handelt. Denn nicht das ist ja die wahre Idee einer göttlichen Vorsehung, daß sie wie ein Gespenst dem Menschen auf allen Straßen erscheint, und bald da, bald dort in den Lauf der menschlichen Dinge eingreift, sondern daß sie nach ewigen Regeln, wonach sie die Weltsysteme und den Krystall bildet und erhält, auch den Lauf der Geschichte lenkt, und sich eben in dieser Gesetzmäßigkeit in ihrer weisen und gütigen Schönheit offenbart — freilich mit dem Unterschiede, daß ihr Walten im Reiche der Freiheit (der Geschichte) von anderer Beschaffenheit ist, als im Reiche der Nothwendigkeit (der Natur), und daß dort die ewige Regel des göttlichen Wirkens nicht mit so unwidersprechlicher Sicherheit nachgewiesen werden kann, als hier. Aber ein erleuchteter Blick findet doch in beiden eine merkwürdige Uebereinstimmung. Zu dieser Gesetz-

mäßigkeit des göttlichen Wirkens gehört insbesondere das, daß sich jede physische und geistige Erscheinung nur allmählig entfaltet, daß, was werden soll, durch die frühere Entwicklung schon vorbereitet seyn, und gleichsam den Boden vorfinden muß, auf welchem es gedeihen und wachsen kann. So wie nun im thierischen Organismus die zu einer bestimmten Lebensverrichtung nothwendigen Organe längst vorher vorhanden sind, ehe sie zum wirklichen Gebrauche dienen, so sind auch die Momente, die Umstände und Bedingungen, woraus eine neue geschichtliche Epoche sich bildet, längst vorbereitet, ehe dieselbe eintritt*). Je mehr nun diese Vorbereitung sichtbar ist, je mehr es einleuchtet, daß eine bestimmte Begebenheit nicht blos durch zufälliges Zusammentreten von Umständen, durch Zusammenwirken von Kräften, die vielleicht ursprünglich eine ganz andere Bestimmung hatten, entstanden, sondern daß sie recht absichtlich in den Gang der Geschichte verflochten, und alles darauf berechnet sey: desto mehr erkennen wir sie für ein göttliches Werk, desto näher liegt die Veranlassung, den Finger Gottes

---

*) „Das ist unsers Herrn Gotts Weise und Prozeß in der Schöpfung, aus der Schwachheit seine Kraft hervorzubringen. Erstlich schaffet er Himmel und Erde, das ist die rauhe Materie, hernach zieret er sie allmählig und vollendets. Aus einem Kern zeuget er eine Wurzel und Baum auf. Er schaffet die Frucht im Mutterleibe, und bringt sie allmählig hervor. Er könnte wohl eines thun und sprechen: da werde ein schöner Baum von Stund an; aber er will es nicht thun. Also ist's auch mit unserm Evangelio." (Luther Wrk. Bd. XXII. 686.)

darin zu sehen. Und dieß ist, wenn bei irgend einer weltgeschichtlichen Begebenheit, bei dem Christenthum der Fall.

Du wirst mich aber nicht so mißverstehen, als machte ich mich anheischig, nachzuweisen, daß und wiefern und wieweit jede einzelne Begebenheit vor Christo zu diesem erhabenen Thema zusammenstimmte. Dieß vermag nur der Allwissende, vor dem Vergangenheit und Zukunft lichte Gegenwart, und dem das Größte im Kleinsten, und das Kleinste im Größten erkennbar ist. Wir Erdgeborne sehen oft nur das Zifferblatt von dem verborgenen Uhrwerke. Auch ist meine Meinung nicht die, daß alle vorchristlichen Ereignisse nur diesen vorbereitenden Zweck gehabt, daß alle Völker nur als Mittel diesem Endziele gedient haben, und z. B. Rom nur deßwegen existirt habe, um eine Brücke für das Christenthum, und der Sitz desselben zu werden, wie es bei Dante (in seiner Hölle II. 22 flg.) heißt: „Denn Rom und Reich (um Wahres zu verkünden) ward nur gestiftet, um den heiligen Ort zum Sitz für Petri Folger zu begründen.“ Vielmehr, gleichwie die Natur, obschon bestimmt, dem Menschen zu dienen, doch auch ihren Selbstzweck hat, und unter ihren Geschöpfen unzählige, obgleich andern zur Nahrung bestimmt, doch auch für sich selbst eine Bestimmung haben: so hat auch jedes Volk seine Stelle in der Weltgeschichte auszufüllen, und für sich selbst seine Aufgabe zu lösen. Aber damit ist wohl vereinbar, daß alle wieder miteinander zu einem höhern Gesammtresultate zusammenwirken, das aus dem Ineinandergreifen der einzelnen Räderwerke hervorleuch-

tet, wie die einzelnen Sonnen, die Mittelpunkte der Planetensysteme, wieder um die Centralsonne kreisen.

Gewöhnlich findet man nun diese geschichtliche Vorbereitung auf Christum nur in der israelitischen Geschichte, und hier leuchtet auch allerdings die Erziehung eines ganzen Volkes nach einem göttlichen Plane und zu einem göttlichen Zwecke aufs unverkennbarste hervor, wie ich später zeigen werde. Allein die Vorsehung hat sich nicht blos auf dieses Volk eingeschränkt, sondern auch unter den übrigen sich nicht unbezeugt gelassen (Apostg. 14, 17. 17, 26.), und es ist von hohem Interesse zu bemerken, wie selbst die Profangeschichte in ihren mannigfachsten Verzweigungen allmählig auf die Realisirung der göttlichen zum Heile der Welt getroffenen Anstalt hinläuft. Es spreche hiefür das Zeugniß eines der tiefsten und gelehrtesten, die Geschichte mit religiösem Geiste durchdringenden Geschichtsforschers. Johannes v. Müller sagt (in seinen sämmtlichen Werken 1810. Theil VIII. S. 245 vergl. Briefe an Bonnet, Thl. XV. S. 215 flg.): „Bemerken Sie alle weit und fern divergirenden Strahlen des Lichts. Folgen Sie jedem bis an seinen Ursprung. Wenn Sie den Ausgang aller Strahlen aus Einem Strahle bemerken, werden Sie wohl zweifeln, daß dieser der Mittelpunkt oder die Lichtquelle oder die Sonne sey? So gieng es mir mit den Geschichtschreibern und Aposteln. So lange ich die Erzählungen derselben einzeln betrachtete, schienen sie mir nicht, was nun; aber als der Fürst mir Muße gab, alle Alten aus allen Zeiten, wie sie auf einander gefolgt haben, zu lesen, bemerkte ich, je weiter ich kam, eine so wunderbare Zubereitung des Christenthums durch alle

großen und kleinen politischen, militärischen und moralischen Veränderungen der Staaten voriger Jahrhunderte — alles paßte so bewunderungswürdig in das, was die Apostel für den Plan Gottes ausgaben — alles erschien mir in einem so ganz andern Lichte, als da ich noch weniger wußte — daß ich hätte vorsätzlich blind seyn müssen, wenn ich in der Pflanzung und Erhaltung der christlichen Lehre den Finger des allgemeinen Vaters hätte wollen mißkennen. — Dieser Beweis (setzt er S. 254 hinzu) ist freilich von der zweiten Ordnung, weil nicht nur hiezu, sondern zum Reiche Cäsars, zum Islam, zum siebenjährigen Kriege, zu allem, was geschieht, alles was vorher war, und alles, was zugleich ist, übereinstimmen muß, und sonst nichts geschehen könnte, weil die Welt ein Ganzes ist. Also ist jener Beweis nur für die, welche Verstand und Gelehrsamkeit genug haben, einzusehen, daß zur Sache Jesu nicht nur Alles zusammenstimmte, sondern derselben alles untergeordnet war und ist: wovon mich der Anblick der ganzen Geschichte täglich mehr überzeugt. Als ich dieses erkannte, war es für mich ebenso wunderbar und überraschend, als das Licht, welches der heilige Paulus auf dem Wege nach Damascus sah; die Erfüllung aller Hoffnungen, die höchste Vollkommenheit aller Philosophie, die Erklärung aller Weissagungen, der Schlüssel zu allen scheinbaren Widersprüchen der physischen und moralischen Welt, das Leben und Unsterblichkeit! — Ich verwundere mich nicht über die Wunder, sie waren da, um die Zeitgenossen aufzuwecken; ein viel größeres Wunder ist unsern Zeiten aufbehalten: das Schauspiel des Zusammenhangs aller menschlichen An-

gelegenheiten zur Gründung und Erhaltung dieser Lehre."

Er wünschte daher nach einem Briefe vom Jahr 1782 den Plan ausführen zu können, den Gang der Vorsehung mit uns und den Zusammenhang ihrer Wege aus allen übrigen Bruchstücken des Gemäldes der Zeiten zu beschreiben, und versichert (B. V. S. 87.): „täglich mache ich Entdeckungen, so schön, so groß, daß wenn es mir gelingt, ich gar nicht nöthig haben werde, von Gott und Christus viel zu sprechen; denn alles wird aus dem Ganzen des Gemäldes folgen, so wie das Daseyn der Sonne aus dem ihrer Strahlen." Möchte es ihm gefallen haben, seine Erfahrungen gerade in dieser Hinsicht in einem gedrängten Gemälde darzustellen — was für eine leuchtende Milchstraße der göttlichen Weltregierung müßte dieß seyn! Ich vermag Dir nur die Hauptpunkte anzugeben, und wünschte wenigstens darauf Deine Aufmerksamkeit zu richten.

Die Zubereitung der vorchristlichen Zeit auf Christum ist theils eine äusserliche, theils eine innerliche. Jene besteht in den äusserlichen, politischen, geographischen und dergleichen Verhältnissen und Bedingungen, welche zur Gründung und Ausbreitung des Christenthums nothwenig waren; diese in der geistigen Stimmung und Gesinnung, welche die Menschheit für das Christenthum empfänglich, die Anknüpfung der neuen Ideen an die alte Denkweise möglich machte, und welche theils durch jene äusserlichen Veränderungen, theils durch andere Ursachen bewirkt wurde.

Betrachten wir vorerst die äusserlichen Bedingungen. Die Bestimmung des Christenthums ist, eine all-

gemeine, alle Völker und Geschlechter umfassende Religion zu seyn. Wie konnte dieser Zweck erreicht, wie konnte auch nur die Verkündigung desselben eine allgemeine, über die Marken der einzelnen Staaten und Nationen hinausreichende werden? So lange die einzelnen Nationen des Alterthums in ihrer vollen Kraft und Selbständigkeit blühten, waren sie auch schroff von einander abgeschnitten, es fand wenig wechselseitiger Verkehr und Gedankenmittheilung Statt, vielmehr Krieg und Feindschaft. Nur einzelne Weise und Kaufleute besuchten fremde Länder. Diese nationale Abgeschlossenheit mußte daher zuerst aufgehoben und überwunden werden. Dahin wirkte vorerst schon der bewegliche, freiere Geist der Griechen, insbesondere Alexander der Große durch seinen Zug nach Asien. Durch ihn wurde der Orient aufgeschlossen, Asien und Griechenland mit einander verbunden. Noch mehr aber geschah dieß durch die Römer, die durch ihre Kriege in Afrika und Asien die Völker einander näher brachten, die noch übrige Selbständigkeit derselben zu Boden warfen, und mit ihren Riesenarmen die ganze cultivirte Welt umfaßten, so daß nach dem Ausdrucke eines alten Geschichtschreibers (Polybius I. 3.) die Geschichte, die vorher sporadisch war, nun ein Ganzes wird, in welcher alle Länder in einander greifen. Nun waren alle Länder vom Euphrat bis zum atlantischen Meere, von der Elbe bis Nordafrika unter Ein Haupt vereinigt, Ein römisches Recht, Ein Verwaltungssystem herrschte überall, die Communication der ganzen gebildeten Welt war ungemein erleichtert, so daß die Apostel unter dem Schutze des römischen Bürgerrechts überallhin das Evangelium tragen konnten, wie denn

auch die Geschichte zeigt, daß das Christenthum schon im ersten Jahrhunderte in die entlegensten Länder sich verbreitete.

Dazu kam die allgemeine Verbreitung der griechischen Sprache als das äusserliche Mittel, wodurch man sich in allen Ländern einander verständlich machen konnte. Früher wären diese Bedingungen noch nicht vorhanden gewesen, und einige Jahrhunderte später hätte das Christenthum in der allgemeinen Verwirrung keinen festen Boden fassen können, wenn es nicht schon erstarkt gewesen wäre.

Ja dieß eben erinnert noch an etwas Anderes. Sollte das Christenthum seine volle Kraft und Wirksamkeit zeigen, so mußte dem neuen Geiste auch gleichsam ein neuer Leib geschaffen werden, die alte Welt mußte untergehen, und neue jugendliche Völker entstehen. Darum, als die Apostel im Abendlande einer gealterten Welt die Heilsbotschaft brachten, bereitete sich schon im fernen Osten eine Bewegung vor, die nach wenig Jahrhunderten als eine Völkerfluth über die alte Welt sich ergoß, und aus den Absetzungen dieser Fluth bildete sich der neue Boden, auf welchem das Christenthum erst seine Blüthen und Früchte trug. Aber es hatte noch in der alten Welt zu Kraft und Ansehen gelangen müssen, um in der einbrechenden Barbarei desto wirksamer seyn zu können. So war allenthalben durch die göttliche Vorsehung für die junge Pflanze, noch ehe sie keimte, Schutz und Schirm und die Mittel des Wachsthums bereitet.

Jedoch alle diese äusserlichen Bedingungen wären unzureichend gewesen, dem Christenthume Eingang in die Welt zu verschaffen, wenn nicht die Menschheit inner-

lich durch ihren geistigen Entwicklungsgang dahin geführt worden wäre, daß das Evangelium ihr als das einzig Befriedigende erscheinen mußte. Es geschah dieß theils positiv durch das Fortschreiten der geistigen Entwicklung, theils negativ durch das Zusammensinken der alten Formen, durch den Jammer des damaligen Weltzustands, durch das Unbefriedigende der menschlichen Weisheit, und die dadurch erweckte Sehnsucht nach Erlösung.

Ein wesentlicher Charakter des Christenthums ist der Universalismus, das Streben, durch das Band der Liebe alle Völker und Individuen miteinander zu verbinden, aus der ganzen Menschheit Eine Familie, und alle Schätze des Geistes zu Einem gemeinsamen Besitzthum zu machen. Der Charakter des Alterthums dagegen war, wie schon bemerkt, nationale Trennung und Particularismus. Der letztere war auch so lange nöthig, als jede Nation noch ihre eigene Aufgabe zu lösen, und ihren besonderen Beitrag zur allgemeinen Cultur durch ihre eigenthümliche Entwicklung zu geben hatte, wie der einzelne Mensch zuerst innerhalb der Grenzen der Familie sich bilden muß, ehe er in die große Welt eintritt. So sollten die sittlichen Eigenschaften, die Kraft des Charakters sich vorerst auf dem Stamme des nationalen Patriotismus entwickeln, so sollte die Idee der Freiheit und der Schönheit durch die griechischen Freistaaten, die Idee des Rechts und einer organischen Staatsverfassung durch das Römerthum ausgebildet werden. Aber dieß konnten nur temporäre Zwecke seyn, bei denen die Menschheit sich nicht befriedigt fühlen konnte. Christus riß die nationale Scheidewand nieder, und vereinigte die getrennten

Nationen zu Einem Ganzen (Eph. 2, 12. 16. 17.). Aber hätte dieß wohl auf einmal geschehen können, wenn nicht vorher schon die Grundlagen dazu gelegt gewesen wären? Daher sehen wir ungefähr vom 4ten Jahrhundert vor Christo an, wie das Leben gleichsam ringt, die nationalen Schranken zu durchbrechen, und nach einer allgemeinen Mittheilung strebt, wie die griechische Bildung, die von den liberaleren christlichen Kirchenlehrern ebensowohl als das jüdische Gesetz für eine Vorläuferin des Messias gehalten wurde, sich allgemeiner verbreitet; wie in Alexandrien alles Große und Herrliche, was der griechische Genius erzeugt hatte, zusammenfließt, und durch die daselbst angelegte Bibliothek mit ihren 400,000 Bänden eine Universalität des Wissens sich erzeugt? wie in den einzelnen Hauptstädten Asiens aus der zerfallenen Universalmonarchie Alexanders Mittelpunkte der Cultur sich bilden, und griechische Bildung die morgenländische Einförmigkeit durchdringt; wie die Allgemeinheit der Bildung, welche Alexander durch Waffen bezweckte, sein großer Lehrer (Aristoteles) in der Wissenschaft darstellt. Und in wie viel höherem Grade wurde dieß alles in Rom, diesem Vereinigungspunkte alles Guten und alles Schlechten der damaligen Zeiten, realisirt, in Rom, wo schon ein Cicero zu der Ahnung sich erhebt, daß der Mensch eigentlich ein Weltbürger seyn sollte!

Das Christenthum will den Menschen zur Freiheit, zur wahren geistigen, innerlichen Freiheit und Selbständigkeit erheben. Sollte aber die Menschheit dazu reif seyn, so mußte sie vorher die äusserliche politische Freiheit versucht und die Stadien derselben durchlaufen haben bis zum schmerzlichen Bewußtseyn, daß

dieß nicht die echte, befriedigende Freiheit sey. Daher sehen wir, wie nach der Gewaltherrschaft in den asiatischen Despotien allmählig die Gesetzmäßigkeit (durch die Priester Egyptens), die Rechtsgleichheit (durch Moses) und die Freiheit (durch die Griechen) sich entwickelt, bis zuletzt unter dem römischen Scepter nur noch die Idee der Freiheit, aber in Wirklichkeit der furchtbarste militärische Despotismus herrscht. Die bürgerlichen Rechte waren jetzt durch die ganze politische Entwicklung ins Licht gestellt und aufs bestimmteste bezeichnet und begrenzt. Aber noch fehlten die Menschenrechte, die Achtung der Person nicht um ihrer bürgerlichen Stellung, sondern um ihrer innerlichen, angebornen Würde wegen. Welch' sichtbare Hinweisung auf eine neue Entwicklung, die jetzt eintreten und das letzte Bedürfniß befriedigen sollte.

Besonders lichtvoll ist aber die Hinweisung der alten Zeit auf die neue in dem Fortschreiten der religiösen und wissenschaftlichen Erkenntniß, in dem allmähligen Emporringen des Geistes zu hellerem und tieferem Selbstbewußtseyn. Der Geist der alten Welt hatte sich in jeglicher Kunst und Wissenschaft versucht und manche bis jetzt unübertroffene Musterwerke zu Stande gebracht. Da konnte es nicht fehlen, daß er auch die höchsten Gegenstände der Religion seinem Denken unterwarf, und über den Glauben seiner Väter philosophirte. In Griechenland namentlich hatte sich schon frühe die Wissenschaft von der Religion getrennt, und als selbständige Lehre neben dieselbe hingestellt. Dadurch wurde der Untersuchungsgeist geweckt. Man begnügte sich nicht mehr blos mit den Ueberlieferungen und

symbolischen Handlungen, worin die Volksreligion bestand, sondern dachte auch selbständig über sein Verhältniß zur Gottheit und über das Wesen der Götter nach. Da entwickelten sich denn bald reinere und höhere Ansichten über das Göttliche, man fühlte das Unpassende der Vermenschlichung desselben, man empfand lebendiger das Vernunftbedürfniß, sich die Gottheit nur als Eine zu denken, und verwarf die Vielgötterei. Es wurden dadurch mehr und mehr die Gemüther für eine Religion nicht blos der Schönheit, sondern auch der Wahrheit vorbereitet. Namentlich hat die sokratisch-platonische Philosophie das große Verdienst, das religiöse Bewußtseyn lebendiger erregt, und eine ideale Ansicht über Gott und Welt eröffnet zu haben. Dieser Geist, am reinsten und vollkommensten abgespiegelt in einem Manne voll heiliger Sehnsucht, voll sittlichen Ernstes und religiöser Tiefe, der lieblichsten Blüthe des Alterthums — Plutarch — wirkte fort, bis er in dem sogenannten Neuplatonismus im dritten Jahrhundert nach Christo seine Spitze erreichte, und hat auf die geistige Atmosphäre insofern heilsam eingewirkt, als er in den Mythen der Volksreligion Ideen finden, durch bildliche, allegorische Deutungen tiefere Wahrheiten entdecken, und von den Göttern überhaupt reiner und würdiger denken lehrte. Es zeigen sich darin trotz mancher phantastischen Behauptungen und schwärmerischen Anschauungen doch oft herrliche Blicke in das Reich der Wahrheit, so daß man, wie im hohen Norden in einer Sommernacht die Abenddämmerung mit der Morgendämmerung zusammenfließt, also auch hier sagen möchte, das Abendroth der untergehenden griechischen Philosophie sey mit dem Morgenrothe des Evange-

liums zusammengeflossen. Dieß die positive Seite der antiken Geistesrichtung, durch deren stillen Einfluß die Gemüther empfänglich gemacht werden sollten, die hohen Ideen des Christenthums aufzufassen.

Es ist gegenüber von den beschränkten Ansichten späterer und namentlich auch unserer Zeit, wo manche zur vermeintlichen Ehre Christi alles frühere Gute läugnen zu müssen meinen, erfreulich zu bemerken, wie schon die liberalen Denker des christlichen Alterthums das Gute in der griechischen Philosophie zu würdigen wußten. So sagt einer (Clemens von Alexandrien): „Vor der Ankunft des Herrn war die Philosophie den Griechen zur Gerechtigkeit unentbehrlich und noch jetzt ist sie nützlich als Vorübung zur Gottesfurcht und Frömmigkeit für alle die, welche auf dem Wege der Demonstration zum Glauben kommen. Man ärgere sich nicht, wenn alles, was gut ist, Gottes Vorsehung zugeschrieben wird, es mag von Heiden oder von uns kommen. Alles Guten Quelle ist Gott; bald ist er es unmittelbar, wie im alten und neuen Testament, bald ist er es mittelbar, wie bei der Philosophie der Alten. Sie war den Griechen ein Pädagoge auf Christum, wie den Hebräern das Gesetz. Sie zeigt und bereitet den Weg, auf welchem Christus vollendet. Die Philosophie, die eine Vorübung zu der Ruhe in Christo ist, übt die Seele und stärkt den Verstand zur Erforschung derjenigen wahren Weisheit, welche die Eingeweihten von der Wahrheit selbst, welche der Herr ist, empfangen haben. Denn sie verwahrt vor dem Irrthum, und reinigt die Seele von der Sinnlichkeit, damit sie der Wahrheit empfänglich werde. Es ist ein Ackersmann, der von oben herab seit dem Anbeginne der Welt frucht-

bare Saamenkörner unter den Menschen ausstreute, und in jedem Zeitalter den Logos (die Vernunft, das Wort Joh. 1, 1.) als einen befruchtenden Regen herabsandte — ihn, das Licht, das alle Menschen erleuchtet (Joh. 1, 9.); nur Zeiten und Oerter, die ihn aufnahmen, machten den Unterschied. — Unter der Philosophie verstehe ich aber weder die Stoische noch die Platonische, noch die Epicurische oder Aristotelische allein und ausschließend, sondern nur das, was jede dieser Schulen Gutes und Richtiges lehrte, und insofern sie die Gerechtigkeit mit der Erkenntniß der Gottseligkeit verband. Was von menschlichen Trugschlüssen hinzugekommen, das nenne ich nicht göttlich."

Aber daneben lief auch die negative, auf die Zerstörung des antiken harmonischen Nationallebens gehende Richtung hin. Als Griechenland noch frei war, durchströmte ein Hochgefühl der Tapferkeit und Freiheit alle Hellenen, durch die Gebilde der Kunst schien der Götterhimmel auf die Erde sich herablassen zu wollen, und im Glanze der Schönheit verklärte sich das irdische Leben. Aber die Schönheit allein und ihr sinnlicher Reiz vermag keine dauernde Befriedigung zu geben, und die aus dem eigenthümlichen Genius des griechischen Volks und seinen irdischen Verhältnissen hervorgegangene Bildung vermochte kein Gemeingut der ganzen Menschheit zu werden. Als daher ihr Vaterland gesunken war, verlor sich auch immer mehr dieses Hochgefühl, und machte der Sehnsucht nach etwas Besserem, Bleibenderem Platz.

Mit der allmähligen Unterjochung der Nationen durch die Römer, mit dem Verschwinden ihrer Nationalität und dem Zusammenfließen aller Völkerschattirungen

in der Riesenstadt verlor auch die Religion bald ihre alte Kraft und Würde. Denn da alle Religion der Heiden Staatsreligion war, und mit dem eigenthümlichen Volksleben und politischen Charakter aufs engste zusammenhieng, so konnte sie auch nur so lange wirksam und lebendig seyn, als die gesellschaftlichen Einrichtungen, worauf sie basirt war, in Kraft waren. Mit der Zerstörung des Volkslebens dagegen mußte auch sie bald dahin schwinden, da sie keinen höheren Haltpunkt hatte, und ihre äusserliche Herrlichkeit mit der zunehmenden Armuth der Provinzen immermehr dahin sank. Zudem war nach der Ansicht des Alterthums die politische Unterwerfung einer Nation immer auch zugleich ein Zeichen, daß sie von ihren Göttern verlassen sey. Die Scheidewand der Nationalculte fiel daher mit der politischen; je weniger die väterliche Religion Kraft und Ansehen besaß, desto begieriger öffnete man sofort die Thore fremden Culten, ob vielleicht ein neuer Gott helfen könnte, da die alten keine Rettung mehr gewährten. In Rom flossen griechische, römische, egyptische, persische Gottesdienste ineinander, und Kaiser Severus stellte Abraham, Christus, Orpheus und Apollonius von Tyana in seiner Hauskapelle nebeneinander. Aber eben dieses Versammeln aller Götter zu Rom mußte die Sehnsucht nach einer Weltreligion statt zu befriedigen nur um so mehr anregen. Denn die Allheit war noch keine Einheit. Zudem war den Völkern mit der Unterjochung ihres Vaterlandes ihre Kraft und ihr Genius genommen, und als dieser Geist, der sonst jeden an sein irdisches Vaterland fesselte, als an sein höchstes Gut, verschwunden war: wohin sollte sich jetzt die Hoffnung und die Sehnsucht der vaterlandslosen Völker

richten, wohin anders, als nach einem neuen, himmlischen Vaterlande! Wieder eine neue Anbahnung für das Christenthum!

Die Philosophie hatte ferner ebensowohl zerstörend, als fördernd für die Religion gewirkt. Weder die Mythologie konnte vor dem historischen, noch die Naturvergötterung und Vielgötterei vor dem philosophischen Prüfungsgeiste bestehen. Das Resultat war Zweifel an der Volksreligion und Verachtung derselben. Dieß thaten nun einige mit mehr, andere mit weniger Vorsicht, so daß es auch unter der größeren Menge bald Eingang fand. Spätere Philosophen bestritten geradezu das Daseyn der Götter. Protagoras fieng eine Schrift an mit den Worten: „was die Götter anlangt, so kann ich nicht bestimmen, ob sie sind oder nicht.“ Zweifel und Unglaube nahm bei den leichtfertigen Griechen immermehr überhand. Andere dachten sich, wie die Epicuräer, deren Lehre um die Zeit Christi die ausgebreitetste war, einen Gott hinter den Wolken, der aber mit der Welt nichts zu schaffen habe. Noch mehr war dieß in Rom, wo früher ein sittlich-ernster Geist geherrscht hatte, der Fall. Ein Augur konnte den andern nicht mehr ansehen, ohne zu lachen. Selbst beim Volke fanden die Erzählungen von der Unterwelt keinen Glauben mehr. Den Staatsmännern war die Religion bloße Staatspuppe, Popanz für das Volk. So sagt Seneka (contra superstit.): „jenen ganzen gemeinen Haufen der Götter, welchen in einem langen Zeitraume ein vielfältiger Aberglaube zusammengebracht hat, werden wir in dem Sinne anbeten, daß wir eingedenk bleiben, die Verehrung derselben gehöre vielmehr zur Sitte, als zur Sache. — Alles

dieß wird der Weise beobachten, als etwas durch die Gesetze Gebotenes, nicht als etwas den Göttern Angenehmes." Der Voltaire der alten Welt, Lucian, ergoß seinen sarkastischen Spott nicht blos über die Volksreligionen, sondern auch über die edelsten und würdigsten Gesinnungen. Aus dem Wechsel der einander erzeugenden und immer wieder zerstörenden philosophischen Systeme war ein trostloser Zweifel an aller Wahrheit und Gewißheit entstanden, und Pilatus mit jener vornehm-spöttischen Frage: was ist Wahrheit? ist der echte Repräsentant jener allgemeinen Geistesrichtung, der nichts gewiß war, als das Ungewiße.

Aber wie der Unglaube nach einem psychologischen Gesetze immer auch den Aberglauben neben sich hat, oder aus sich erzeugt, indem das Bedürfniß der Gemeinschaft mit dem Göttlichen sich dennoch geltend macht, und wenn es nicht auf die rechte Weise befriedigt wird, auf willkührliche und selbst ersonnene meist äusserliche Weise seine Befriedigung sucht: so war es auch damals der Fall, daß oft die Freigeister, die das Daseyn der Götter läugneten, vor auffallenden Naturphänomenen erschracken und auf die abergläubigste Weise davon sprachen, wie der hochgebildete Plinius, oder wie der große Augustus, der Amulete gegen Donner und Blitz bei sich trug, und erschrack, wenn er am Morgen statt des rechten den linken Schuh zuerst angezogen hatte.

Der Conflikt des Unglaubens und des Aberglaubens, dieses (nach Göthe's Ausdruck) einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergevrdnet sind, hatte damals seine höchste Spitze erreicht. Es bemächtigte sich neben dem Unglauben mehr

und mehr der Gemüther eine drückende Angst und Furcht vor den Göttern, ein geheimes Gefühl großer Verschuldung, und eine peinigende Qual des beunruhigten Gewissens. Denn der Aberglaube ist (wie Plutarch sagt) ein beunruhigender und Furcht einjagender Wahn, der den Menschen erschreckt und niederschlägt, weil er wohl Götter glaubt, aber feindselige und schädliche Götter: daher das allgemeine Suchen nach Reinigungsmitteln, nach Tilgung und Versöhnung der Schuld, nach ausserordentlichen und magischen Wegen, sich mit der Gottheit in Gemeinschaft zu setzen. Ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christo (Plutarch) giebt ein schauderhaftes Gemälde der Gemüthsstimmung solcher Abergläubischen. „Jedes geringe Uebel wird dem Abergläubigen vergrößert durch die schreckenden Gespenster seiner Angst. Er sieht sich als einen den Göttern verhaßten Menschen an, den sie mit ihrem Zorne verfolgen. Noch weit Aergeres steht ihm bevor, er wagt nicht Mittel zur Abwehrung oder Heilung des Uebels anzuwenden, damit er nicht gegen die Götter anzukämpfen scheine. Der Arzt, der tröstende Freund wird abgewiesen. Laßt mich — spricht der Unglückliche — mich Gottlosen, Verfluchten, Allen Göttern Verhaßten, meine Strafe leiden. Er sitzt draussen, in einen Sack oder in schmutzige Lumpen gehüllt, wälzt sich oft nackt im Koth herum und bekennt diese oder jene Sünden, daß er dieß gegessen oder getrunken, daß er diesen Weg gegangen, welcher ihm zu gehen durch die Gottheit nicht erlaubt war. Die Feste der Götter erfüllen den Abergläubigen nicht mit Freude, sondern mit Furcht und Schrecken. Er geht zu den Götterwohnungen, wie in Drachenhöhlen.

Im Schlafe wie im Wachen verfolgen ihn die Gespenster seiner Angst. Nirgends kann er seinen Schreckbildern entfliehen." Daher suchte man die erwachenden religiösen Bedürfnisse und Gefühle, weil sie bloße Gefühle waren, ohne den Leitstern einer wahren und sichern Erkenntniß, durch die tollsten und phantastischen, in geheimes Dunkel gehüllten gottesdienstlichen Gebräuche zu befriedigen; daher flehten einige, daß ihnen doch eine Götterersheinnng zu Theil werden möchte, damit sie von ihren Zweifeln befreit die Wahrheit kennen lernten, während andere, aus Schwärmerei oder absichtlichem Betrug, höherer Kräfte aus der unsichtbaren Welt sich rühmend im römischen Reiche umherzogen (Vergl. Apostg. 8, 9. 13, 6.). Daher schob man damals, weil man nach einer höheren Autorität für seinen Glauben sich sehnte, den gefeierten Namen des Alterthumes, Hermes, Orpheus u. dgl. neue Schriften unter, und um den Willen der Götter zu erkunden, waren nach und nach gegen hundert Divinationsarten aufgekommen. Nach dem Orient, diesem Lande der Wunder, richtete sich mehr und mehr voll Ehrfurcht und geheimnißvoller Ahnung die abendländische Welt.*)

Die Angst der Gemüther, dieses quälende Schuldgefühl wurde theils erzeugt, theils erhöht durch den irdischen Jammer, der über der ganzen Welt lag, durch die beständigen blutigen Kriege, durch die Expres=

---

*) Lucian erzählt, daß nach den Weissagungen des unter Marc Aurel in Klein=Asien großes Aufsehen machenden Wahrsagers Alexander von Abonoteichos gerade die angesehensten Männer Roms, berühmte und große Staatsmänner, am eifrigsten forschten.

sungen in den Provinzen, durch die furchtbare Geißel des militärischen Despotismus und die Gewaltthaten der Ungeheuer, die auf dem römischen Thron saßen, endlich durch die Fluthen der überall hereinbrechenden barbarischen Völkerhorden. Manche, in düsterer Schwermuth, verließen die Welt, und sannen in der Einöde dem Uebel der Welt nach. Wie mochten sie auch einen Trost finden, wenn selbst der gelehrteste Römer (Plinius H. N. VII. 1.) sagt: „Man kann nicht sicher entscheiden, ob die Natur für den Menschen eine bessere Mutter, oder eine bösere Stiefmutter gewesen;" und wieder (II. 7.): „Gewiß ist allein das, daß es nichts Gewißes giebt, und nichts Elenderes und Hochmüthigeres, als den Menschen." Andere zogen sich vornehm von allen Lebensverhältnissen zurück, und überließen sich einer selbstgefälligen Bestialität.

Was Wunder, wenn nach Zerstörung des religiösen Glaubens und Aufhebung der bürgerlichen Gemeinschaften, in welchen früher so manche Tugenden erblüht waren, unter beständigen Kriegen auch die Sittlichkeit ihren Nerv verlor? Das Laster ist vielleicht noch nie in der ganzen Geschichte so allgemeine und so schamlos gewesen, wie damals; die Sittenschilderungen aus der römischen Kaiserzeit überbieten alles Schändliche. Ein Römer (Seneca de ira II. 8.) sagt von seiner Zeit: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern, es wird mehr begangen, als durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust zur Sünde, tagtäglich sinkt die Schaam. Verwerfend die Achtung vor allem Bessern und Heiligen stürzt sich die Lust, wohin es sey. Das Laster

verbirgt sich nicht mehr. Es tritt vor aller Augen. So öffentlich ist die Vorworfenheit geworden und in allen Gemüthern ist sie so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht mehr selten, sondern keine ist." Dieß ist wohl der beste Commentar zu den Worten des Apostels Paulus Röm. 1, 21 flg. Der ganze Riesenleib in allen seinen Gliedern war vergiftet, und bedurfte einer gründlichen Heilung, die Heillosigkeit hatte ihre höchste Spitze erreicht.

So war der Zustand der Welt. Die Religion, die nur für die Jugendzeit der Menschheit paßte, hatte ihren Geist verloren, und vermochte selbst dem gemeinen Mann weder Schrecken noch Trost mit ihrer frühern Kraft zu ertheilen. Leere Formen alter Gebräuche — geistloser Aberglaube oder spitzfindiger Unglaube. Zwar erhob sie sich noch einmal in ihrer letzten Kraft und Herrlichkeit durch Kaiser Julian — aber nur, um für immer zu erlöschen, wie die Seele eines Sterbenden in den letzten Augenblicken noch einmal in dem feurigen Glanze des Auges hervortritt, um dann auf ewig zu scheiden. Auch aus der Literatur verschwand mehr und mehr der alte gediegene, einfach kraftvolle Geist. Es kam eine weichliche, ästhetische Liebhaberei auf, hochtrabende Worte, ohne sittliche Kraft und Stärke. Aus den politischen Formen war der Geist gewichen, und nur die leeren Rahmen übrig. Wo war jetzt Egyptens heiliger Ernst? wo Griechenlands Freiheitsliebe? wo Roms achtungswerther Patriotismus? Untergegangen in Despotismus, Schwelgerei, Eitelkeit. Das Laster saß im Purpur, die Tugend verlassen. Tiberius wird unter die Götter versetzt, Pätus Thrasea fällt als Opfer des Tyrannen.

Brutus ruft unter dem Sternenhimmel zu Philippi mit gegen sich selbst gezücktem Dolche: O Tugend, ich glaubte, daß du etwas seyest, jetzt sehe ich, daß du ein Traum bist. Tacitus ahnet den nahen Untergang des Weltreichs, und wehklagt über das Elend des Menschengeschlechtes. Die einst blühenden Nationen liegen blutend und erschlagen zu den Füßen jener Völker-Niobe an der Tiber. So endet die alte Geschichte unter den Trümmern ihrer früheren Herrlichkeit als eine große Tragödie.

Und wer wollte nicht eben in dieser Katastrophe die höhere Hand erkennen, die alle Fäden also zusammengeknüpft, und, als das Uebel unheilbar schien, bereits in dem unbeachteten Winkel Judäas das Universalheilmittel bereitet hatte!

Judäa war für die übrige Welt die Geburtsstätte des Heilandes, das jüdische Volk hatte den Vorzug, daß aus ihm das Heil kommen sollte (Joh. 4, 22.). Und dieß führt uns auf eine neue geschichtliche Betrachtung, in welcher die Spuren der besondersten, Alles zu Christo hinleitenden Vorsehung sich noch viel augenfälliger und unverkennbarer darstellen werden, als in der heidnischen Geschichte, indem was im Heidenthume mehr negativ, als Sehnsucht dem Christenthum entgegenkommt, hier als positive Vorbereitung und als Verheißung erscheint. Schon an sich ist dieses Volk das merkwürdigste der Erde, in seinen Vorzügen und seinen Fehlern, in seiner Hoheit und in seiner Niedrigkeit einzig. Politisch unbedeutend, indem es ausser wenigen Epochen der Blüthe seiner Macht, die sich nicht über die benachbarten Völker hinaus erstreckte (unter David und Salomo und den Makkabäern) meist eine Beute innerer Parteiungen oder auswärtiger Gewalt war,

ohne Handel, ohne Kunst — hat es doch einen bedeutenderen Einfluß auf die Weltgeschichte gehabt, als die gewaltigsten Reiche asiatischer Eroberer und die durch die feinsten Künste und Wissenschaften ausgezeichneten griechischen Freistaaten, und zwar durch seine religiöse Wichtigkeit. Während die Griechen die Ausbildung der Kunst und Wissenschaft, die Römer die Pflege des Rechts als ihre eigenthümliche Aufgabe von Gott erhalten hatten, sollten die Israeliten ein Volk Gottes seyn, und die religiöse Beziehung der Menschheit zu Gott und Gottes zu den Menschen auf eine augenscheinliche, so zu sagen verkörperte Weise darstellen. Während die Geschichte anderer Völker sich von der weltlichen Seite (in Krieg, Herrschaft, Politik, Kunst, Wissenschaft) hauptsächlich entwickelt, ist bei diesem Volke die Religion gleichsam die Pulsader, deren Bewegung sein ganzes geistiges Leben bedingt. Der Name Gottes ist es, der vom fernsten Nachhall der Schöpfung und den frühesten Anfängen dieses Volkes an bis zum letzten Seufzer unter den Trümmern Jerusalems seine Geschichte zusammenbindet. Ebendarum aber steht es auch in einer engeren und unmittelbareren Verbindung mit der durch Christum begonnenen religiösen Umwandlung, als irgend ein anderes Volk der Erde.

Zwar erkennen wir den eigentlichen Werth und die Bestimmung dieses Volkes, so wie das Endziel seiner Führungen und der an dasselbe ergangenen Offenbarungen erst im Lichte des neuen Testaments, das der Schlüssel zum Alten ist; und gleichwie die hebräischen Bücher, worin diese Geschichte verzeichnet ist, das Eigenthümliche haben, daß man sie rückwärts lesen muß, so dringt man auch

in ihre tiefe Bedeutung nur dann recht ein, wenn man aus dem neuen Testament rückwärts in das alte bis zu den Anfängen der Menschengeschichte hinaufsteigt. Aber eben, da wir jetzt diesen Schlüssel haben, können wir um so freudiger den Spuren der göttlichen Vorsehung, der weisen Haushaltung Gottes (Eph. 1, 10.) nachgehen, und im steten Prospecte des neuen Bundes die Geschichte des alten verfolgen. Jenes göttliche Wort beim Anfang der Schöpfung gesprochen: Es werde Licht und es ward Licht! – dünkt mir auch das große Thema dieser immer heller und bestimmter bis zum Aufgange der Geistersonne sich entfaltenden Geschichte zu seyn. Der Weg der Vorsehung, den wir in dem Laufe der übrigen Völker mehr nur ahnen oder in einzelnen Momenten deutlicher wahrnehmen können, ist hier ein leuchtender, durch die mannigfaltigsten Krümmungen zum Ziele führenden Pfad. Nirgends sonst zieht sich so consequent und anschaubar der goldene Faden, der vom Throne Gottes ausgeht, durch das Gewebe menschlicher Handlungen hindurch, nirgends sonst ist der Plan Gottes so deutlich und überschaubar angelegt, und auf geschichtlich-glaubwürdige Weise beurkundet. Von kleinem, einfachem Anfange aus, wie es die göttliche Ordnung mit sich bringt, wächst er ununterbrochen, der hüpfenden Einbildung oft zu langsam, dann, wenn er eben gleich einem schlängelnden Bache sich zu verlieren scheint, kommt er auf überraschende Weise wieder hervor, und ergießt endlich als ein voller Strom seine Segnungen in unübersehbarer Weite.

Wüßten wir auch nichts von den schriftlichen Urkunden dieses Volkes, so würden wir schon nach dem Gesetze des allmähligen Werdens annehmen müssen, daß Gott

dasjenige Volk, unter welchem er sein Licht in ungetrübter Klarheit in der Fülle der Zeit hervorleuchten zu lassen beschlossen hatte, durch gewiße Vorstufen der sittlich-religiösen Bildung werde hindurch geführt haben, damit es das neue Licht um so leichter ertragen könnte; und wenn sich dasselbe von dem Winkel Judäas aus der übrigen Welt mittheilen sollte, so werde er durch die Schicksale dieses Volks gleichsam die Canäle gegraben haben, worin sich dasselbe nach Aussen verbreiten konnte. Und eben diese Wahrheit lehrt eine aufmerksame Betrachtung der israelitischen Geschichte, worauf unter anderen besonders der ehrwürdige Heß zu Zürich in vielen seiner Schriften aufmerksam gemacht hat.

Was nämlich das Fortschreiten der religiösen Erkenntniß betrifft, so tritt uns zwar die Idee Gottes von Anfang an in diesen Büchern, zum großen Unterschiede von den religiösen Ueberlieferungen anderer Völker, als eine reine, wahre entgegen — die Idee von Einem Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erden. Aber sie erscheint anfangs noch in einer sehr sinnlichen Hülle, und wird erst allmählig mehr vergeistigt und sublimirt. Gott wird zuerst auf kindlich-anschauliche Weise, um Vertrauen zu erwecken (wie bei den Patriarchen), dann mehr auf eine furchteinflößende Weise als strenger Gesetzgeber und Rächer, wie es ein rohes Volk bedurfte (durch Moses), und erst allmählig mehr nach seinen übrigen Eigenschaften dargestellt. Er giebt sich zuerst als Familiengott, dann als Nationalgott kund, jedoch immer als der Eine, ausser welchem kein Gott ist, bis er als der Unendliche, der Erde und Himmel erfüllet und alle

seine Geschöpfe erfreuet (Jes. 44, 6. Jerem. 23, 24.) Ps. 104, 24.), auftritt.

Sollte das Evangelium der Gnade und der Barmherzigkeit auf eine heilsame Weise wirken, so mußte vorher das sittliche Bewußtseyn geweckt, und dieses Volk theils zum Gehorsam gewöhnt, theils zur Erkenntniß seiner Schuld gebracht seyn. Dieß geschah durch das Gesetz. Aber auch dieses erscheint zuerst nur als äusserliche Autorität, und sucht hauptsächlich durch äusserliche Motive (irdische Belohnungen und Strafen) Gehorsam zu bewirken, obwohl das Princip der Liebe auch erwähnt wird. Erst die Propheten und Psalmisten heben die Gesinnung als die Hauptsache hervor, und erklären die äusserliche Legalität ohne gottgefällige Gesinnung für werthlos (Ps. 50. Micha 6. Jes. 1, 58.).

So war endlich die Idee der göttlichen Gerechtigkeit lange nur auf das irdische Leben eingeschränkt, von einem Vergeltungszustande nach dem Tode, von der Hoffnung einer geistigen, seligen Fortdauer finden sich in den hebräischen Urkunden nur schwache, dunkle Ahnungen, weil das Volk vorerst in einer bürgerlich-religiösen Verfassung an die Idee der göttlichen Gerechtigkeit gewöhnt werden sollte. Erst später (nach dem Exil) unter anderen Einflüssen ergriff das Volk auch den Unsterblichkeitsglauben. Und so zeigt sich noch in mehreren anderen Lehren ein sichtbares Fortschreiten der religiösen Erkenntniß sowohl in Absicht auf Umfang als Klarheit und Tiefe der Auffassung — anders als im Heidenthum, wo man oft bemerkt, daß die ursprünglich reineren Ideen des Alterthums nach und nach immer mehr versinnlicht

und vermenschlicht wurden. Ist das nicht eine immer heller werdende Aurora, bis der volle Tag anbricht?

Noch sichtbarer aber zieht sich der Erziehungsplan Gottes durch die geschichtlichen Führungen dieses Volkes hindurch. Weil das Heil in seinem Schooße empfangen und geboren werden sollte, um sich von da unter die übrigen Nationen zu verbreiten, so mußte es theils auf eine eigenthümliche, von den übrigen abgesonderte Weise erzogen werden, theils in die Schicksale der übrigen Völker mitverflochten seyn, wie dieß der obenangeführte Heß (vom Reiche Gottes) durch ein sinniges Gleichniß also ausdrückt: „der Baum, an dem die Frucht wachsen sollte, forderte gleichsam erst eine besondere Pflege in einem abgesonderten Garten; und so lange die Frucht noch nicht zur Reife gekommen war, war es rathsam, den Garten verschlossen zu halten. Aber da die Frucht ist reif geworden, öffnet man den Garten, daß die Frucht kann genossen werden.“ Es ist das Eigene dieser Geschichte, daß die Veranstaltungen Gottes jedesmal einen unmittelbaren, auf die jedesmaligen Verhältnisse und Bedürfnisse des Volks gerichteten Zweck haben, und doch daneben ein höherer, allgemeiner Zweck durchschimmert; daß Jehova der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, und doch zugleich der Gott ist, der Himmel und Erde erschaffen hat, daß Israel sein Eigenthum, sein Liebling ist und doch zugleich alle Völker sein sind.

Ferner ist höchst bemerkenswerth, daß der Unterschied des Göttlichen und Menschlichen nirgends sichtbarer hervortritt, Licht und Schatten nirgends greller gegen einander abstechen. Das Volk an sich ist das undankbarste, hartsinnigste, widerspenstigste, gleich einem un-

gerathenen Sohne, an dem alle Zucht, alle Liebe und alle Strenge des Vaters zu mißlingen scheint, das trotz der hellen und reinen Gotteserkenntniß, die ihm mitgetheilt worden, doch lange Zeit einen unwiderstehlichen Zug zur Abgötterei hat, das seinen Schutzgott durch immer neuen Ungehorsam beleidigt, so daß er in die Klage ausbricht: „es sind Leute, deren Herz immer den Irrweg will, und die meine Wege nicht kennen wollen (Psalm 95, 10.)." Man könnte, wenn man sein nichts weniger als ehrenvolles Bild betrachtet, versucht seyn zu glauben, ein Nationalfeind habe dasselbe gezeichnet — und doch ist es das Werk seiner edelsten Geister. Ja man müßte sagen, es sey dem allweisen Erzieher nicht leicht ein Volk so mißrathen und in der Erziehung verdorben, wenn nicht seine Geschichte ausser dem nächsten unmittelbaren Zwecke noch einen höhern und entferntern hätte, worin erst diese räthselhafte Führung ihre Lösung findet. Betrachten wir einmal in einem kurzen Ueberblicke die hauptsächlichsten Entwicklungsknoten derselben.

Von jener Uroffenbarung, von welcher noch in den ältesten Völkerurkunden schwache Nachklänge sich vernehmen lassen, hatte sich stets in einzelnen Männern (Seth, Henoch, Noah) ein Strahl des Lichts erhalten, während die übrige Welt mehr und mehr in Abgötterei versank. Da wurde Abraham, gleichsam der letzte Stern der funkelnden Nacht der Urzeit, auserkoren, um für sich und durch seine Nachkommen der Träger einer reineren Gotteserkenntniß und eines göttlichen Lebens, der Morgenstern eines kommenden Tages zu werden, und daher aus dem abgöttischen Chaldäa nach Canaan berufen, wo durch göttliche Mittheilungen und Führungen der Glaube

an Gottes Fürsehung, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in ihm befestigt wurde. Sein Glaube ist zunächst Familienglaube, seine Erfahrungen häuslich und persönlich. Aber an das Persönliche und Häusliche knüpft sich schon die Aussicht auf das Nationale und sogar Universelle. Isaak, der Sohn der persönlichen Verheißung, soll zugleich der Vater eines großen Volks, und in ihm alle Völker gesegnet werden, und Canaan, sein Familienland, soll zugleich der Mittelpunkt eines allgemeinen Völkersegens werden (1 Mos. 12, 3. 22, 18. 18, 18.). Der Glaube an Gott befestigt und verlebendigt sich in Abrahams Sohn und Enkel. Aber in dem kleinen Palästina, das noch so manche andere kriegerische Völker inne hatten, konnte sich vor der Hand die kleine Familie zu keinem großen Volke ausbreiten. Hiezu öffneten sich Aegyptens Weideländer, wo sie theils durch die den Aegyptern verhaßte Viehzucht, theils später durch den Druck der Pharaone zusammengehalten, ihren von den Vorvätern empfangenen Glauben pflegten und ihr Nationalgefühl ausbildeten. Die Familie war jetzt zur Nation geworden, und zu einem selbständigen Daseyn reif.

Es kam nun darauf an, Israel als ein eigenthümlich gottgeweihtes Volk unter den Weltvölkern darzustellen, den Saamen reiner Gotteserkenntniß in ihm zu erhalten, und eine tiefe Scheu vor der Heiligkeit Gottes ihm einzuprägen. Dazu wurde ihm das Gesetz durch Mosen gegeben, welches theils die Grundlehren des ewigen Sittengesetzes, theils eine Menge von Vorschriften und Anordnungen, die sich auf die gottesdienstliche und bürgerliche Ordnung beziehen, enthält, wie es nöthig war, um sowohl den starren Sinn des Volks an Zucht

und Gehorsam zu gewöhnen, als dem fleischlichen Triebe ein Gegengewicht gegen die Lockungen der Abgötterei benachbarter Völker zu geben, indem zugleich durch die Opferanstalten als den Schatten des Kommenden (Col. 2, 17. Hebr. 10, 1.) das Schuldgefühl theils geweckt, theils versöhnt wurde. Durch die stete und unmittelbare Beziehung aller auch der geringsten Lebensverrichtungen auf Jehova, durch die Verbindung des Namens Gottes auch mit dem kleinsten Nagel der Stiftshütte sollte die Religion diesem Volke bis ins Innerste der Seele hineingepflanzt, und die sinnliche Hülle der Ceremonien nur die Decke seyn, unter welcher der Kern einer geistigeren Gottesverehrung neben dem ringsum herrschenden Götzendienste erhalten und gepflegt wurde, bis er von einer milderen Frühlingssonne erwärmt, seine Hülle durchbrechen, bis die Psyche aus der gealterten Puppe sich losschwingen und ihre Flügel ausbreiten könnte. Zugleich rechtfertigt sich die strengste Absonderung des Volks durch eine Masse von Reinigkeits- und Speisegesetzen als durch den Erziehungsplan und die damaligen Weltverhältnisse geboten. Die Israeliten hatten nun alles, was sie bedurften, um das glücklichste Volk zu werden. „Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen, und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigenthum seyn vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein, und ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk seyn," spricht der Herr 2 Mos. 19, 5. 6. Als Wächter des Gesetzes und der religiösen Grundverfassung (der Theokratie) erweckte Gott die Propheten, die theils den politisch- und religiös-gefährlichen Verbindungen der Könige mit dem Auslande und den sinnlichen Lüsten des

Volks warnend entgegentraten, theils die weiteren Plane und Rathschlüsse Gottes mit seinem Volke verkündigten, und dasselbe von der sinnlichen, äusserlichen Richtung zu einer geistigeren, innerlicheren Gesetzerfüllung und Gottesverehrung zu erheben suchten. Das Prophetenthum ist die anziehendste Erscheinung in dem jüdischen Volke, es ist so zu sagen die ideale Seite dieser Geschichte. Aber ihre Stimme verhallte — das Volk eilte durch seinen Ungehorsam dem Verderben entgegen, und zerstreute sich als kriegsgefangene Beute in die Länder mächtiger Eroberer.

Nun schien der Plan Gottes mit seinem Volke zernichtet, und der Faden der bisherigen absichtsvollen Leitung abgebrochen zu seyn. Aber hier eben zeigt sich die wunderbare Verflechtung dieses Volks in die allgemeine Weltgeschichte, die bei Abraham angedeutet war, schon mehr realisirt. Die Abführung in die Gefangenschaft ist zwar natürliche Folge der früheren Sünden, aber zugleich in der Hand Gottes ein Mittel, den Saamen einer helleren Erkenntniß unter den übrigen Völkern auszustreuen. Gerade je treuer die Israeliten, durch ihr Unglück gebeugt und zur Besinnung gebracht, jetzt an ihrem Gotte festhielten, desto mehr mußte dieß die Aufmerksamkeit der Völker, unter welchen sie lebten, erwecken, zumal da ein besiegtes Volk nach den damaligen Begriffen auch seine Götter für besiegt hielt. Es konnte nicht fehlen, daß das Eigenthümliche ihrer Religion, und das starre Festhalten an derselben, besonders bei solchen, die sich zu hohen Staatsämtern am babylonischen und persischen Hofe emporgeschwungen hatten, eine genauere Kenntniß derselben veranlaßte, und daß wer weiß wie viele Saamen-

körner einer reineren Erkenntniß, und welche Hoffnungen einer künftigen Erlösung auch unter die übrigen Völker dadurch ausgestreuet wurden. Deuten nicht die Freilassung der Juden durch Cyrus, und die Unterstützungen, deren sich der Tempel von seinen Nachfolgern zu erfreuen hatte, auf eine gewisse Vorliebe zu der Jehovareligion? Ja es wurde sogar durch öffentliche Edikte den Unterthanen Achtung für den Gott dieses Volkes eingeschärft. Jedoch da nur der kleinste Theil die Erlaubniß zur Rückkehr benützte, und die meisten in den Ländern ausserhalb Palästina verblieben, so war damit ein Ferment gegeben, das nun fortan unter den übrigen Völkern zur Verbreitung reinerer Erkenntniß und zur Anbahnung des göttlichen Weltplanes fortwirkte. Während im väterlichen Erblande der Stamm des Hauses Davids wohnte, bis die Zeit der Verheißung erfüllt war, mußten die zerstreuten Israeliten bei andern Völkern der Aufnahme einer reineren Religion den Weg bereiten. Ueberhaupt war jetzt die Zeit gekommen, wo ohne Nachtheil für den Hauptzweck, Gründung und Befestigung des Glaubens an den wahren und lebendigen Gott, die Schranken, in welchen dieses Volk bisher eingeschlossen gewesen war, erweitert und aufgeschlossen, und dasselbe mit den übrigen Völkern in unmittelbarere Berührung gebracht werden konnte, da es jetzt durch eine tausendjährige Erfahrung von der Wahrheit seines Glaubens so fest überzeugt worden war, und durch das Exil die traurigen Folgen seiner Untreue gegen Jehovah so lebendig empfunden hatte, daß jetzt an Abgötterei nicht mehr zu denken war. Es finden sich von nun an Israeliten fast in allen Theilen der alten Welt. Dieß rührte ausser jener Zerstreuung durch die assyrische und babyloni-

sche Gefangenschaft auch besonders daher, daß zwei Jahrhunderte später Alexander eine Menge Juden nach Alexandrien gezogen hatte, und noch mehr sein Nachfolger Ptolomäus (über 100,000), wo sie zum Theil bedeutende Staatsämter erlangten, und einen eigenen Tempel (zu Leontopolis) gründeten.

So fügte es die Vorsehung, daß diese zerstreuten Kinder Israel eines der wichtigsten Vorbereitungsmittel für das Christenthum wurden, indem durch sie viele Heiden monotheistisch gestimmt, an paläst inensische Vorstellungen gewöhnt, und mit Sehnsucht nach etwas Besserem und Vollkommnerem erfüllt wurden — (der religiöse Einfluß der Juden erstreckte sich nach einigen Spuren selbst bis nach Indien und China hin) — sowie auch die Apostel, als sie das Evangelium verkündigten, sich zunächst an diese Proselyten des Judenthums wandten, weil bei ihnen am leichtesten anzuknüpfen war. Die jüdische Religion hatte auch im Römerreich bei dem allmähligen Sinken der väterlichen Religionen einen so allgemeinen Eingang gefunden, daß die römischen Satiriker über die judaisirenden Römer spotten, und Seneka sagt: die jüdische Religion sey fast in der ganzen Welt recipirt, die Besiegten haben den Siegern Gesetze gegeben.

Diese Mittheilung der jüdisch-religiösen Ideen an die Heiden wurde noch besonders unterstützt durch die Uebersetzung der hebräischen Schriften in die griechische Sprache unter den Ptolemäern, wodurch nun auch die Heiden von den Offenbarungen Gottes Kenntniß nahmen, und die Juden in den Stand gesetzt wurden, sich in der damaligen Weltsprache über religiöse Gegenstände geläufig

auszudrücken. Diese jüdisch-griechische (sogenannte hellenistische) Sprache war auch das Organ, wodurch die Apostel das Evangelium sowohl Juden als Heiden mittheilen konnten — ein wichtiges Moment in der Reihe der göttlichen Veranstalten.

Jene Vermischung der Juden mit Heiden, namentlich Griechen, hatte aber noch eine andere sehr wichtige Folge. Mit der griechischen Sprache nahmen sie auch griechische Weltbildung an, ihr Gesichtskreis erweiterte sich, das starre Judenthum wurde erweicht, es entstand das Bedürfniß, das Gesetz mit der griechischen Weltweisheit zu vereinigen, und die Vorzüge der jüdischen Religion von einer solchen Seite erscheinen zu lassen, daß sie auch den gebildeten Heiden sich empfehlen konnten. Daher wurde die alttestamentliche Offenbarung tiefer und geistiger erfaßt, wie dieß besonders zu Alexandrien geschah, die Idee von der sinnlichen Hülle losgetrennt, und der tiefere Sinn aus dem Buchstaben herausgeboren, wenn gleich auf der andern Seite die zaumlose allegorisirende und idealisirende Erklärung oft ein willkührliches Spiel trieb. Es wurden griechische Ideen in die hebräische Denkweise aufgenommen, wodurch wenigstens die Scheidewand zwischen der jüdischen und heidnischen Anschauungsweise immer lockerer, und einer höhern Vereinigung vorgearbeitet wurde, wie wir dieß z. B. im Buche der Weisheit sehen.

Kehren wir zurück zum Sitze der väterlichen Religion — nach Palästina. Kurze Zeit nach dem Exil war die Stimme der Propheten verstummt, die Offenbarung geschlossen. Das Volk sollte nun im gewöhnlichen und natürlichen Laufe der Dinge die Regierung Gottes erkennen.

Aber bald wiesen deutliche Spuren darauf hin, daß sein Schicksal in Kurzem erfüllt seyn, und die Voranstalt der Hauptanstalt Platz machen werde. Die Nation zehrte blos noch von ihrem Kapital, der Geist war entflohen, und sie schleppte sich nur noch gleichsam mechanisch fort. Die heilige Schrift, die Mittel geistiger Fortbildung hätte seyn sollen, wurde Gegenstand abergläubischer Verehrung, die am Buchstaben hängen blieb, oder spitzfindiger Grübelei. Die äusserlichen Satzungen galten für das Wesentliche, in deren ängstlicher Beobachtung, beim Mangel an wahrem sittlichem Geiste, man sich zu überbieten suchte. Während nun die einen, wie es immer beim Verfall der wahren Religion zu gehen pflegt, ihre Gottesfurcht durch eine peinliche Beobachtung äusserlicher Ceremonien darzuthun suchten (die Pharisäer), verwarfen andere die Verfälschungen der mosaischen Religion, damit aber zugleich auch manche tiefere Wahrheit, z. B. die höhern Geister und die Fortdauer nach dem Tode (die Sadduzäer), und zwischen beiden in der Mitte suchten edlere Seelen (die Essäer) ihre Herzensbedürfnisse in klösterlicher Zurückgezogenheit zu befriedigen, hatten aber dabei ein düsteres, separatistisches Wesen und leere Träumereien.

Nehmen wir zu dieser innern Beschaffenheit die äusserliche politische Lage. Zwei Jahrhunderte nach der Rückkehr aus dem Exil waren sie in Abhängigkeit von der persischen Herrschaft, sodann nach Alexander der Spielball zwischen Syrien und Egypten, und der Schauplatz ihrer Kriege. Nur als die Noth am höchsten gestiegen war, ist es, als ob der alte Geist der Kraft und des Glaubens noch einmal auf kurze Zeit eingekehrt wäre, indem sie unter den Makkabäern eine nie gesehene Stufe

der Macht und des Glanzes erreichten. Aber bald darauf wieder blutige Parteiungen von innen und Angriffe von aussen, die hohepriesterliche Würde mit Geld erkauft oder leerer Schatten, dann die Geißel des bis zum Wahnsinne grausamen Herodes, endlich das Joch römischer Procuratoren, die sie mit einer Verachtung und Härte behandelten, welches die eigene Herzenshärtigkeit noch übertraf. Bei dem allem der eitle Nationalstolz als das erwählte Volk Gottes, beständige Empörungssucht, tollkühner Fanatismus, so daß fast alljährlich einige Tausende ihre Rebellion mit dem Leben büßten, eine moralische Verdorbenheit, von der ihr eigener Landsmann, der Geschichtschreiber des jüdischen Kriegs (Josephus) sagt: „ich darf mich nicht weigern auszusprechen, was der Zustand der Sache gebietet: Ich glaube, wenn die Römer gezögert hätten, über dieses Frevlergeschlecht zu kommen, hätte ein Erdbeben sie verschlungen oder eine Fluth sie ertränkt, oder die sodomitischen Wetterstrahlen hätten sie getroffen; denn dieß Geschlecht war gottloser, als alle, die irgend etwas dergleichen litten.“ — Haben sie nun noch etwas vor den übrigen Völkern voraus? Bedürfen sie nicht selbst vor allem des Heilmittels, das in ihrem Schoße der übrigen Welt bereitet werden sollte? Und wäre ein solcher Zustand und die bald darauf erfolgte fürchterliche Katastrophe ihres Staats ein würdiger Schluß einer so schön und einfach angelegten, so wunderbar fortgeführten 2000jähriger Geschichte? Deutet nicht der abgerissene Faden auf einen neuen irgendwo zu hoffenden Anfang hin? Das Gesetz hatte seinen temporären Zweck, Gewöhnung des Volks an die erhabensten Ideen von der Einheit und Geistigkeit Gottes erreicht, aber damit zu-

gleich sich selbst ausgelebt und seiner Auflösung sich genähert, auf daß die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt von oben desto lebendiger würde.

Doch ich habe noch das Eigenthümlichste dieses Volkes, den Kern und Mittelpunkt, den Ziel- und Endpunkt seiner ganzen Entwicklung nicht berührt — es ist die Messianische Hoffnung und Weissagung. Während die Griechen das Ideal der Vollkommenheit in die Vergangenheit, in das verflossene goldene Zeitalter zurückverlegen, suchen es die Hebräer stets in der Zukunft, und durch ihre ganze Geschichte von Anfang bis auf den heutigen Tag zieht sich die Hoffnung und die Sehnsucht nach einer Zeit des Heils und der Erlösung hindurch, bald heller, bald dunkler, bald allgemeiner, bald persönlicher. Der Gedanke an den Messias ist die Morgenröthe, in welcher ihnen jede Nacht irdischer Trübsal untergeht. Gleich am Eingang der Weltgeschichte wird mit dem Sündenfalle auch die Verheißung verknüpft (1 Mos. 3, 15.), daß der Saame des Weibes (ein Abkömmling desselben) der Schlange den Kopf zertreten, und sie ihn dafür nur in die Ferse stechen werde — eine dämmernde Hinweisung auf einen einstigen Sieg über das Böse, worauf auch so manche Urüberlieferung in der heidnischen Mythologie deutet. Abraham erhält die Verheißung eines allgemeinen Segens, der von seinem Geschlechte auf alle Völker sich ergießen werde (1 Mos. 12, 3. 22, 18. 18, 18.); Jakob weissagt, das Scepter soll nicht von Juda weichen, bis daß der Held komme (1 Mos. 49, 10.); Moses entschläft mit der Hoffnung, Gott werde sich künftig seinem Volke durch Propheten, Erklärer seines Willens mittheilen (5 Mos. 18, 15. 18, 19.). Die bestimmteren

Weissagungen beginnen aber erst mit Errichtung des Königthums, entlehnen auch von da die Farbe eines dereinst zu stiftenden vollkommneren, idealen Reichs, und sind gewöhnlich zugleich durch den Blick auf das Gegenwärtige und Nächstzukünftige bestimmt. Sie haben zwar eine zeitliche und nationale Basis, erheben sich aber zugleich in die Ferne bis zum Höhepunkt der Vollendung. Es kommt bei solchen Hindeutungen auf den kommenden Retter nicht sowohl auf die zufälligen und äusserlichen Umstände an, die gerade auch in dem Leben Jesu Christi Statt gefunden hätten, welche Beziehung immerhin vielem Streite unter den Schriftauslegern ausgesetzt ist, sondern auf die eigentliche Bestimmung und geistige Bedeutung desselben, und die durch ihn zu bewirkende allgemeine Umwandlung, deren Prospect sich durch die Weissagungen hindurchzieht.

Der Davidischen Familie wird ewige Dauer ihrer Herrschaft verheißen (2 Sam. 7, 12. 13.). Auf sie und einen Sprößling aus dieser Familie ist besonders nach der Theilung und in den Zeiten der bürgerlichen Zerrüttung des Reichs der Blick der Seher gerichtet. Im Sohn Davids concentrirt sich alles Große und Heilvolle, was der Nation verheißen ist. Das Davidische Reich wird gleichsam als Modell eines höheren idealen Reichs, das einst erstehen werde, betrachtet. Freilich tragen diese Schilderungen oft noch die sinnlichen Farben ihrer Zeit und der nächsten Bedürfnisse. Aber es läßt sich auch hier die fortschreitende Läuterung dieser Idee nicht verkennen. Der Geist erhebt sich über die Schranken der Nationalität und sieht auch die übrige Menschheit dem Reiche der Wahrheit und Glückseligkeit einverleibt, die

Menge der Nationen im Lichte Jehova's wandelnd (Jes. 51. 55. 56. 66.), und alle Lande seiner Erkenntniß voll werdend (Jes. 11.): aber freilich immer noch vom israelitischen Standpunkte aus, als theilnehmend an seinem Segnungen (Jes. 44). Selbst in fremden Ländern werden dem Jehova Altäre gebaut werden (Jes. 19, 18. flg.). Es ist ein Reich, in welchem Friede, Gerechtigkeit und Güte herrscht (Jes. 60. 32. 11. Ps. 37.), ein neuer Bund, worin das Gesetz nicht äusserlich blos befiehlt, sondern ins Herz geschrieben seyn soll (Jer. 31, 33.). Der mächtige Königssohn verklärt sich immermehr in das Bild eines Propheten, der durch Lehren und Leiden das Heil dem Volke bringen soll (Jes. 53.). Ueberhaupt ist es Jesaias, dieser Evangelist unter den Propheten, dessen Schilderungen besonders im letzten Theile vom 40sten Kapitel an so erhaben geistig sind, daß sie dem Bilde, wie es in Christo realisirt worden, am nächsten kommen. Zacharias und Malachias machen auf die sittliche Besserung, als die Bedingung, unter welcher man allein seiner Segnungen froh werden könne, aufmerksam, und weisen auf ihn als einen milden, schonenden Herrscher hin (vergl. Zachar. 9, 9.). So gewinnt die Messiasidee, in der manche früher nur einen politischen Trost suchten, immermehr eine moralische Bedeutung, und die sittliche Reinigung und Läuterung des Volks erscheint bei den letzten Propheten als seine Hauptbestimmung. So ist das alte Testament gleich dem entfernten Rollen des Donners, das an Stärke zunimmt, je näher es kommt, eine immer ausführlichere, hellere und universellere Entwicklung ursprünglicher Verheißungen bis zur Ahnung eines neuen Himmels und einer neuen Erde (Jes. 66, 22.),

bis zur Hoffnung einer allgemeinen Ausgießung des göttlichen Geistes über alles Fleisch (Joel 3.). Christus ist die Absicht des ganzen alten Testaments, der Geist aller Bilder, die Kraft und das Leben aller Verheißungen.

Auch nachdem die Stimme der Propheten verstummt war, ziehen sich die jedoch schwächeren Spuren dieser Hoffnung durch die Apokryphen hindurch, bis sie, freilich mannigfaltig verunstaltet und versinnlicht von dem irdischen Sinne, aber reiner und geistiger gehalten von edleren Geistern, um die Zeit der Geburt Christi mit ungewöhnlicher Kraft und Lebendigkeit und mit dem allgemeinen Vorgefühle, daß jetzt die Zeit ihrer Erfüllung gekommen sey, sich wieder regt, wie wir dieß z. B. aus Luc. 2, 25—35., der Geschichte der Weisen aus Morgenland (Matth. 2.), und daraus sehen, daß um die Zeit der Zerstörung Jerusalems so viele falsche Messiasse auftraten.

Dürfte man nicht das Christenthum als das Mittel annehmen, wodurch alle diese Erwartungen befriedigt wurden, als den Zielpunkt derselben, so hörte die ganze israelitische Geschichte und geistige Entwicklung nach so vielem Absichtlichen und Planvollen, nach einer durch so viele Jahrhunderte sich hindurch ziehenden göttlichen Weisheit auf die unerklärlichste planloseste Weise auf. Können und dürfen wir aber bei einiger Achtung vor dem höhern Gesetze der Weltregierung dieß nicht annehmen: wie augenfällig ist dann diese zweitausendjährige Vorbereitung der Gemüther auf das Heil, das da kommen sollte? Welch' ein leuchtender Fingerzeig der göttlichen Weisheit, die in den dunkeln Jahrhunderten das Licht heller und heller scheinen ließ, bis der Tag anbrach und der Mor-

genstern aufgieng in den Herzen (2 Petr. 1, 19.)! Freilich ist in dieser messianischen Hoffnung das Menschliche und Göttliche schwer zu scheiden. Die Sehnsucht nach dem Vollkommneren, dieses göttliche Erbtheil in der Menschenbrust, mag zur Hoffnung, die Hoffnung zum Glauben, und der Glaube bei steter Aufmerksamkeit auf den Gang der göttlichen Führungen zur Weissagung geworden seyn. Allein diese dem israelitischen Volke so eigenthümliche, in einem so langen Zeitraume und bei so verschiedenen von einander unabhängigen Geistern so ziemlich sich consequent bleibende Vorstellung, die nur der Widerwille gegen höhere Leitung aus menschlicher Willkühr, oder gar hierarchischem Raffinement abzuleiten versucht seyn kann, führt doch auf die Ansicht, als die wahrere, daß sich durch das ganze menschlich-natürliche Gewebe der goldene Faden einer absichtlichen Mittheilung des göttlichen Lebensgeistes hindurchzieht. Bleiben wir indeß auch nur beim Natürlichen stehen, so ist es ja offenbar ein allmähliges Hinstreben und sich Hinneigen der menschlichen Natur nach einem höheren Heile, eine in ihr selbst (und das doch nicht ohne Gottes Willen) liegende und sich entwickelnde Vorbereitung auf die höhere Stufe der Vollendung, also daß der Boden allmählig aufgelockert wurde, und der Saamen des Glaubens Wurzeln schlagen konnte.

Ja, solche Hoffnungen und Ahnungen einer neuen Zeit und eines Retters finden sich, freilich auf eine viel unbestimmtere und zusammenhangslosere Weise, als unter den Israeliten, selbst unter Heiden, sey's, daß sie von Juden mitgetheilt worden, oder aus der Tiefe des menschlichen Geistes sich entwickelt haben, oder aus dem großen

Strome einer Uroffenbarung geflossen sind. Römische Schriftsteller berichten, es sey damals die Sage gewesen, daß vom Orient her ein neues Weltreich gegründet werden werde, und manche Vorahnungen gerade der damaligen Zeit (vergl. Sueton, Octavian, K. 94.) deuteten an, daß etwas Großes und Geheimnißvolles im Werk sey. Von den Etruskern her war unter den Römern die Erwartung eines neuen Weltjahrs erhalten, und durch die sibyllinischen Bücher der damals geglaubte Ablauf der alten Weltperiode verbreitet worden, welchen Virgil in schmeichelnder Poesie auf den Sohn Pollios in seiner vierten Idylle mit den Worten anwendet:

„Schon das äusserste Alter erschien des kumäischen (sibyllinischen) Liedes;
Groß von neuem beginnt ursprüngliche Folge der Säkeln.
Schon auch kehrt Asträa, es kehrt die saturnische Herrschaft;
Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel u. s. w.

Merkwürdig ist die Perserlehre: es werde in der letzten Zeit ein Mann kommen, Oschanderbega d. h. Mann der Welt, der werde die Welt mit Religion und Gerechtigkeit schmücken, dann aber werde auch mit ihm ein böser Geist erscheinen, der werde 20 Jahrelang Unheil und Verderben über Oschanderbegas Reich bringen. Nachher aber werde dieser Gerechtigkeit ins Leben rufen, Unrecht unterdrücken, veränderte Gesetze in ihre frühere Form bringen, Könige werden ihm gehorchen, und die wahre Religion werde siegen. Nach dem Zendavesta erwarteten die Perser einen Erlöser unter dem Namen Sosiosch, die Hindus unter dem Namen Callenkin, und selbst von Confucius wird berichtet, er habe oft

und noch in seinen letzten Stunden zu seinen Schülern gesagt: „Der Heilige wird im Westen erscheinen" *).

---

*) Es sind besonders die Bücher der Chinesen reich an idealischen Schilderungen und Hoffnungen, betreffend den großen Heiligen, der dem Volke Heil bringen sollte. Sie verstehen darunter: „den, der alles weiß, alles sieht, dessen sämmtliche Worte Unterricht, alle Gedanken wahr sind, der ganz himmlisch und wunderbar ist, dessen Weisheit keine Grenzen hat, vor dessen Auge die ganze Zukunft unverschleiert, dessen sämmtliche Worte wirksam sind. Er ist Eins mit dem Tien (Himmel, Gott), und die Welt kann ihn ohne den Tien nicht erkennen; nur er kann dem Changti (Herr des Himmels) ein würdiges Opfer bringen; die Völker erwarten ihn (sagt Menetius, ein Schüler des Confucius) wie welke Pflanzen den Regen." Sie nennen ihn „einen Menschen, den erhabensten Menschen, den schönsten aller Menschen, den vorzüglichsten aller Menschen, den wunderbaren Menschen, den Erstgebornen; er wird das Weltall erneuern, die öffentlichen Sitten verändern, die Sünden der Welt büßen, unter Schmerz und Schmach sterben, den Himmel öffnen." In dem Tschon-yong, einem Buche, das von einem Schüler des Confucius verfaßt wurde, heißt es: „O wie erhaben sind die Wege des Heiligen! Seine Tugend wird die ganze Welt umfassen; er wird allen ein neues Leben und eine neue Kraft mittheilen, und wird sich bis zum Tien erheben. Was für eine weite Laufbahn wird sich für uns eröffnen, was für neue Gesetze und Pflichten! Was für herrliche Gebräuche und

Wie manche bald dunklere, bald hellere Ahnungen, Hoffnungen, Weissagungen einer besseren neuen Zeit aus dem Munde der Alten! Wie wies der Geist eines Platon, der Genius eines Sokrates und jedes edlere Gefühl der Reinsten und Beßten der Vorzeit, wenn auch nur in stiller Sehnsucht oder dunkelm Vorgefühl auf das Vollkommene hin, das da kommen sollte!

Feierlichkeiten! Aber wie wird man sie beobachten, wenn er nicht zuvor das Beispiel geben würde? Seine Ankunft allein kann die Erfüllung vorbereiten und erleichtern. Daher kömmt jener Ausspruch aller Jahrhunderte: die Wege der Vollkommenheit werden erst alsdann häufiger betreten werden, wenn der Heilige sie durch seine Fußstapfen wird eingeweiht haben. — Es ist dem großen Heiligen, dem Heiligen aller Jahrhunderte und aller Völker vorbehalten, alle Strahlen der Weisheit zu vereinigen, und die Vollkommenheit aller Tugenden zu erreichen. Sein durchdringender Geist, seine Einsicht, seine Absichten und Rathschläge werden, ohne Kraftaufwand, die Regierung der Welt umfassen, und ihrer Thätigkeit die rechte Richtung geben; der Adel seiner Seele, seine Großmuth, sein gefälliges und herablassendes Wesen wird alle Interessen vereinigen und alle Herzen gewinnen u. s. w. (Vergl. Uroffenbarung oder die großen Lehren des Christenthums, nachgewiesen in den Sagen und Urkunden der ältesten Völker, vorzüglich in den kanonischen Büchern der Chinesen, von Herrman Joseph Schmitt, Pfarrer in Steinbach bei Lohr am Main. Landshut 1834. S. 223 flg.)

Und wenn wir nun noch einmal auf die vorchristliche Geschichte und ihre wichtigsten Entwicklungsknoten einen Blick zurückwerfen, wenn wir jene Weltstürmer von Asien, Macedonien und Rom, jene stillen Weisen Griechenlands, jene gottbegeisterten Seher Palästinas im Lichte der Universalgeschichte betrachten: waren sie nicht alle Räder am mystischen Wagen der Weltregierung, Werkzeuge in der Hand des Unsichtbaren, um die Welt dem Ziele entgegen zu führen, das in Christo ihrer harrete? Und könnten wir die Geschichte vollends aus ihrem Mittelpunkte betrachten, wie sie ein höherer Geist überschaut, als ein im Großen und Kleinen Zusammenhängendes und weise geordnetes Ganze, während wir jetzt nur Oberfläche und Bruchstücke sehen: wie anbetungsvoll würden wir dann auch in der scheinbaren Unordnung und zweckwidrigen Bewegung den höheren Plan durchleuchten sehen, und erkennen, daß sowohl das Gute als das Schlechte zur Erfüllung der Zeit beitragen mußte.

In dieser Betrachtung liegt auch die einzig richtige Antwort auf den schon in den ersten Jahrhunderten von den Heiden und auch jetzt noch hie und da von manchen Christen erhobenen Einwand: warum das Christenthum, wenn in ihm allein das Heil der Menschheit liege, so spät erst erschienen sey? Zwar könnte man mit dem Apostel der Deutschen, Bonifacius, dem auch dieser Einwurf gemacht wurde, antworten: warum wollen wir uns, nachdem der Himmel lange umwölkt gewesen, nicht freuen, wenn einmal die Sonne wieder leuchtet? Hiemit wäre die religiöse Wißbegierde aber doch nicht befriedigt. Der wahre Grund ist allein der, daß in der göttlichen Weltregierung nichts auf einmal geschieht, son-

dern nur durch Vorstufen vermittelt, daß jede Bildungsstufe erst dann eintreten kann, wenn die ihr vorangehenden ihre Entwicklung vollendet haben, und daß, wenn z. B. der Eiche zu ihrem Wachsthum 500 und 1000 Jahre vergönnt sind, die größte Erscheinung im Reiche der Geister, das Christenthum, wohl Jahrtausende nöthig hatte, bis auch nur der Boden zu seiner Aufnahme bereitet war, und daß vielleicht noch Jahrtausende vergehen können, bis auch die Völker, die noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, für sein Licht empfänglich sind. Insbesondere, da Christus Erlösung von der Sünde bringen sollte, so konnte er erst dann erscheinen, als das Maaß der Sünde voll und das Gefühl der Hülfsbedürftigkeit recht stark und lebendig geworden war, was die Schrift mit den Worten ausdrückt: Gott hatte alles unter die Sünde beschlossen, auf daß er sich aller erbarmte (Röm. 11, 32.), wozu alte christliche Kirchenlehrer die passende Bemerkung machen: Gott habe das Menschengeschlecht wie einen Fieberkranken geheilt. So lange die Ursachen des Fiebers noch thätig wären, so lange der Krankheitsstoff noch nicht ganz hervorgetreten sey, gebe der Arzt kein Gegenmittel. So sey auch der große Baum der Sünde erst dann an der Wurzel angegriffen worden, nachdem er alle seine Aeste und Zweige hervorgetrieben habe.

Soviel, mein Freund, über die alte Geschichte, diese großartige Weissagung auf Christum. Ich werde demnächst zu zeigen versuchen, wie sie durch Christum erfüllt, wie die Welt durch ihn umgewandelt worden, indem ich die Wirkungen, die das Christenthum auf die Menschheit gehabt, darstellen werde. Da jedoch dieß

gerade ein Punkt ist, worüber Du früher so manche Bedenklichkeiten geäussert hast, so bitte ich Dich, mir darüber Deine Zweifel und Anstände offen mitzutheilen, um sie gehörig würdigen zu können. Indeß bleibe mir gut, Deinem alten bewährten Freunde.

Lebe wohl.

Achter Brief.

Ich danke Dir, mein Theurer, für die offene, rückhaltslose Mittheilung Deiner Ansichten über den zuletzt angedeuteten Gegenstand, und erkenne das große Gewicht Deiner scharfsinnigen Gründe, womit Du mich auf die Schwierigkeit und Unsicherheit des Verfahrens derer aufmerksam machst, die in den Wirkungen des Christenthums einen besonders starken und einleuchtenden Erweis seiner Göttlichkeit zu finden vermeinen, welchen auch ich, ich bekenne es, mich bisher angeschlossen habe. Ich wurde durch deine Gründe etwas wankend gemacht in meiner bisherigen Ueberzeugung, da ich die Wahrheit mancher Deiner Bemerkungen zuzugeben nicht umhin konnte. Indeß bei reiflicherer Erwägung fand ich doch wieder, daß Deine Einwendungen oftmals nur eine falsche Behandlung dieses Gegenstands, nicht die Sache selbst treffen, daß sie Nebendinge, nicht die Hauptsache berühren, daß sie hie und da auf Mißverständnissen beruhen, und

daß endlich die Anerkennung der großartigen und in ihrer Art einzigen Wirkungen der christlichen Religion schon eine christliche Richtung des Blicks, eine christlich-geübte Anschauung voraussetzt, ohne welche man unläugbare Facta oft lieber durch die künstlichsten Hypothesen, als durch die göttliche Kraft des Christenthums zu erklären sucht.

Du benützest vorerst eben die in meinem letzten Briefe erhaltene Darstellung von der weltgeschichtlichen Vorbereitung auf das Christenthum zur Schwächung des Moments, das die Wirkungen desselben haben sollen, indem Du behauptest, daß ja offenbar das Meiste von dem, was man sonst vom Christenthum ableitet, schon vor demselben vorhanden gewesen, und es also nur einer ganz natürlichen Entwicklung und Weiterbildung dieser Ideen bedurft habe, um die Menschheit auf den Höhepunkt zu stellen, auf welchem sie jetzt steht. Allein Du hast dabei übersehen den gewaltigen Widerspruch und Kampf, welchen diese Religion, als sie wirklich in die Welt eintrat, zu bestehen hatte. Wie wäre dieß möglich gewesen, wenn die neuen Ideen, welche jetzt in Umlauf kamen, sich nur so auf natürliche, folgerechte Weise aus dem Gedankenkreise der alten Welt entwickelt hätten? Warum hätte sich das Judenthum und Heidenthum, statt dem neuen Lichte entgegen zu eilen, oft so krampfhaft an seine alten Formen angeschlossen, als dürfte es nicht davon lassen? Du hast vergessen, daß die ganze vorangegangene religiöse und intellectuelle Bildung nur die Sehnsucht nach dem Heile zu wecken und zu steigern, nicht aber das Heil selbst zu bringen vermochte; daß die Völker zwar durcheinander geworfen waren, und

ihre nationalen Schranken gebrochen, aber noch nicht in Liebe geeinigt, daß ihr Haß gegeneinander entwaffnet, aber noch keine fruchtbringende Gemeinschaft gestiftet war; daß allgemeine Ideen durch einzelne Weise aufgekommen, aber noch nicht in That und Leben übergegangen waren; kurz, daß zwar die Formen und Gefäße da waren, in welchen sich der neue Lebensgeist über die Welt ergießen konnte, aber noch nicht der Geist selbst. Ja die früher bemerkten günstigen historischen Conjuncturen hätten, an und für sich betrachtet, leicht auch das Gegentheil wirken können.

Du hast die sich häufig wiederholende Erscheinung nicht genug beachtet, daß keine religiöse Reformation durch stufenmäßiges Fortschreiten und zunehmende geistige Cultur nach und nach entsteht, sondern daß, wenn auch noch so viel Brennstoff vorhanden, doch der elektrische Funken erst von oben muß hineingeworfen werden. So wäre auch die Wiedergeburt des Christenthums, welche durch die Reformation zu Stande kam, von einer allmähligen Verbesserung an Haupt und Gliedern wohl nie zu erwarten gewesen, so sehr sie auch durch die frühere Geschichte schon vorbereitet war. Auf gleiche Weise war zwar das Christenthum allenthalben vorbereitet; aber ohne eine neue in die Menschenwelt eingetretene Thatsache (die Menschwerdung des Sohnes Gottes) wäre es nie wirklich geworden, und die von da an in der Menschheit Statt gefundene Umwandlung ist also billig dem neuen Elemente zuzuschreiben. Ich möchte fragen: wie konnte aus dem entnervten, in sich zerfallenen, sittlichen Geiste der damaligen Zeit ein so kraftvolles religiöses Leben, aus dem eitlen Ceremoniendienste eine so geistige Gottes-

Verehrung, aus allen jenen meist negativen Momenten eine so positive Religion, ohne ein neues eingetretenes Princip, hervorgehen?

Du bemerkst ferner, wie schwer es sey, die Wirkungen dieser Thatsache zu bestimmen, wie gar leicht man hier zu dem Fehlschlusse: post hoc, ergo propter hoc, sich verleiten lasse. Und darin gebe ich Dir großentheils Recht. Es traten zur Zeit seiner Entstehung und im Fortgange seiner Entwicklung so manche andere mitwirkende und reformirende Momente ein, und durchdrangen sich so vielfach und innerlich, daß es allerdings schwierig ist, den Antheil eines jeden bestimmt abzumessen. Aber demunerachtet ist es doch möglich, gewisse leuchtende Punkte, in denen der Einfluß des Christenthums unverkennbar hervorglänzt, vor andern ins Auge zu fassen.

Schwierig ist es ferner, die Wirkungen des Christenthums zu ermessen wegen der Kürze der Zeit, in welcher sich die Menschheit desselben erfreut. Ein vollkommen begründetes Urtheil ließe sich streng genommen erst am Schlusse der Weltperiode fällen, in welcher alles, was bis jetzt nur im Keime enthalten, wirklich geworden seyn wird. Aber gerade diese Bemerkung kann ich zu meinem Vortheile benützen. Wenn es im Verhältnisse zu den Weltaltern, die vor dem Christenthum abgelaufen sind, und die noch ablaufen werden, erst ein kurzer Tag ist, seit welchem sein Licht uns leuchtet, und zwar überdieß noch einen großen Theil dieses Tags durch das Gewölke finsterer Jahrhunderte verdunkelt und geschwächt, und wenn dennoch die Wirksamkeit desselben schon in dieser kurzen Zeit so wohlthätig und einflußreich war, wie ich später zu zeigen suchen werde — wie

segensreich wird sich dieselbe erst in den kommenden Jahrhunderten erweisen. Zudem ist es die Natur dieser im Reiche des Geistes vorgehenden Wirkungen, daß sie sich am wenigsten nach dem Nichtscheit menschlicher Beurtheilung messen lassen. Einseitig hervortretende Eigenthümlichkeiten, einzelne besonders aufgeregte Kräfte machen sich dem Beobachter am leichtesten bemerklich. Aber es ist gerade das Eigenthümliche der echten Religion, daß sie den Menschen nicht einseitig, sondern allseitig ergreift, daß sie durch ihre zunächst den geistigen Mittelpunkt, das Herz, treffende Berührung eine höhere Harmonie seines ganzen Wesens stiftet. Je reiner die Wirkung des Christenthums, desto stiller ist sie, „still wie das Leuchten des Lichts, wie das Keimen der Pflanzen." Und diese stillen Wirkungen kommen gewöhnlich nicht in das Buch der Geschichte. Hätten sich die ersten Christen nicht durch ihre in den Verfolgungen hervorleuchtenden Tugenden bemerklich gemacht — wir wüßten noch viel weniger von ihnen. „In der Kirchengeschichte (sagt Herder in seinen Briefen über das Studium der Theologie) erfährt man ordentlich das Wenigste; die geht meistens auf den Landstraßen, um die Mauern oder Häuser der Bekenntnisse einher, zeichnet sie von aussen und kann auch nicht wohl anders. In das Innere der Häuser kommt sie nicht, und ins Heiligthum derselben schauet nur der jetzt auch verborgene Christus." Daher sind gerade die schönsten Wirkungen des Christenthums im Privat- und Familienleben den meisten Geschichtschreibern verborgen geblieben, und es ist um so dankenswerther, daß in der neuesten Zeit besonders der ehrwürdige Neander zu Berlin diese Seite seiner besondern Beach-

tung gewürdigt, und seine Forschungen auch mit Rücksicht auf die Laien (in seinen Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens, 3 Bände) mitgetheilt hat.

Andere unverkennbare Veränderungen in der christlichen Zeit, namentlich in Bezug auf das Staatsleben, werden oft darum nicht als Folge des Christenthums angesehen, weil dieses nicht zunächst und unmittelbar darauf einwirkte, sondern zuerst das Innere reinigte, in der sichern Hoffnung, daß dieses alsdann auch das Aeussere umgestalten werde, zunächst das häusliche Leben, in der Zuversicht, daß dieses die Geburtsstätte auch eines besseren öffentlichen Lebens seyn würde. Daher ist der Zeitpunkt, wo das Christenthum in die Welt einschlägt, in die Weltverhältnisse im Großen umgestaltend eingreift, von der Zeit seines unmittelbaren Eintritts in die Welt weit entfernt. Wie lange Zeit bedurfte es z. B. nur, bis die Idee Gottes als eines reinen Geistes gefaßt wurde. Noch im dritten und vierten Jahrhunderte gab es Christen, welche sich Gott nicht anders, als unter einer körperlichen Gestalt vorstellen konnten, und den Geist für etwas Materielles hielten. Da die alte heidnische Religion in das ganze bürgerliche und gesellschaftliche Leben verflochten war, so war es natürlich, daß noch manche aus jener herrührende Sitten und Gebräuche auch in der christlichen Zeit fortdauerten, und erst nach und nach verdrängt werden konnten. Aus der ausserhalb der christlichen Kirche fließenden Quelle der Roheit strömten die wilden Gewässer noch lange fort. Auch die Formen des Alterthums wurden noch lange, z. B. in Philosophie, Poesie, Baukunst beibehalten, bis der christliche Geist so weit erstarkt

war, daß er sich seine eigenen schaffen konnte. Endlich sind manche Eigenthümlichkeiten und Segnungen des Christenthums erst in seiner zweiten weltgeschichtlichen Periode — der Reformation zu Tage gekommen.

Schwierig ist es ferner, für die Vergleichung und Würdigung der christlichen Zeit im Verhältnisse zur heidnischen den rechten Maßstab zu finden. Du beklagst Dich mit Recht über die Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, die hier oft ihr Spiel treibt, indem man auch das relativ Gute, was die heidnische Welt erzeugt hat, läugnet oder mißkennt, ihre Tugenden zu glänzenden Lastern schwärzt und das Heidenthum zu einer vollkommenen Wüste macht, um das Christenthum als eine desto herrlichere Oase erscheinen zu lassen; indem man die herrlichsten Geister des Alterthums, einen Sokrates, Cato u. dgl. verläumdet, um die christlichen Helden dadurch zu heben, oder die schlechtesten Perioden des Heidenthums mit den besten des Christenthums zusammenstellt. Ich hasse dergleichen Künste von Herzen: das Evangelium bedarf keines solchen Schattens, um in seinem Lichte daneben zu glänzen, keiner chronique scandaleuse, um sich in seiner sittlichen Kraft zu zeigen. Oder ist Gott allein der Christen Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? Zu einer unpartheiischen Vergleichung würde gehören, daß man nicht blos einzelne Thaten, sondern Sitten *),

---

*) „Die Sitten (sagt der gründliche und geistreiche Forscher Prof. Matter „über den Einfluß der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten"), welche die neuere Welt bezeichnen, sind ein Ausfluß des Christenthums und besonders seiner Sittenlehre."

nicht blos einzelne ausserordentliche Thaten der Tugend oder des Lasters, sondern den herrschenden Ton, die gangbaren Urtheile über das Rechte und Unrechte, Gute und Böse, nicht blos einzelner Männer, sondern das Betragen des gemischten Haufens ins Auge faßte*). Ja wollte man es recht genau nehmen, so müßte man zwei möglichst ähnliche Charaktere der vor- und nachchristlichen Zeit nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, nach den Umständen, unter welchen sie erzogen, und ihren sonstigen Lebensbedingungen zusammenstellen, und das Resultat ihrer sittlich-religiösen Beschaffenheit damit vergleichen. Aber dieß gehört freilich unter die psychologischen Probleme, und würde schon darum kein sicheres Resultat geben, weil ja die Kraft der Freiheit in beiden, womit sie die sittlich-religiösen Hülfsmittel benützten und sich aneigneten, unmeßbar wäre. Indeß halte ich es doch sehr für möglich, daß die besten der Christen (gleichsam die Mitglieder der inneren Kirche bei beiden) und wieder

---

*) Wie schief müßte z. B. die Vergleichung ausfallen, wenn man den Werth des Heidenthums nach dem tugendhaften, bescheidenen, liebenswürdigen heidnischen Julian, den Werth des Christenthums nach dem leidenschaftlichen, argwöhnisch-grausamen christlichen Constantin d. Gr. oder seinem Sohne Constantinus abmessen wollte. Von solchem Gegensatze gilt, was der christliche Dichter (Knapp christl. Ged. 3 Bd.) von Richard Löwenherz in Vergleich mit Saladin sagt:

„Größ'res Licht hat jener frech verdunkelt,
Dieser keusch mit klein'rem Licht gefunkelt."

der große Haufe bei jenen und bei diesen (die Glieder der äusseren Kirche) mit einem unpartheiischen, nur von der Idee der echten Sittlichkeit geleiteten Blicke mit einander verglichen werden können, und habe die feste Ueberzeugung, daß das Resultat gar sehr zum Vortheile der christlichen ausfallen werde. Man braucht sich nicht zu scheuen, auch das Gute, welches das Alterthum in einzelnen Beziehungen, z. B. in Gesetz und Recht, in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen, in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hat, anzuerkennen, und kann doch zugleich zeigen wie alle diese Verhältnisse durch das Christenthum veredelt und verklärt worden sind.

Aber freilich eine Hauptschwierigkeit, die Du in Deinen Bemerkungen nicht einmal berührt hast, besteht endlich darin, daß wir uns, weil unsere Vernunft durch das Christenthum erzogen, und unsere ganze Denk- und Anschauungsweise durch seinen unvermerkten Einfluß gebildet worden ist, erst künstlich aus demselben auf den Standpunkt des Alterthums hinauszustellen, und so Altes und Neues miteinander zu vergleichen haben, eine Aufgabe, deren Lösung stets mehr oder weniger mangelhaft seyn wird. Diese Vergleichung wird dadurch noch schwieriger, daß wir auch im Alterthum manches dem Christenthum analoge anzuerkennen haben, obwohl mehr nur in sporadischer Weise, während wir dagegen das Christenthum an keinem Orte ganz rein finden, sondern es für ein Ideal halten müssen, dem sich die Menschheit nur mehr und mehr nähern kann.

Du bist ferner geneigt, manche angebliche Wirkungen des Christenthums nur der größeren Civilisation, die wir genießen, zuzuschreiben. Aber woher denn, entgegne ich

sogleich, diese Civilisation? ist sie nicht selbst eine der edelsten Früchte der Religion, die wir bekennen? Sodann aber ist die bloße Civilisation, wenn sie keine christliche ist, nicht im Stande, solche Früchte zu tragen. Mit der feinsten Cultur, wenn sie keine sittliche ist, kann die ärgste Roheit und Barbarei verbunden seyn. Wie civilisirt waren die Römer, und doch wie blutdürstig! Hohe Cultur herrscht auch in Japan und China: und doch wie weit sind sie in sittlich-religiöser Ausbildung hinter den Europäern zurück! Endlich führt die Kirchengeschichte viele Beispiele an, wie bei rohen Völkern barbarische Sitten und Gebräuche, z. B. bei den Scythen, Massageten u. dgl. nicht erst durch fortschreitende Civilisation, sondern durch die erste Verkündigung des Evangeliums aufgehoben wurden, was sich auch in unsern Tagen durch die Missionsgeschichte bestätigt.

Du machst darauf aufmerksam, daß die Umgestaltung der europäischen Weltverhältnisse ins Bessere großentheils dem jugendlichen, in die Geschichte eintretenden Geiste der germanischen Völker zuzuschreiben sey, da das Christenthum vorher dem zerrütteten Volksleben keinen neuen Geist der Kraft und Würde habe mittheilen können. Gewiß war auch dieß ein wichtiges Mittel in der Hand Gottes, um den abgestorbenen Baum der Menschheit zu erfrischen und mit neuem Lebenssaft zu durchdringen; und eben in der diesem Volksstamme eigenthümlichen Tiefe des Gefühls und der Vernunft, dem Ernste und der Richtung auf das Höhere fand die neue Religion einen besonders günstigen Boden. Aber Du wirst doch zugeben, daß die germanische Natur, so wie sie war, nimmermehr im Stande gewesen wäre, diese Umwandlung zu

bewirken, vielmehr hat sie erst müssen die Schule des Christenthums durchlaufen, um nach Bändigung ihrer Roheit und Wildheit ein Organ für die Zwecke der Vorsehung zu werden. Sie lernten, sagt Gibbon, Gerechtigkeit aus dem Gesetz, und Barmherzigkeit aus dem Evangelium kennen. Die hohe weltgeschichtliche Bedeutung der germanischen Völker besteht hauptsächlich darin, daß das Christenthum in ihrer noch nicht verbildeten, einfach-kräftigen und für das Göttliche empfänglichen Natur den geeignetsten Boden antraf, um in denselben seinen Saamen niederzulegen. Aber ohne diesen Saamen — was wäre aus ihnen geworden, wenn sie blos in die todten Formen des Heidenthums eingegangen wären? Vielleicht dasselbe, was aus dem eben so kräftigen Volke der Mantschu's, von denen die Völkerwanderung ausgieng, welche in China von den starren Formen des besiegten Volkes aus bald dieselbe Erstarrung ergriffen hat.

Endlich hast Du Deine Gründe mit einem düsteren Gemälde von all den traurigen Auswüchsen, Thorheiten, Gräueln und Schandthaten, die aus dem Schooße der christlichen Kirche hervorgegangen sind, von jenen unnatürlichen Büßungen und Verirrungen des Mönchslebens, jenen Inquisitionen, Scheiterhaufen und Dragonaden, jenen blutigen Religionsstreitigkeiten, gräuelvollen Hexenprozessen und dem Ablaßhandel beschlossen, und bezweifelt, ob die christliche Kirche mehr Gutes als Böses gestiftet — was mich fast an Voltaire gemahnte, der berechnete, daß gegen zehn Millionen Menschen unter dem Vorwande der christlichen Religion ermordet worden, und nun triumphirend ausrief: Religion chrétienne, voilà

tes effets! Allein was die angeführten Thatsachen betrifft, so sind es eben traurige Beweise für die Wahrheit des Sprichworts: daß, wo Gott seine Kirche hat, der Teufel eine Kapelle daneben baut; schreckliche Denkmäler der Wahrheit, daß auch das Edelste und Beste dem Mißbrauche und der Mißdeutung ausgesetzt ist, ja daß, gleichwie die feinsten Organisationen, wenn sie in Verwesung übergehen, das schädlichste Gift aushauchen, so auch die edelste Gabe Gottes zum gefährlichsten Werkzeuge der Sünde werden kann. Es ist ein wahres Wort, was der Verfasser der Betrachtungen über den Protestantismus sagt: „Ausser dem Schicksale der sittlichen Religion ist in der ganzen Weltgeschichte keine zweite Reihe von Begebenheiten zu finden, welche mit so entsetzlichen Beweisthümern den Satz bestätigte: daß es überall keine verderblicheren Ausartungen giebt, als eben die des Beßten."

Sodann ist ferner nicht zu übersehen, daß manche Mißbräuche, die wir jetzt beklagen, nicht sowohl aus dem Christenthume, als dem damaligen Zeitgeiste hervorgiengen, wie wir z. B. das mönchische Wesen und die Selbstpeinigungen theils vor dem Christenthume, theils jetzt noch ausserhalb des Christenthums finden*); oder daß sie

---

*) Dahin gehören z. B. die Zybelen-Priester Phrygiens und Griechenlands, die römischen Galli, die Baalspriester (1. B. der Könige 18, 28.), die Essäer und Therapeuten bei den Juden, die Fakirs, Yogis- und Schivapriester Indiens; männliche und weibliche Ordensgeistliche finden sich in China und Mexiko; zahllose Mönche in Japan, Siam und unter den Bekennern der muha-

aus einem an und für sich löblichen, durch das Christenthum angeregten sittlichen Ernste entsprangen, und auch oft, wie das Mönchthum, einen heilsamen Gegensatz gegen die Verdorbenheit der Welt, namentlich in den Umgebungen großer Städte, bildeten und erst nach und nach ausarteten *). Ueberhaupt ist zu bedenken, daß bei

---

medanischen Religion. Die klimatischen Verhältnisse des Orients und gewiße dadurch begründete Gemüthsrichtungen sind die eigentliche Wiege des Mönchthums. Erst später drang es in den Occident ein, durch eine einseitige Auffassung des Christenthums begünstigt.

*) Wer freilich diese Verhältnisse nur nach Webers famöser Mönchere i beurtheilt, hat keinen reinen Gesichtspunkt. Dort ist das Bild hauptsächlich in seiner äussersten Entartung und Verzerrung, die es allerdings erfahren hat, gezeichnet. Aber man muß die ursprüngliche Idee und Wirksamkeit davon unterscheiden. Darüber sagt Neander in seiner Kirchengeschichte II. Bd. 2. Abthl. S. 536 flg. „Alle Arten von Gewerben, welche mit der Ruhe und den anderweitigen Verhältnissen des Mönchsthums vereinbar waren, wurden hier getrieben, und mit dem Sinne getrieben, der alle christlichen Berufsarbeiten, beseelen sollte. Gebet, Lesen der Bibel, geistlicher Gesang wechselten hier mit leiblicher Arbeit ab und begleiteten dieselbe. — Der Geist des Mönchsthums war es, welcher den christlichen Gesichtspunkt von der allgemeinen ursprünglichen Gleichheit aller Menschen vor Gott besonders hervorhob, welcher das Bewußtseyn von dem Bilde Gottes in der menschlichen Natur den Schranken der bürgerlichen Verhältnisse entgegenstellte. — Der Geist der

der gewaltigen Opposition, in welche der neue Geist der christlichen Religion mit dem bisherigen Weltzustande getreten ist, es nicht fehlen konnte, daß anfangs und geraume Zeit hindurch der Gegensatz auch gegen rein-natürliche Verhältnisse oft zu stark gespannt wurde, und es erst einer spätern Zeit vorbehalten blieb, die wahre Harmonie herbeizuführen.

Verachtung irdischen Scheines, der Geist allgemeiner Menschenliebe offenbart sich in den reinen Erscheinungen des Mönchsthums und in Manchem, was davon ausgegangen. — Die Klöster wurden auch Erziehungsanstalten, welche durch die Sorgfalt für religiös-sittliche Bildung sich desto mehr auszeichneten, jemehr das Erziehungswesen dieser Zeit (im vierten Jahrhundert) vernachläßigt war. — Die Klöster zeichneten sich durch Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit aus. Die Klöster Egyptens z. B. versorgten die unfruchtbaren Wüsten Libyens mit Lebensmitteln, sie schickten Schiffe voll Getreide und Kleidungsstücken nach Alexandria zur Austheilung unter die Armen." Dabei macht dieser unpartheiische Geschichtsforscher freilich auch auf das Schlechte und die Entartung dieser Institute schon in jener frühen Zeit aufmerksam. Auch im Mittelalter, wo noch so manche Gegenden Europa's wüst lagen, und die Ritter von ihren Raubschlössern auf Fehde auszogen — ist es nicht eine wohlthuende Erscheinung, einen Haufen friedfertiger Klosterbrüder zu sehen, welche das Land urbar machen, Häuser bauen, Unterricht aller Art anbieten, Pflegeanstalten für Arme stiften und Wanderer beherbergen?

Ja selbst durch die Mißbräuche und Verirrungen in den Zeiten des Verfalls der christlichen Kirche schimmert noch etwas Gutes durch. Die Religionsstreitigkeiten, die oft so ärgerlich geführt wurden, beweisen doch das hohe Interesse, das die Menschheit jetzt an übersinnlichen Ideen nahm, nachdem sie früher nur um physische Güter gerungen hatte. Jene falsche Kirchlichkeit und die Ueberschätzung der Andachtsübungen zeigt doch, daß die damaligen Menschen nicht blos von den niedern Bedürfnissen der Sinnlichkeit, sondern von der Kraft einer höhern Idee sich leiten ließen. Christliche Einsiedler ertheilten oft aus dem Schatze ihres erfahrungsreichen Lebens Trost und Belehrung, und ihr Wort wirkte auf Kaiser und Fürsten wie ein Wort vom Himmel. Und auch in den rohesten Zeiten gab es immerhin nicht wenige, in die sich der Geist der Religion gleichsam zurückgezogen hatte, die gleich Sternen der Nacht durch ihr sittlich-strenges Leben zeigten, was das Christenthum in seinen echten Jüngern wirken könne, und dem herrschenden Verderben entgegenwirkten. Auch in den finstersten Zeiten des so zu sagen christlichen Heidenthums glomm noch der Funke der reineren Erkenntniß, die Vorstellung eines wahrhaft Jenseitigen, eines Gottes der Gerechtigkeit und Heiligkeit, einer erlösenden Liebe des himmlischen Vaters.

Noch mehr — gerade jene ausgeartete Form des einfachen Christenthums, jene Macht der Hierarchie, jener Pomp der Ceremonien, jene strenge kirchliche Disciplin war in der Hand der Vorsehung das geeignete Mittel, um diese rohen Völker zu bändigen. Wie das Judenthum durch seine äusserlichen Gebote die rohen Lüste zügelnd, ein Zuchtmeister auf Christum gewesen war: so mußte auch

das Christenthum wieder diejenige Seite, die gleichsam das Judenthum an ihm ist, den rohen Völkern zuwenden, vorerst auf diese streng-pädagogische Weise durch die Macht der Aeusserlichkeit und der Autorität der Priester die Völker bändigen und zähmen, durch Fasten und Büßungen die Sinnlichkeit brechen, bis sie zu einer höheren Stufe der Freiheit fähig, und für den milderen Geist des Glaubens und der Liebe empfänglich waren. Und die Geschichte zeigt unwidersprechlich, wieviel die Kirche auf Zähmung und Milderung jener rohen Krieger eingewirkt habe, seit unter ihnen ward

„Das Zeichen prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht;
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht;
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht; —
Ein Schau'r durchdringt des wilden Kriegers Glieder,
Er sieht das Kreuz, und legt die Waffen nieder."

Jedoch wenn auch die Wirkungen des Christenthums noch so gering und unvortheilhaft erschienen, dürften wir uns darüber wundern, da es ja keine zum Rechten und Guten zwingende Gewalt hat, da es vom freien Willen seiner Bekenner aufgenommen und befolgt seyn will, und mit der natürlichen Sündhaftigkeit der menschlichen Natur in stetem Kampfe liegt? Auch die edelste und wohlthätigste Gabe, die erlösende Kraft des Christenthums, will die Gottheit dem Menschen nicht aufnöthigen, oder seine Freiheit zum Guten und Schlimmen durch übernatürlichen Einfluß aufheben, sondern sie bleibt

seiner freien Anwendung überlassen, damit die daraus hervorgehende Tugend und Veredlung eine freie und echt sittliche sey. Aber ich glaube nicht einmal, daß seine Sache hinsichtlich seiner Wirksamkeit, wie sie die Geschichte bezeugt, so schlecht stehe, sondern daß auf unwidersprechliche Weise gezeigt werden könne, daß die allerwohlthätigsten und bedeutendsten Veränderungen in der Menschheit reine Folge der christlichen Religion seyen. Laß mich wenigstens die Hauptpunkte auseinandersetzen, und urtheile alsdann.

Schon bei einer oberflächlichen Vergleichung der alten und neuen Zeit drängt sich dem Beobachter der Anblick eines aus den Trümmern des alten hervorsteigenden neuen und frischen Lebens, einer unter den zusammenbrechenden Formen der alten Welt das Fest der geistigen Wiedergeburt feiernder Menschheit auf, und es ist zugleich augenfällig, wie von nun an statt der früher vorherrschenden Richtung auf das Aeusserliche und Weltliche der Geist und die Beziehung auf das Innerliche und Himmlische das leitende Princip wird.

Zwar gewährt die Geschichte im Großen in jenem über vier Jahrhunderte langen Zeitraume von dem Ursprunge des Christenthums bis auf den Sturz des römischen Reichs noch lange einen jammervollen Anblick allmähliger Zerstörung, und die neue Religion selbst trug dazu bei, gleich einem jungen, in den Mauerritzen allmählig erstarkenden Baume, das alte Gemäuer auseinander zu treiben. Das Christenthum konnte den welken Körper des Alterthums nicht mehr beleben, sondern nur zersetzen; er war zur Auflösung reif. Aber jene Zeit der Zerstörung war zugleich das Emporkeimen eines neuen

Lebens, und unter dem Einsturze der alten Welt erbaute sich im Schooße der christlichen Kirche ein neues Gebäude, und wuchs ein Kern heran, um den sich die neue Bildung der Welt ansetzen sollte. Und was ist es denn wohl, woraus als aus ihrem Keime diese neue Bildung hervorgieng? Welches ist die geistige Macht, wodurch die Welt gleichsam aus ihren Angeln gehoben und eine neue Zeit begründet wurde? Es sind mit Einem Worte die religiösen Ideen und Thatsachen, welche durch Christum in unsere Welt eingetreten sind, und diese nebst dem dadurch bewirkten Umschwunge in der religiösen und sittlichen Denkweise der Menschen laßt uns einmal näher ins Auge fassen, indem wir die religiösen Vorstellungen der gebildetsten Völker der alten Welt, der Griechen und Römer dagegen halten.

Schon die Religion überhaupt hat in der christlichen Zeit eine Wichtigkeit in der Geschichte erhalten, wie vorher nie. Während sie bei den Alten nur einen verhältnißmäßig geringen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte hatte, sind in der neuern Zeit die wichtigsten Epochen und Entwickelungsknoten der europäischen Menschheit dadurch bedingt worden. Während sie ferner bei Indern, Persern, Egyptern, Griechen, Römern, Juden mit den Staatsverhältnissen aufs engste verflochten war, ist sie in der christlichen Zeit erst in ihrer Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Staatszwecken erschienen und anerkannt worden. Das religiöse Bewußtseyn überhaupt hat jetzt erst einen Zusammenhang, eine Tiefe, Innigkeit, Klarheit und Gewißheit erhalten, wie vorher nie. Was vorher mehr nur unbestimmte und unsichere Regungen und Ahnungen des religiösen Gefühls

waren, das wurde jetzt zu einer zusammenhängenden, das ganze Leben beherrschenden Betrachtungsweise. Während vor dem Bewußtseyn der Israeliten gleichsam noch die Decke Mosis hing, welche ihnen die tieferen Ideen des alten Bundes verhüllte (2 Cor. 3, 14—16.): lag über der heidnischen Welt der Schleier der Isis ausgebreitet, so daß sie das Göttliche nur in den dunkeln Bildern und Veränderungen des Naturlebens ahnete, noch nicht in der Tiefe des eigenen Bewußtseyns und des innersten Gemüthslebens auffaßte. Erst durch die Offenbarung Gottes in Christo wurde jene Hülle weggenommen und jener Schleier gelüftet, und in der Tiefe seiner eigenen Brust fühlte der Mensch seine Verwandtschaft mit dem Göttlichen. Das dunkle Gefühl wurde zum klaren Bewußtseyn, zur innigen und persönlichen Verbindung mit Gott erhoben, und das Bewußtseyn der Erhabenheit über die Sinnenwelt auf eine Weise angeregt und befruchtet, wie es früher nie ein Weiser vermocht hatte. Mit dem Christenthum kam ein religiöses Element in die Welt, von welchem das Heidenthum nichts wußte — der Glaube. Während vorher die Erkenntniß der göttlichen Dinge entweder auf bloßem Meinen und Ahnen, oder auf philosophischen Argumenten und Demonstrationen oder auf schwärmerischem Schauen, oder unbestimmter Tradition beruhte: ergriff jetzt der Christ in demüthiger, aber vertrauensvoller Zuversicht die Gewißheit und Realität der übersinnlichen Dinge glaubend an die von Gott selbst mitgetheilten Thatsachen und Verheißungen.

Die Idee der Gottheit selbst aber — in welcher Reinheit und Vollkommenheit erscheint sie erst im Christenthum! Zwar, was die Einheit des göttlichen We-

sens betrifft, so war dieselbe schon vor dem Christenthum theils durch den Einfluß des Judenthums, theils durch das Fortschreiten des religiösen Bewußtseyns herrschender Gedanke in den philosophischen Systemen geworden, sie lag auch (z. B. in der Vorstellung vom Zeus als Vater der Götter und Menschen) dem Volksglauben mehr oder weniger deutlich zu Grunde, und das Bedürfniß der Einheit machte sich um jene Zeit besonders geltend in Bildnissen von Göttern, auf welchen die Atribute aller Gottheiten sich vereinigten und ineinander schmolzen. Aber einestheils war diese Einheit des göttlichen Wesens noch nicht allgemein anerkannt, sondern wurde sogar von der Obrigkeit für eine gegen die alten Religionen feindliche Lehre erklärt: anderntheils erscheint sie selbst in den Systemen der Philosophen noch nicht als eine absolute, die Mehrheit der Götter nothwendig ausschließende Einheit. Vielmehr finden diese nichts Arges darin, dem höchsten Gotte noch eine Mehrheit niederer Götter zur Seite zu stellen, und diesen einen Theil der menschlichen Angelegenheiten zur Besorgung zu übertragen. Es ist nicht bloße Anbequemung an die Volksreligion, sondern dogmatische Vorstellung, daß der Uebergang von dem Höchsten zu dem Niedrigsten nur durch Abstufungen, durch gewordene Götter (die höheren Weltkräfte, die Gestirne), durch Dämonen, Heroen u. dgl. vermittelt sey.

Zu der reinen christlichen Idee eines vollkommenen, absoluten Geistes, der durch seinen bloßen freien Willen Schöpfer, Urheber und Regierer des Alls ist, hat sich keiner der griechischen Weisen erhoben, vielmehr ist ihr Gott immer noch irgend wie mit dem Physischen vermischt, und einer gewissen Nothwendigkeit, von welcher er

sich nicht ganz losmachen kann, unterthan. So war der Gott der Stoiker nur eine mit Vernunft begabte Naturkraft, der Gott des Aristoteles nur der Beweger des Alls. Höher schwang sich der König der Philosophen Plato. Aber wie sehr er auch nach Aufstellung eines freien Princips der Welt rang, so konnte er dasselbe doch nicht von einer gewissen Beschränktheit und Nothwendigkeit frei machen. Neben seinem Gotte ist noch die Materie als etwas gleich Ewiges, obwohl nur als formloser Stoff gesetzt, und diese ungeordnete Natur konnte er nicht ganz überwältigen, daher das Uebel in der Welt. Auch er theilt die herrschende Vorstellung des Alterthums, daß sich Gottes Güte und Macht in der Welt nicht vollkommen offenbaren könne, weil sie immer an der Materie sich breche, und durch das in der Welt herrschende Uebel beschränkt sey. *) Wie tief stehen sonach auch die höchsten Resultate der griechischen Philosophie unter der in der christlichen Welt herrschenden Vorstellung von einem freien, absoluten, geistigen Urgrunde alles materiellen und geistigen Seyns in der Welt.

Der Gott des Heidenthums erscheint ferner nicht sowohl als der Heilige, denn als der Mächtige, und diese Macht ist vorzugsweise auf die natürlichen Zwecke, auf die Naturveränderungen und das Wohlseyn

---

*) Der ältere Plinius (H.N. II. 5.) findet einen besonderen Trost für die Unvollkommenheit der menschlichen Natur darin, daß auch Gott nicht alles vermöge; er könne sich z. B. nicht den Tod geben, das Beßte, was er dem Menschen unter den Uebeln dieses Lebens vergönnt habe, nicht die Todten ins Leben zurückrufen u. s. w.

des sinnlichen Lebens gerichtet. Daher beteten heidnische Weise: „Gebt mir, Götter, die äußeren Güter, die innern will ich mir schon selbst verschaffen.“ Wenn ihnen auch eine sittliche Beziehung gegeben wird, so geht diese doch zunächst wieder nur auf die äußere Gestaltung der sittlichen Verhältnisse im Familien- und Staatsleben, als Gerechtigkeit, Zucht, Ordnung und Sitte, nicht auf das innerliche, moralische Bewußtseyn des Menschen. Ohnehin fand die Volksreligion nichts Arges darin, ihren Göttern alle möglichen unsittliche Züge anzudichten, und es gleichsam als ihr Prärogativ anzusehen, von der moralischen Verbindlichkeit der Menschen losgesprochen zu seyn. *) Es fehlt ihnen daher auch die Lehre von einem Reiche Gottes, von einer durchgreifenden Beziehung aller Endzwecke der Welt auf ein Reich der Wahrheit und Tugend und auf die Verherrlichung Gottes, wovon sich höchstens bei Plato und den Stoikern dunkle Ahnungen finden.

Was die Weltregierung und Vorsehung Gottes betrifft, so lehrte nur die sokratische Schule, daß Gott auch für das Einzelne sorge. Sonst war die herrschende Vorstellung, entweder daß eine launische Willkühr ohne feste Gesetze in das Erdenleben eingreife, oder daß alle menschlichen Dinge an der Kette einer unausweichlichen Nothwendigkeit ablaufen, oder Gott nur für das All

---

*) Jean Paul (Vorschule der Aesthetik I. Bd. §. 19.) sagt treffend: „Wir verlegen die sinnliche Seligkeit auf die Erde, und das sittliche Ideal in die Gottheit. Die Griechen geben den Göttern das Glück, den Menschen die Tugend.

und die Gattungen sorge, oder daß er sich in seiner seligen Ruhe überhaupt nicht mit der Regierung der menschlichen Dinge behellige. *) Wie ganz anders die christliche Vorstellung von einer das Größte wie das Kleinste liebreich umfassenden Vorsorge Gottes, ohne welche auch kein Haar von unserem Haupte fällt. Erst hiedurch konnte eine innige zutrauensvolle Hingabe an die Gottheit und ihre Führungen sich begründen.

Hauptsächlich aber fehlte dem Heidenthum die Vorstellung von Gott als der heiligen, erbarmenden, erlösenden Liebe. Das eine Wort: Gott ist Liebe — sagt mehr, als in den besten und geistreichsten Schriften des klassischen Alterthums sammt und sonders steht. Es kannte einen Rächer des Bösen und die Qualen der Unterwelt, aber nicht die Sühnung der Sünde durch die göttliche Liebe selbst, diese Quelle des neuen Lebens. Es nannte Gott auch Vater: aber dieser Begriff bezeichnete bei ihnen mehr das Herrscher-Verhältniß Gottes zu den Menschen, und zwar auch ein gewisses Wohlwollen gegen dieselben, aber nicht jenes innige, gei-

---

*) Die herrschende Ansicht der Gebildeten um die Zeit der Entstehung des Christenthums war, was Lukrez (II. 946 flg.) also ausspricht:

„Denn es müssen die Götter durch sich und ihrer Natur nach
In der seligsten Ruh unsterbliches Leben genießen
Weit von unserem Thun und unseren Sorgen entfernet,
Frei von jeglichem Schmerz und befreit von allen Gefahren,
Selbst sich in Fülle genug, nicht unserer Dinge bedürftig,
Rührt sie nicht unser Verdienst, noch reizet sie unser Vergehen."

stige Verhältniß, in welchem die Christen sich als Kinder des himmlischen Vaters fühlen. Zwar hatte sich Plato über die ältere Vorstellung, daß Gott neidisch sey (die z. B. Herodot hat) erhoben, aber es fehlte noch viel, daß er Gott als erlösende Liebe gefaßt hätte. Zwar hatte sich unter den griechischen Dichtern der fromme Sophocles (in seinem Oedipus Coloneus) der christlichen Vorstellung von der erbarmenden Liebe Gottes gegen den Sünder genähert: aber es mußte ohne die geschichtliche Thatsache der Erlösung durch Christum bloße Ahnung und Dichtung bleiben, und ist daher mehr als eine Weissagung auf das Christenthum zu betrachten. Zwar schimmert das Bedürfniß und die Sehnsucht nach Erlösung auch in so manchen Gebräuchen der alten Religionen durch: aber die Hoffnung einer völligen Erlösung von allem Uebel findet sich in der griechischen Religion nicht, und konnte nicht das ganze Bewußtseyn mit fester Ueberzeugung durchdringen. Dieß hängt damit zusammen, weil ihnen der sittliche Grund des Uebels in der Sünde verborgen blieb, weil sie dasselbe nur in die Unvollkommenheit der Materie setzten, und der Meinung waren, daß es in der Welt unaustilgbar sey. Daher sprechen sie immer voll Wehmuth von den Uebeln und Mängeln der endlichen Welt; die Hoffnung, daß einst alle Hemmungen in Harmonie sich auflösen, und alle Wechsel der Zeit nur zur Verwirklichung das heiligen Rathschlusses der Gottheit, zur Vollendung einer göttlichen Weltordnung dienen werden, lag ihnen fern. Schon die Vielheit der Götter mußte der Vorstellung von der Einheit einer vollendeten Entwickelung hemmend entgegentreten. Daher findet sich im Heidenthum auch keine volle Befriedigung der tieferen Sehnsucht,

und alle ihre Trostgründe bei den Uebeln dieser Welt haben eine gewisse Kälte. Die Hingebung an Gott ist eine nothgedrungene Unterwerfung unter den unabänderlichen Rathschluß der Gottheit, nicht das heilige Gefühl der Kindschaft Gottes. Während Tacitus, dieser sittlich strenge Geschichtschreiber, nicht weiß, ob Willkühr, oder Zufall oder blindes Fatum in dem Ablauf der menschlichen Dinge herrsche, sieht der Christ in dem Gewebe der Menschengeschichte den Plan einer ewigen Weisheit und Güte sich entfalten, und die Weltgeschichte geht in eine Geschichte der göttlichen Vorsehung über. Aber so lange die Ideen von Sünde, Freiheit und Gnade noch nicht in ihr volles Licht gesetzt waren, mußten die letzten Endzwecke der Welt in nächtliches Dunkel gehüllt seyn. Dieses Licht ist erst erschienen, seit die göttliche Liebe und Gnade in einer menschlichen Persönlichkeit, in Christo, sich thatsächlich geoffenbart, den Grund des Uebels in der Sünde aufgedeckt, zugleich aber Erlösung von der Sünde veranstaltet, und auf die völlige Ueberwindung derselben als das letzte Endziel der Geschichte hingewiesen hat. Nun erst kehrte Glaube, Zuversicht, Trost, Gewißheit in die menschliche Brust ein. Bei den edelsten Geistern des Alterthums finden wir ein anhaltendes Ringen und Forschen und Fragen und Suchen — aber ein klaffender Abgrund trennte sie von der gesuchten Wahrheit. „Den Schöpfer dieses Alls zu finden, klagt Plato, ist schwer, und unmöglich, wenn man ihn gefunden, Allen bekannt zu machen.“ Und Sokrates, welcher der christlichen Idee einer das ganze Leben umfassenden Gemeinschaft mit Gott am nächsten gekommen war, hieß auf göttliche Winke achten, und sehnte sich nach einem Worte göttlicher Offen-

barung. Durch Christum wurde diese Sehnsucht gestillt und der verborgene Gott offenbar, und die Geheimnisse der übersinnlichen Welt, soweit sie der endliche Geist zu fassen vermag, enthüllt.

Zwar hatte die griechisch-orientalische (alexandrische) Philosophie zur Vorstellung eines lebendigeren, innigeren Verhältnisses Gottes zur Welt sich erhoben, indem sie unter der Idee eines gottgleichen Wesens die Offenbarungskräfte Gottes in der Welt sich wirksam dachte. Aber bei dem strengen Gegensatze zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, zwischen Geist und Materie dachte man sich jene Wirksamkeit nur als vorübergehende Berührung des irdischen Stoffes. Eine wirkliche Vereinigung des Göttlichen mit der menschlichen Natur, eine bleibende, geschichtliche Inwohnung desselben in einer menschlichen Person war ihnen undenkbar. Und doch ist erst dadurch die Kluft zwischen dem Unendlichen und Endlichen gehoben, erst hiedurch das menschliche Bewußtseyn zum vollen Gefühle der Gottesverwandtschaft erhoben worden.

Deßgleichen wurden erst durch das Christenthum die Pforten der Ewigkeit dem sehnsüchtigen Geiste aufgeschlossen, die unendliche Bestimmung des Menschen enthüllt, und der Himmel als sein wahres Vaterland vorgestellt, nachdem vorher sein Denken und Hoffen fast nur in den Kreis der endlichen, sichtbaren Welt festgebannt, und selbst seine Hoffnung einer ewigen Fortdauer theils schwankend und zweifelhaft gewesen, theils durch sinnliche Vorstellungen von der zukünftigen Welt getrübt worden war. Plato hat zwar die Hoffnung, daß die Seele des Weisen frei von den körperlichen Beschränkungen eines reinen Schauens Gottes sich erfreuen werde, aber erhebt sich nicht zu der

allgemeinen Hoffnung des Christen, daß alle Frommen, auch ohne jene tiefe Bildung der Weisheit, wenn sie nur reines Herzens sind, Gott schauen werden. Selbst die Hoffnung des bessern Lebens, womit ein Sokrates dem Tode entgegengeht, kommt nicht der freudigen Gewißheit gleich, mit welcher der Christ das ewige Leben erwartet. Sonst aber war es gewöhnliche Meinung der Philosophen (z. B. Ciceros), daß der Unsterblichkeitsglaube ein zur Linderung der Beschwerden dieses Lebens den Menschen von Natur verliehener Wahn sey, oder daß die jenseitige Belohnung und Bestrafung nur unter die wahrscheinlichen Dinge gehöre. Der Tod, den der heitere Lebenssinn der Griechen zum trauernden Genius mit verlöschender Fackel gebildet hatte, wurde nun zum heimführenden Engel mit dem Lilienstengel in der Hand und dem Morgensterne über dem Haupte verklärt, der Todestag zum Geburtstag eines höhern Daseyns. Die Todten erschienen nicht mehr als unrein und durch ihre Berührung befleckend, wie vordem. Die ganze Lebensansicht durchzog nun in den Seelen der Gläubigen ein Vorgefühl der himmlischen Vollendung.

Wieferne die bisherigen Bemerkungen zum Theil auch die jüdische Religion, trotz ihrer vielfachen Vorzüge vor dem Heidenthume, treffen, werde ich später Gelegenheit haben zu zeigen. Jedenfalls hatte sie nicht die Kraft, diese Umgestaltung des religiösen Bewußtseyns zu bewirken.

Es möge hier noch zur Begründung der bisherigen Behauptungen die Stimme eines höchst bedeutenden Kenners und Verehrers des Alterthums aus dem vorigen Jahrhunderte aufgeführt werden. Ernesti sagt (Predig-

ten zur Verherrlichung Gottes und Jesu Christi S. 39. 40.): „Zum Preise des göttlichen Wortes sage ich es, daß alle Weisheit, welche in den Schriften der griechischen und römischen Weisen zerstreut zu finden ist, die man sonst billig hochschätzt, an der so viele große Köpfe so viele Jahrhunderte nach einander so eifrig und mühsam gearbeitet haben, in demjenigen, was Gott, seine Natur, Eigenschaften und Werke in der Schöpfung und Regierung der Welt betrifft, in dem Unterrichte von dem wahren Einen, unendlich vollkommenen Geiste und einer vernünftigen Seele, anständigem Gottesdienste und von der wahren Tugend, dem höchsten Gute und der wahren Seligkeit des Menschen, in den Mitteln zur Beruhigung in der Trübsal und in der Stunde des Todes, und zur wahren Freude des menschlichen Herzens — daß sie in dem allen, sage ich, mit demjenigen, was die Bücher der heiligen Schrift davon in sich fassen, weder an der Deutlichkeit, Richtigkeit und Vollständigkeit, noch an der Zuverläßigkeit und Gewißheit, noch an dem Nachdrucke, dem Geiste und der Kraft zu vergleichen sey. Was die neueren Weisen von allen diesen Dingen Besseres und Richtigeres und mit der wahren Vernunft mehr Uebereinstimmendes, als die heidnischen, gelehrt haben oder noch lehren, das hat alles seinen Ursprung aus der heiligen Schrift, selbst das Allererste, daß Gott ein von der Welt unterschiedener einiger Gott sey, der alles aus Nichts gemacht habe, ohne welches Licht sie eben so wenig als jene Heiden, darauf würden gekommen seyn."

Wenn nun, wie mit Recht angenommen wird, die religiösen Ideen, als die höchsten Produkte der Vernunft, der Maßstab der geistigen Bildung eines Volkes sind, wie

viel tiefer steht hienach die vorchristliche Bildung, als die der christlichen Zeit! Und doch haben wir bisher die Ideen und Ansichten der erleuchtetsten Geister, der Beßten und Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts berücksichtigt. Aber wie ganz anders stand es um das Volk! Hüten wir uns, daß wir z. B. die griechische Nation nicht nach dem Höhepunkte, den die Geister eines Sokrates, Plato, Sophocles erstiegen haben, messen. Denn dieß ist gerade ein besonderes Merkmal des Alterthums, daß zwischen den Weisen und Gelehrten und dem Volke in Absicht auf Bildung und Erkenntniß, namentlich religiöse, eine so strenge Scheidewand statt fand. Die reine Wahrheit sollte nur das Monopol weniger, durch philosophisches Nachdenken und höhere Verstandesbildung ausgezeichneter Männer seyn: das Volk, und zwar nicht blos der Pöbel, sondern alle, welche ein praktisches Leben führten, war zur religiösen Unmündigkeit verurtheilt. Für dieses taugte nach der Ansicht der Alten nicht die hüllenlose Wahrheit, sondern nur eine unter Mythen und Symbolen versteckte. So urtheilen auch die Brahminen unserer Zeit in Indien indem sie zur Vertheidigung des Polytheismus sagen: „ohne die Namen und Gestalten der Götter, ohne die Götzenbilder u. s. w. würde das sinnliche Volk gar keine Religion haben. Es vermag nicht die Eine und ewige Gottheit zu denken, deren Willensvollstrecker Brahma, Vischnu und Siwa sind, und deren Eigenschaften, wie sie sich in der Natur äußern, in jenen Bildern nur symbolisch dargestellt werden.“ Die Religion sollte nach der Ansicht gebildeter Griechen und Römer für die Menge nur ein Schreckmittel und Kappzaum seyn. So sagt der Geschichtschreiber Polybius: „Daß man in Rom alle

Einrichtungen auf den Glauben an die Götter gegründet habe, das sey um des gemeinen Haufens willen geschehen. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Staat bilden, so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nöthig. Da aber jeder Volkshaufen leichtsinnig und voll ausschweifender Begierden ist, voll unvernünftigen Zorns, heftiger Wuth, so bleibt nichts anders übrig, als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schaudergeschichten im Zaume zu halten. Daher scheint es mir, daß die Alten die Vorstellungen von Göttern und die Lehre von der Unterwelt keineswegs ohne Grund unter dem Volke verbreitet haben, und daß weit leichtsinniger und unvernünftiger die verfahren, die sie jetzt entfernen." Heidnische Gegner rechneten es dem Christenthume zum Schimpf an, daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die ungebildetsten und bäuerischsten Menschen eifrige Verkündiger dieser Religion seyen; und ein Heide, den ein christlicher Apologete redend einführt, verdammt die arbeitende Menge zur religiösen Unmündigkeit mit den Worten: „es ist hinreichend vor die Füße zu schauen, zumal für so ungelehrte, ungebildete, rohe und bäurische Leute, die nicht einmal in bürgerlichen Dingen ein Urtheil haben, geschweige in göttlichen. Wollt ihr durchaus philosophiren, so ahmt dem Sokrates nach, der, so oft man ihn um himmlische Dinge befragte, antwortete: „Was über uns, geht uns nichts an". Auch bei den Juden finden wir denselben Weisheitsdünkel der Gelehrten gegenüber von dem Volke. Das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, hieß es, ist verflucht (Joh. 7, 49.). Die Unstudirten d. h. diejenigen, welche nicht Rabbinenschüler waren, hießen „Volk der Erde" und „Gräuel" und ihnen sprach der pharisäische Hochmuth alle

Frömmigkeit ab.*) Während daher nur einzelne Weise in abgeschlossenen Schulen mit Erforschung der letzten Gründe der Wahrheit sich beschäftigten, fehlte unter der Menge sogar das Bedürfniß und der Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit und der heiligsten Interessen des Menschen, es gab keine lichtvolle Lehre über die göttlichen Dinge, keine öffentliche Anstalt, Licht und Wahrheit zu verbreiten, keine öffentliche Redner zur Erweckung eines heiligen, gottwohlgefälligen Wandels. Es gab keine Kirche d. h. keinen freien selbständigen Verein, um sittlich religiöse Zwecke zu erreichen und geistige Bedürfnisse zu befriedigen, um sich zu erbauen, sondern es gab blos religiöse Gebräuche, die mit den Volksgewohnheiten und Staatsverordnungen unzertrennlich verbunden waren. Der Mensch erkannte sich nicht in einem freien, unmittelbaren Verhältnisse zur Gottheit stehend, sondern nur durch Priester vermittelt. Die Priester galten allein als die Mündigen, die das Volk nach Gefallen regierten (vergl. 2. Cor. 12, 1.). Jetzt aber wurde die Würde eines geistigen Priesterthums allen Christen zuerkannt (Röm. 12, 1. 1. Petri 2, 9.). Selbst die Apostel bitten nicht blos für die Gemeinden, sondern nehmen auch ihre Fürbitte in Anspruch. Und was war die Religion des Volks d. h. des allergrößten Theils der Menschheit anders, als ein Glaube an menschenähnliche**), leidenschaftliche, unsitt-

---

*) So wird auch unter den Chinesen der weise Confucius nur von gelehrten Mandarinen gelesen; das Volk hat seine Götzen und Bonzen.

**) Nach der Volksreligion hatten die Götter und Menschen Einen und denselben Ursprung aus der allgemeinen Weltbil-

liche, der Lust und dem Schmerz unterworfene, geborene, ja sogar sterbende Götter, die oft mit einander selbst in Kampf und Streit geriethen, eine Masse äußerlicher, sinnloser oder wenigstens unverstandener Gebräuche, bei welchen kaum noch eine Ahnung des göttlichen Lebens übrig blieb.

Nun aber erscholl in Judäa das Wort: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten (Joh. 4, 24.), und es verschwand das Götzenthum mit seinem eitlen Gepränge, seinem Opfer und Priesterwesen, und in den Herzen erhob sich der Tempel der lebendigen Gottheit. Was keine Philosophie, kein Spott, keine Gewalt vermocht hatte — der Sturz des Heidenthums, das bewirkte das einfache, aber urkräftig das Wahrheitsgefühl ergreifende Wort Jesu von Nazareth.

„Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust."

Die Erkenntniß Eines, über die ganze Welt unendlich erhabenen und dieselbe regierenden Gottes, die früher nur das Monopol weniger Geister, und zwar noch in unvollkommener Gestalt gewesen, wurde jetzt das Eigenthum der Einfältigsten, wie der Weisesten. Und doch sagt Plinius der Aeltere: einen einzigen Gott

---

dung, wie Hesiod singt: „Als gleichartig erwuchsen die Götter und sterblichen Menschen."

glauben, fordert mehr Anstrengung, als die Meisten glauben. Man muß sich zuweilen an solche Ausspräche der Alten erinnern, um schätzen zu können, wie viel dazu gehörte, Ideen, die uns jetzt so natürlich scheinen, zum Gemeingut der ganzen Menschheit zu machen. Und das wurden sie in der That. „Jeder christliche Handwerker, sagt ein christlicher Schriftsteller aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts (Tertullian), hat Gott gefunden und zeigt ihn dir, und weist dir in der That Alles nach, was bei Gott gesucht wird, obgleich Plato behauptet, daß der Schöpfer des Weltalls nicht leicht gefunden, und wenn man ihn gefunden, schwerlich allen bekannt gemacht werden könne." Jetzt wurde auf den Dächern gepredigt, was vorher nur in philosophischen Schulen oder in Mysterien gelehrt worden war. Vorher war die Verehrung der Götter unter Bildern und Symbolen so tief ins Volksbewußtseyn eingewurzelt, daß man diejenigen, welche ohne Bilder anbeteten, Atheisten nannte. Als Sokrates seine Zeitgenossen zur Anbetung des Unsichtbaren erheben wollte, bedurfte es nur des Spottes eines Komikers, wie Aristophanes, um ihn als einen Schwärmer und Wolkensteiger dem Gelächter des Volks preiszugeben. Cicero versichert: „daß die Götter nicht in Tempeln wohnen — davon haben die Philosophen nur wenige überzeugen können." Die Gottesverehrung war eine heilige (oft unheilige) Mechanik. Auch bei den Juden war sie zu knechtischem Ceremoniendienste herabgesunken.

Nun aber wurde die Vorstellung von der Geistigkeit Gottes zum herrschenden Bewußtseyn, die Seelen der Glaubigen zu Altären, von denen auf geistige Weise die

Opfer und Gebete emporstiegen, und als Weihegeschenke wurden die Tugenden des christlichen Lebens dargebracht. Vorher wurden die Feste der Götter oft durch die sinnlichsten Ausschweifungen und schmutzigsten Lieder gefeiert; nun aber kamen die Christen zusammen, um (wie Plinius von ihnen berichtet) „Lieder zum Lobe ihres Gottes Christus mit einander zu singen, und sich mit einander zu verbinden, keinen Diebstahl, keinen Ehebruch zu begehen, das gegebene Wort nicht zu brechen, anvertrautes Gut keinem vorzuenthalten." Der Gottesdienst wurde also Ausdruck und Mittel sittlich-religiöser Empfindungen und Gesinnungen.

Durch Jesum wurde zuerst die Idee mit Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen: daß das Wesentliche der Religion nur in der Reinheit und Heiligkeit der Gesinnung bestehe, daß alle äusseren Formen und Handlungen an sich gar keinen Werth haben, und daß man nur durch ein heiliges Wollen der Gottheit wohlgefällig werden könne. Zwar finden wir Andeutungen hievon auch bei jüdischen Propheten und heidnischen Weisen. Aber mit dieser Klarheit und Consequenz, und so ganz als Princip und Mittelpunkt der Religionslehre hatte noch keiner den ausschließenden Werth der sittlichen Gottesverehrung ausgesprochen. Setzte doch selbst Sokrates das Wesen der Religion ausdrücklich darein, „daß man die Gottheit mit den in den Gesetzen vorgeschriebenen Gebräuchen verehre." Vor dem Christenthum hatte es keine Religion gegeben, die nicht gewiße äussere Handlungen und Ceremonien als solche, wodurch der Mensch sich der Gottheit besonders wohlgefällig machen könne, festgesetzt, die nicht den äusseren Cultus als wesentlich nothwendig ausgegeben hätte. Aber von

Jesus und den Aposteln finden wir ausser der Taufe und dem Abendmahl durchaus keine Vorschriften über äusseren Cultus gegeben, und es herrschte hierin in den ersten Zeiten des Christenthums noch die größte Freiheit und Unabhängigkeit in den einzelnen Gemeinden. Wenn jenes Princip auch in der christlichen Kirche selbst geraume Zeit vergessen zu seyn schien, so wurde es doch immer wieder von einzelnen Stimmen geltend gemacht, und endlich durch die Reformation thatsächlich ausgesprochen.

Wie diese Reinigung und Verallgemeinerung der höchsten religiösen Ideen, so ist zugleich der ganze Volks=unterricht eine Wirkung des Christenthums. Die Weisen der Vorzeit hatten meist nur einen geschlossenen Kreis von Schülern, denen sie ihre Weisheit mittheilten. Jesus nahm sich zuerst ganz eigentlich des öffentlichen Volksunterrichts an, indem er in Städten und Dörfern die bisher am meisten vernachläßigte Menschenklasse in seiner populären Weise ansprach, und war zugleich der erste thätige Kinderfreund, der die Kinder als Bürger des Himmelreichs betrachten, sie lieben, achten und werthschätzen lehrte, während bei den Alten, selbst bei Plato, das höchste Ziel der Erziehung die Bildung zu Staatsbürgern war. Die zur Taufe Einzuweihenden wurden erst durch längeren Unterricht dazu vorbereitet. Dieß der Ursprung des katechetischen Unterrichts, der dem Christenthum ganz eigenthümlich ist. Die öffentliche Erziehung bei den Alten, z. B. in Sparta, die Gymnasien in Athen, die Unterrichtsanstalten in Rom, die Prophetenschule bei den Israeliten bezweckten keine Volksbildung. Aber die katechetischen Institute, die späteren Klosterschulen, die durch die Reformation besonders verbesserten

und neugeschaffenen Elementarschulen wirkten höchst einflußreich auf die Volksbildung*). Und wenn man nun alle die verschiedenen Schulen der gegenwärtigen Zeit, die Volks- Bürger- Armen- Industrieschulen, die zahlreichen Volksschriften, die asketischen (etwas dem Alterthum Unbekanntes) und andere gemeinnützliche Schriften zusammennimmt, insbesondere noch die Bibelgesellschaften — welche Masse von Bildungsmitteln und von Erkenntniß, die auch den niedrigsten Hütten sich immer mehr mittheilt, welche besonders den Mittelstand durchziehende geistige Bildung, und wie werden die Resultate der schwierigsten und abstraktesten Wissenschaften immermehr zum großen Gemeingut der Menschheit**)! Ja man findet oft bei echten Christen der niedersten Volksklassen, die kein anderes Bildungsmittel als die Bibel und einige religiöse Schriften haben, daß sie in geistigen Dingen zu einer Tiefe und Klarheit der Erkenntniß gelangt sind, wodurch sie mit den Gebildetsten in eine innere, geistige Verwandtschaft treten.

Daher sagte schon ein christlicher Schriftsteller des

---

*) Es war der Geist des Christenthums, durch welchen angeregt besonders Karl d. Gr. die Volksbildung sich zur angelegentlichsten Aufgabe machte, und der eben nur im Christenthum das beste Mittel hiezu erkannte. Daher hatte auch seine Wirksamkeit auf die ganze Folgezeit einen so nachhaltigen und bleibenden Einfluß, wie dieß schwerlich von einem andern Regenten und Gesetzgeber gesagt werden kann.

**) Dabei ist freilich auch die Erfindung der Buchdruckerkunst als ein Hauptfaktor mit in Rechnung zu nehmen.

dritten Jahrhunderts (Origenes): „die Philosophen sind Aerzte, welche nur die Vornehmen und Reichen heilen; blos von wissenschaftlich-gebildeten Leuten wird Plato, welcher jedoch keineswegs herabgesetzt werden soll, gelesen; Christus und die Apostel aber haben von Menschenliebe getrieben, Griechen und Barbaren, Einfältige und Kluge, Gelehrte und Ungelehrte zu gewinnen gesucht. Und eben weil ihre Lehre für alle Menschen bestimmt ist, durfte sie nicht der zubereiteten Speise, welche nur den Weichlingen und Leckermäulern genießbar ist, gleichen.“ Ueberhaupt wurde jetzt erst ein lebendiges Interesse an höheren, übersinnlichen Wahrheiten sowohl angeregt als befriedigt, wovon im Alterthum nur schwache Spuren sich finden. Denn die Orakel, auf die man sich hiefür berufen könnte, wurden nicht um übersinnlicher Erkenntnisse, sondern um sinnlicher, politischer oder persönlicher Interessen willen um Rath gefragt. Die Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften und Künste, die bei der nationalen Absonderung der alten Völker gewöhnlich nur auf den Umkreis einer Nation beschränkt waren, wurden jetzt durch den erweiterten geistigen Verkehr zum gemeinschaftlichen Gute aller civilisirten Völker.

Die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums zeigt, daß mit demselben gewöhnlich auch der erste Saame der Cultur, und namentlich der Gebrauch der Buchstabenschrift den uncivilisirten Nationen mitgetheilt wurde. So erhielten die Armenier, die Gothen, die Russen, die Bulgaren und andere slavische Völker, und in den neuesten Zeiten so viele vorher rohe Nationen mit dem Christenthume zugleich die Schriftsprache, und mit den religiösen Ideen zugleich eine Erweiterung ihres gan-

zen Gedankenkreises. Von den Indianern in Nordamerika berichten die Glaubensboten (s. Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika S. 27): „am merklichsten fehlte es ihnen in geistlichen Dingen, wovon sie sonst nichts wußten, an Ausdrücken. Doch haben die Sprachen der Delawaren und Irokesen, seitdem das Wort Gottes unter ihnen gepredigt wird, in dem Theil merklich gewonnen. Und wie die glaubigen Indianer in der Erkenntniß Christi wachsen, so wird auch ihre Sprache erweitert und verbessert.“ Auf Otaheiti lernte der christlich gewordene König Pomare schreiben, bereitete das erste Gesetzbuch für sein kleines Reich vor, und verfertigte sich davon eigenhändig eine zierliche Abschrift.

So hat sich das Christenthum schon in intellectueller Beziehung als ein Salz der Erde, als einen Fruchtkeim bewährt, woraus stets eine neue Entwicklung und Erhöhung der Intelligenz hervorgieng, als eine Mutter der Cultur und Wissenschaft, die nicht, wie die Religion der Griechen, alterte, als die Tochter aufblühte, sondern welche, je gründlicher und tiefer die Wissenschaft ist (wie bei der Reformation und zum Theil in der neuesten Zeit), desto mehr in ihrer Schönheit und Würde anerkannt wurde. So oft auch die Macht der Finsterniß seinen Geist bannen wollte, hat er den Fittig wieder gehoben, und die unwürdigen Bande gesprengt.

Nicht blos, daß das Christenthum in den ersten Jahrhunderten, als in der einbrechenden Barbarei alle Cultur und Weisheit der alten Welt zu Grunde zu gehen drohte, die Reste der alten Literatur in seinem Schooße barg, bis sie von einer neuen Sonne zum Leben erweckt wurden:

sondern es hat auch eine eigenthümliche Bildung und Wissenschaft erzeugt, die an Tiefe und Gründlichkeit weit über der alten steht, die theils durch Ideenreichthum, Allseitigkeit*) und Mannigfaltigkeit der Richtung, theils durch Kühnheit und Tiefe der Speculation die klassische überbietet, wenn gleich zugegeben werden mag, daß in Ansehung der Form der Darstellung die Alten stets Muster bleiben werden. Das Christenthum hat namentlich nicht blos eine Lehre der Wahrheit für das Volk und eine davon verschiedene Philosophie für die Denker, sondern eine eigene Wissenschaft der Religion, die Theologie erzeugt, wodurch sowohl das Bedürfniß des Glaubens als des Denkens befriedigt wird, während sonst überall ausserhalb des Christenthums bei civilisirten Völkern ein Zwiespalt zwischen der Volksreligion und der Weisheit der Priester und Philosophen Statt findet. Und ist es zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Vollkommenheit in den Naturwissenschaften, wodurch sich die neue Zeit entschieden auszeichnet, zum Theil wenigstens, obgleich wir die Anfänge derselben den Arabern verdanken, daher rührt, daß der durch das Christenthum von den Banden der Natur freigewordene Geist mit um so größerer Freiheit und Selbstthätigkeit dieselbe seinem Dienste und seiner Forschung unterwarf, und daß das Gemüth, wie es durch Christum mit dem lebendigeren Gefühle einer unsichtbaren Welt erfüllt war,

---

*) Diese Allseitigkeit und Mannigfaltigkeit des Wissens wird besonders durch die Universitäten gefördert, die ebenfalls als ein Produkt des christlichen Geistes zu betrachten sind.

nun auch desto ahnungsvoller den Geheimnissen der Schöpfung lauschte? Es ist wenigstens bemerkenswerth, daß aus der Astrologie die Astronomie, aus der Alchemie die Chemie sich heraus entwickelt hat, und daß die Keime der neueren Naturphilosophie schon in den älteren Schriften christlicher Denker und Mystiker, z. B. eines Jakob Böhm verborgen liegen.

Insbesondere ist es die eigenthümliche und nationale Geistesentwicklung im Staatsleben, Wissenschaft und Kunst, welche durch die christliche Religion in hohem Grade befördert wurde. Bei den Alten war die Religion mit der ganzen Volksthümlichkeit aufs innigste verwachsen, und daher kam es, daß mit der Mittheilung einer Religionsform an andere Völker auch die ganze Bildung in ihrer Eigenthümlichkeit an dieselben übergieng, ohne daß sich aus ihnen eine neue selbständige Cultur zu entwickeln vermocht hätte. So wurden durch die egyptische und griechische Religion, durch jene in Afrika, durch diese in Thrazien, Macedonien und Unteritalien zugleich egyptische oder griechische Sitten, Wissenschaften und Lebensgewohnheiten verbreitet, und in Rom wurde durch den Einfluß der griechischen Mythologie die selbständige Entwicklung des römischen Geistes in Kunst und Wissenschaft gehemmt. Aber das Christenthum, weil es über jeder Volksthümlichkeit als eine allgemeine Religion stand, war für die nationalen Eigenthümlichkeiten nicht nur nicht störend, sondern, indem es keine bloßen Gebräuche von aussenher brachte, vielmehr als eine lebendige Kraft in den Herzen wirkte, erzeugte es von innen heraus ein neues Leben, das den Nationalcharakteren der Völker gemäß auch in den äusseren politischen und gesellschaft-

lichen Einrichtungen, Künsten und Wissenschaften sich wirksam erzeigte, und nachdem sich der Strom der Völkerwanderung gesetzt hatte, in den verschiedenen Nationen Europas in den mannigfaltigsten Schattirungen ans Licht trat. Sahen wir doch jüngst auf Otaheiti durch den Einfluß des Christenthums die Anfänge einer ganz eigenthümlichen, nationalen Entwicklung hervortreten.

Jedoch gegen diese, von den verschiedensten Geschichtschreibern längst anerkannten, segensreichen Wirkungen des Christenthums haben sich in der neuesten Zeit Stimmen erhoben, welche die Palme der Aufklärung und Bildung dem Christenthum zu entreißen, und dem Heidenthum oder einer vom Christenthum unabhängigen Vernunftbildung zuzuwenden sich bemühen. Man sagt: „das Christenthum habe eine finstere Barbarei herbeigeführt. In den ersten Zeiten habe noch heidnische Bildung und Philosophie den Einfluß desselben auf die Kirchenlehrer gemildert, und einen Damm gegen die einreißende Barbarei des Christenthums gebildet. Die Zeit der Macht und Blüthe des protestantischen Kirchen- und Bibelglaubens insbesondere (das 17te Jahrhundert) sey die finsterste, schmählichste gewesen. Der Hexenprozeß in seiner abscheulichsten Gestalt sey ein Erzeugniß des Christenthums, und von Protestanten ihres eifrigen Haltens am Bibelworte wegen, welches den Tod der Hexen gebiete, am hartnäckigsten betrieben worden. Die Erhebung der Menschheit aus tiefer Versunkenheit gehöre nicht dem Christenthum an, sondern einem von ihm unabhängigen, ja ihm entgegengesetzten Streben und freien Vernunftbildungsgange, der mit der Zurückwendung der Geister zu einer ehemaligen heidnischen Cultur sich zu entwickeln

begonnen habe. Das Jahrhundert der Aufklärung (das 18te) sey ja zugleich die Zeit des Abfalls vom Kirchen- und Bibelglauben gewesen."

In diesem Raisonnement sind merkwürdige Trugschlüsse enthalten. Die Zeit, welche nach dem Untergange der heidnischen Bildung in Folge der Völkerwanderung einbrach, war eine finstere Zeit. Also — war das Christenthum daran Schuld. Die Zeit der Aufklärung war die Zeit des Abfalls vom Christenthum. Also — verdanken wir das Licht unserer Tage dem Unchristenthum, der heidnischen Cultur, der freien Vernunftbildung. Das 17te Jahrhundert, die Blüthezeit des protestantischen Glaubens, war das finsterste. Also — kann vom Christenthum kein Strahl des Lichts ausgehen. Das ist doch eine bewundernswerthe Logik.

Aber war nicht schon die klassische Bildung im Abnehmen, ehe das Christenthum auch nur einen wirksamen Einfluß auf das Völkerleben ausübte, und hat nicht der Strom der Völkerwanderung die Reste der Cultur hinweggeschwemmt? Doch war es nur die christliche Kirche, welche die noch übrigen Trümmer vor der völligen Zerstörung bewahrte, und den flüchtigen Musen eine Zufluchtsstätte gewährte. Sie war die Bildnerin der rohen Nationen, die jetzt die Welt beherrschten, sie die Pflegerin der Wissenschaft. Das Christenthum erkannte Karl d. Gr. für das geeignetste Mittel, durch welches er die Bildung und Aufklärung seiner Völker bewerkstelligen könnte. Die christliche Religion war es, welche den Geist der Scholastiker zu den tiefsten Gedanken und Betrachtungen, wenn auch noch in geschmackloser Form, anregte, und das Studium der Philosophie unterhielt, obgleich ihm noch

die rechte Freiheit und Unbefangenheit fehlte. Dazu erhob sich der Geist erst mit der Reformation, und trug nun, nachdem er lange Jahrhunderte hindurch sich fast ausschließend nur in der Betrachtung der göttlichen Dinge geübt hatte, die dadurch gewonnene Kraft des Denkens auch auf die menschlichen Dinge, auf das Gebiet der profanen Wissenschaft über. Hiezu wirkte nun zwar allerdings das Wiederaufleben der heidnischen Literatur fördernd mit: aber das eigentlich belebende Princip, welches von nun an die Geister zu freien Forschungen antrieb, und die Geistesbildung bedingte, war das Gefühl der wiedererrungenen religiösen Freiheit und Selbständigkeit, und diese gieng aus dem richtiger erkannten Wesen des Evangeliums hervor. Freilich wie jede neue Entwicklung im Reiche der Geister erst nach mancherlei Schwankungen und Hemmungen zu ihrem Ziele gelangt: so trat dem Fortschreiten jenes Geistes auch das 17te Jahrhundert wieder hemmend entgegen, indem man über dem Streben, das theuer errungene Gut vor jeder Verfälschung zu bewahren, das Princip selbst beinahe vergaß, und statt aus der Quelle der Wahrheit zu schöpfen, menschliche Lehrmeinungen immer schärfer ausprägte. Doch trug zu der Finsterniß dieses Jahrhunderts wohl am meisten der dreißigjährige Krieg bei, daher sie auch nur in Deutschland so groß war. Freier wirkte das protestantische Princip in der reformirten Kirche, in England, Holland, Frankreich, besonders unter den Arminianern, und wurde bald auch in der lutherischen durch den milden und liberalen Calixt, und durch Männer, wie Spener, Franke, Arndt, die von dem dürren Begriffswesen zur Tiefe des religiösen Bewußtseyns zurückführten, wie-

der angebahnt. Während nun solchergestalt die Kirche in einer Regeneration begriffen war, und man die ewigen Wahrheiten des Christenthums von ihrer menschlichen Fassung auf echt protestantische Weise immermehr zu scheiden und den Glauben mit der Vernunft und den Bedürfnissen des Herzens in Harmonie zu bringen bemüht war: traf damit von einer andern Seite die Opposition gegen das Christenthum überhaupt zusammen, der Unglaube des 18ten Jahrhunderts*). Aber nun — welch ein Sprung im Beweise, wenn man die Stufe der Bildung und Aufklärung, welche der menschliche Geist nach langem Ringen in diesem Jahrhundert endlich erstiegen hat, geradezu von einem dem Christenthum entgegengesetzten Geistesstreben, von der Rückkehr zur heidnischen Cultur ableitet, und dieses Princip für ein höheres erklärt, als das des Christenthums! So könnte ein Zwerg auf

---

*) Das vorige Jahrhundert ist jedoch nur mit großer Einschränkung das Jahrhundert des Unglaubens zu nennen. Im Kern des Volks blieb der Glaube unerschüttert, und während auf der einen Seite die starken Geister sich vom Christenthum lossagten, wurden zu gleicher Zeit auf der andern die Missionsanstalten und Bibelgesellschaften — eine der schönsten Blüthen des christlichen Glaubens — gegründet, wie dieß in England der Fall war. In Frankreich freilich spotteten (vor der Revolution) Bischöffe bei üppigen Tafeln über Religion, und heuchelten die Priester. Aber den Theologen Deutschlands blieb, wenn sie auch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Fesseln eines scholastischen Dogmatismus abwarfen, größtentheils das Christenthum selbst heilig.

den Schultern eines Riesen sich für höher halten, als dieser. Zeigt nicht vielmehr ein tieferer Blick in den inneren Entwicklungsgang des menschlichen Geistes, daß seine ganze Bildung hauptsächlich durch die reinere Erkenntniß der religiösen Ideen bedingt war, die freilich nur erst im Bunde mit dem übrigen menschlichen Wissen ihrer Vollendung sich nähern konnte? Insofern behält auch eine vom Christenthum unabhängige Forschung ihren hohen Werth. Ohnehin begreift die Aufklärung so mancherlei Wissen (z. B. in Naturgegenständen) in sich, was zum christlichen Glauben in gar keiner Beziehung steht. Was aber eine blos negative, vom Boden des Christenthums sich ablösende Aufklärung für Früchte trage, das hat die erste französische Revolution mit blutigen Zügen in die Geschichte eingegraben.

Die so eben gemachte Bemerkung, daß der christliche Glaube zu dem physikalischen Wissen in keiner unmittelbaren Beziehung stehe, wird auch dazu dienen, den Vorwurf zu beleuchten, daß das Christenthum den Aberglauben befördert, und namentlich die abscheulichen Hexenprozesse erzeugt habe. So lange nämlich die Naturwissenschaft noch in der Wiege lag, sah man die Bibel für die Quelle und das Regulativ auch alles physikalischen Wissens an, und glaubte die populäre Ausdrucksweise derselben selbst zur Widerlegung der großen Entdeckungen eines Copernikus und Galiläi gebrauchen zu dürfen — eine Ehre, wogegen die biblischen Schriftsteller selbst am meisten protestiren würden, da sie zur Gottseligkeit, nicht zur Physik anzuleiten sich berufen fühlten. Der physische Aberglaube konnte daher erst durch das heller leuchtende Licht der Naturwissenschaften verbannt

werden, und darum seine lange Herrschaft in der christlichen Welt, wogegen auch nichts die Wiederherstellung der alten Literatur im 15ten und 16ten Jahrhundert vermochte. Aber er ist, statt ein Erzeugniß des Christenthums zu seyn, vielmehr ein Ueberbleibsel heidnischer Unwissenheit. Denn gerade vor und um die Zeit Christi finden wir im Morgen- und Abendland eine Masse von Aberglauben in allen Gestalten, überall wimmelte es von Zauberern, Dämonen, Larven u. dgl. und insbesondere war unsere nordische Mythologie voll von Geistern, Kobolden u. dgl. Die Zauberei ist eine unzertrennliche Gefährtin des Heidenthums. Nun hat sie freilich in der christlichen Welt durch Verbindung mit der Lehre vom Teufel eine ganz eigenthümliche Gestalt angenommen, es kam die Vorstellung auf, daß man mit demselben einen Bund machen, und dadurch sich selbst Vortheile zuwenden, andern Schaden zufügen könne, und daher die Gräuel der Hexenprozesse. Man will alle diese Gräuel der christlichen Religion aufbürden, weil sie ja die Lehre vom Teufel enthalte. Sie bleiben freilich eine ewige Schande der Christenheit: aber es fragt sich, ob die Quelle derselben die Lehre selbst, und nicht vielmehr blos das Mißverständniß*) und der Mißbrauch derselben sey.

---

*) Welcher Vernünftige wird es z. B. der Bibel zur Schuld anrechnen, daß ein Bürger zu Torgau i. J. 1572 wegen Matth. 18, 8. sich mit einem Fleischbeil die Hand abhieb, oder daß manche Wiedertäufer wegen des Worts „werdet wie die Kinder" sich wie Kinder anstellten, spielten und Kindersachen annahmen.

Worin die biblische Vorstellung vom Teufel bestehe, habe ich schon früher (s. d. 4. Brief, S. 108.) dargelegt. Mag man darüber denken, wie man will, so erhellt, daß der Wahn, durch Hilfe des Bösen gewisse zaubrische Wirkungen hervorbringen zu können, keine Berechtigung in den Aussprüchen Jesu und der Apostel findet, sondern nur aus grobem Mißverständniß hervorgehen konnte. Aber hätte nicht Jesus in Voraussicht all des Unheils, das diese Lehre wenigstens mißbräuchlicherweise anrichtete, sich bestimmter erklären, die Grenzen, wo das Wahre und Falsche sich berühre, genau angeben, und so dem Mißbrauche vorbeugen sollen? Dieselbe Forderung jedoch ließe sich in Absicht auf alle übrigen Lehren machen, unter welchen nicht leicht eine ist, die nicht durch menschliche Schuld mißverstanden und mißbraucht worden wäre. Sollte die christliche Wahrheit mit Freiheit und Verstand angeeignet werden, so mußte auch dem Irrthum und Unverstand Raum gelassen werden. Der religiöse Aberglaube namentlich läßt sich nicht durch bloße Demonstration und Aufklärung ausrotten (was der Aberglaube mancher hochgebildeten Griechen und Römer, und mancher Gebildeten unserer Zeit beweist), sondern nur dadurch, daß ein neues Fundament gelegt, und die religiösen Bedürfnisse auf eine wahrhafte Weise befriedigt werden. So suchte auch Jesus das Irrige und Schädliche, was der Teufelsglaube mit sich führte, auf wahrhaft pädagogische Weise, nicht durch Theorie und Aufklärung, sondern durch die That aufzuheben, indem er sich als Ueberwinder des Reichs der Finsterniß darstellte, dadurch, daß er die Dämonischen heilte, und die Gläubigen von der Gewalt der Sünde und der sie begleitenden Furcht und Angst erlöste — so wie auch die

Apostel zeigten, daß man mit dem Schilde des Glaubens und dem Schwerte des Geistes getrost alle Angriffe der bösen Geister abwenden könne (Eph. 6.). Daher bildete sich bald bei den frühesten Kirchenlehrern die eigenthümliche Ansicht aus, daß die bösen Geister nur noch im Heidenthum ihr Spiel treiben, die Christen aber davor gesichert wären, weil Jesus sie überwunden habe. Und wie sehr der moralisch schädliche Einfluß des Glaubens an böse Geister durch einen lebendigen Glauben paralysirt werde, erhellt aus dem Beispiele Luthers, der bei vermeintlichen eigenen Erfahrungen von den Angriffen des Satans doch durch sein lebendiges Vertrauen auf Gott und Christum sie überwand, und den heiteren Muth des Geistes sich bewahrte.

Was namentlich die Zauberei und Hexerei betrifft, so haben sich in früheren Zeiten aus der christlichen Kirche selbst mehrfache Stimmen dagegen erhoben. Christliche Kirchenversammlungen noch vor Constantin erklärten die Zauberei für ganz und gar unchristlich, und die christlichen Kaiser Constantin, Valentinian, Gratian erließen scharfe Gesetze dagegen. Im fünften Jahrhundert eiferten mehrere Kirchenlehrer gegen die Hexerei als einen heidnischen Irrthum, und der longobardisch christliche König Rothar verbot, Niemand unter dem Vorwand der Hexerei zu tödten, weil der Christ dergleichen Dinge, wie man den Hexen Schuld gebe, nicht glauben müsse, Der Apostel der Deutschen, Bonifazius, sagte; „Was sind Werke des Teufels, denen ihr in der Taufe entsagt habt? Das sind sie, Abgötterei treiben, der Zauberei und Wahrsagerei nachgehen, Hexen und Wehrwölfe glauben, die das thun werden das Reich

Gottes nicht ererben." Erst nachdem durch die Araber*) die orientalische Magie nach dem Occident gebracht worden war, nahm auch dieser Aberglaube mehr überhand, obwohl auch alsdann noch angesehene Kirchenlehrer widersprachen, und erst vom 10ten Jahrhundert an, als das echte Christenthum immer weniger gekannt wurde, und nach den Kreuzzügen, durch welche so viel orientalischer Aberglaube nach Europa kam, finden sich häufiger die Hexenprozesse, doch lange nur vor weltlichen Gerichtshöfen. Es drückt sich in ihnen wenigstens der sittliche Abscheu vor der (vermeintlichen) Gemeinschaft mit dem Reiche des Bösen aus. Daß eine so tief eingewurzelte Vorstellung auch nach der Reformation noch fortwirkte, ist bei der damaligen Urkenntniß der Naturgesetze nicht zu verwundern. Daß aber die Protestanten den Hexenprozeß am hartnäckigsten betrieben haben, ist mir wenigstens unbewußt. Zwei protestantische Gelehrte des 17ten Jahrhunderts, Becker und Thomasius haben ihm den ersten Stoß gegeben, und die letzte Hexe wurde, soviel bekannt, im katholischen Glarus 1780 hingerichtet.

Wenden wir uns jetzt zu einer andern Seite der

---

*) Ein gründlicher Forscher über diese Materie (J. A. Schulz, über den Glauben an Zauberei in den letztverflossenen vier Jahrhunderten. 1830.) bemerkt S. 15. „Zur Vermehrung des Gespensterwahnes war im Laufe der Zeit hinzugetreten, daß mit den von den Arabern überkommenen Wissenschaften, Astrologie und die Lehre von magischen Künsten sich verbreitete, vermöge deren man Dämonen zu guten oder schlimmen Zwecken dienstbar machen könne."

christlichen Welt. „Wir wollen, so höre ich die Kunstfreunde sagen, dem Christenthum seine großen Verdienste um die Wissenschaft und Bildung der Intelligenz durchaus nicht verkümmern: aber die Kunst — die Kunst hat doch wohl durch das Christenthum nichts gewonnen, sondern eher verloren. Hat sich nicht das Christenthum schon in seinen frühesten Vertretern feindselig gegen die Kunst ausgesprochen, hat nicht christlicher Eifer gegen die herrlichen Denkmäler des Alterthums vandalisch gewüthet? Darf die christliche Kunst es wagen, neben die Hervorbringungen des griechischen Genius sich zu stellen? Haben nicht die Griechen das Unübertroffene geleistet und das Kunstideal verwirklicht, so daß der christlichen Kunst nichts übrig bleibt, als zu den Füßen der Meisterin zu sitzen?"

Und was wäre es denn, entgegne ich, wenn die christliche Welt in Hinsicht der Kunst hinter dem Alterthum zurückstände? Ist denn diese das höchste Ziel geistiger Entwicklung, wie so manche Kunstvergötterer träumen? Wohl ist sie eine Blüthe und ein Schmuck des geistigen Lebens, aber nicht der höchste. Ueber dem Schönen steht das Gute und das Heilige. Damals nun, als das Christenthum in die Welt eintrat „damals war nichts heilig, als das Schöne." Und das Schöne war durch die Entartung der Kunst zum Dienste sinnlicher Lust herabgesunken. Da war es nun natürlich, daß der streng sittliche Geist des Christenthums sich feindselig gegen die heidnische Kunst und ihre Bilder erklärte, weil er darin nur eine Stütze des Götzendienstes und eine Mutter sinnlicher Lüste erkannte, gerade wie später die Reformation in ihrem Extrem, der Bilderstürmerei, gegen denjenigen Theil des katholischen Cultus besonders gerichtet war, in welchem das

Verderbniß der Kirche am auffallendsten hervortrat, und seine reichste Nahrung fand. Ist es zu verwundern, nachdem die alte Welt aus dem Taumelkelche der irdischen Schönheit sich berauscht, nachdem man, wie bei den Griechen, einen Jüngling, blos weil er schön war, nach dem Tode in einem Tempel angebetet, oder bei seinen Lebzeiten als Priester darin aufgestellt hatte — daß nun die christliche Welt gegen die Reize der sinnlichen Schönheit überhaupt mißtrauisch wurde? Daher dachte sich die erste Kirche das Heilige eher im Gegensatze gegen das Schöne, als im Bunde mit demselben, und es war sogar anfangs herrschende Ansicht, daß Christus eine äußerlich häßliche Gestalt gehabt, um durch diesen Gegensatz seine innere Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit desto stärker hervorzuheben. Aber diese Schroffheit mußte mehr und mehr sich verlieren, sowie der Gegensatz gegen die heidnische Welt seine Bedeutung verlor. Wenn es das Wesen und die Bestimmung der Kunst ist, das Irdische zu verklären, und aus der sinnlichen Welt und ihrer Beschränktheit in eine höhere, ideale zu versetzen, so mußte sie gerade durch die christliche Religion, welche die übersinnliche Welt in ihrem vollen Lichte aufgeschlossen hat, einen höhern, eigenthümlichen Character erhalten. Ohnehin ist in ihrem geschichtlichen Inhalte, wie in einer reichen Knospe, eine Fülle künstlerischer Bildungen verschlossen.

Zwar bietet eine so geistige, ursinnliche Religion, wie das Christenthum, der dichterischen Phantasie einen Gegenstand weniger dar, als das griechische Götterthum, und in dieser einseitigen Beziehung konnte selbst unser Schiller die Flucht der Götter Griechenlands bedauern und klagen:

„Ja sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne;
Und uns blieb nur das entseelte Wort."

Aber wie unwahr und schief diese Behauptung in solcher Allgemeinheit sey, beweist die mit allen Farben und Lebenstönen reich geschmückte Poesie des Dichters selbst. Für den Christen giebt es keine „entgötterte Natur", keine „Welt, die entwachsen ihrem Gängelbande sich durch eignes Schweben hält," da vielmehr Gott alle Dinge trägt mit seinem gewaltigen Worte; nicht „ausgestorben trauert das Gefilde," in welchem tausend Spuren und Fingerzeige der Gottheit, tausend Symbole des Unsichtbaren und Unendlichen dem Auge des Gläubigen begegnen. Das Heidenthum hat die Natur an sich, die einzelnen Kräfte und Wirkungen derselben vergöttert, und sie mit leerem Phantasiewesen belebt. Das Christenthum hat sie vergeistigt, und sie sowohl in ihrer Totalität, als in ihren einzelnen Erscheinungen als Spiegel der Gottheit, als Symbol der göttlichen Macht, Liebe und Weisheit auffassen gelehrt. Dem christlichen Weisen ist

„Vom Wiesengrün bis zu den blauen Bergen,
Die still und lieblich in der Ferne stehn,
Vom Feuerwurme bis zum goldnen Sterne —
All überall nur Gott und Gott zu sehn."

Daher ist in der christlichen Welt auch eine tiefere und seelenvollere Naturbetrachtung hervorgetreten. Die Naturschilderungen von auch nur mittelmäßigen christlichen Dichtern sind viel gemüthlicher nnd ansprechender, als z. B. die eines Virgil. Das Ahnungsvolle und Sentimen-

tale in der Natur blieb der alten Welt, die nach plastischer Bestimmtheit strebte, verschlossen, während die neuere ihre Gefühle und Empfindungen gleichsam in die Naturgegenstände verwandelte, und in ihnen einen Reflex der Gemüthszustände erkannte. Daher ist von den Neueren auch die Landschaftsmalerei in einem Sinne ausgebildet worden, wie sie bei den Alten nicht war. Während die Alten die Landschaft nur als Schauplatz menschlicher Handlungen und Schicksale betrachteten, und ihr die Gestalt einer Nebenperson gaben, erhielt sie bei den Neueren einen selbständigen Werth, und das Gemüthliche suchte seinen Ausdruck selbst in dem Character der Wolken, der Luft, des Wassers, der Gebirge u. dgl.

Was den gewöhnlich behaupteten Vorzug der alten Kunst vor der neuen*) betrifft, so beruht dasselbe auf Bedingungen, die wohl nur selten so günstig sich verbinden, wie dieß bei dem griechischen Volke der Fall war, wo der reine, heitere Himmel, das gemäßigte Klima, die geistige Elasticität des Volkes, die politischen Verhältnisse und der Wohlstand der Freistaaten, sowie die Vorzüglichkeit des Kunstmaterials zusammenwirkten, die Schönheit in tausend Bildern vor die Augen der Mit- und Nachwelt hinzuzaubern. Und wenn die ganze Liebe und Leidenschaft eines Volkes sich vorzugsweise Einem Zweige zugewendet hat, wenn es so zu sagen die weltgeschichtliche Aufgabe dieses Volkes war, das Ideal der Schönheit zu

---

*) Sehr lehrreich über das Verhältniß der alten und neuen Kunst ist das Buch: Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt von Amadeus Wendt. Leipzig 1831., und die

realisiren; so darf man sich nicht wundern, wenn hier das Vollkommene geleistet worden, was der christlichen Welt noch nicht zu erreichen vergönnt war, und wenn es in diesem Zweige geistiger Production auch für die christliche Zeit, die vorzugsweise die Idee des Heiligen zu realisiren hat, Muster bliebe. Aber man vergesse auch nicht, daß die Geschichte der griechischen Kunst als ein vollendetes, abgeschlossenes Ganze vor uns liegt, während die christliche sich erst spät (ungefähr 12 Jahrhunderte nach Christo) auf eigenthümliche Weise zu entwickeln angefangen hat, und wir erst einen Tag derselben erlebt haben, nach welchem erst seit den letzten drei Decennien ein Zweiter zu dämmern begonnen hat.

Indeß braucht die christliche Kunst, soweit sie bis jetzt gediehen, selbst die historische Vergleichung mit der alten nicht zu scheuen. Mag auch zugegeben werden, daß die bildende Kunst der christlichen Zeit gegen die Reinheit und Vollendung der antiken Formen größtentheils zurückstehe, so hat der geistige und vergeistigende Einfluß des Christenthums sich um so mehr in anderer Hinsicht geoffenbart. Ein feiner und von Bewunderung des Alterthums glühender Kunstrichter (Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur 2. Ausgabe I. Theil S. 18 flg.) sagt: „wie weit die Griechen auch im Schönen und selbst im Sittlichen gediehen, so können wir ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugestehen, als den einer geläuterten, veredelten Sinnlich-

---

treffliche Schrift meines Freundes und Collegen, des Hofpredigers Carl Grüneisen: Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Leipzig 1833.

keit — versteht sich im Ganzen und Großen." Dagegen wurde durch das Christenthum das geistige Princip, die Bedeutsamkeit der Idee vor der früheren sinnlichen Anschauung hervorgehoben. Wie die Menschwerdung Gottes in Christo kein Aufgehen des Göttlichen in der menschlichen Gestalt war, sondern ein Hereinleuchten des Göttlichen in die Menschenwelt, um dieselbe wieder zu Gott zu erheben: so zeigte sich in den höchsten Gebilden der modernen Kunst das Streben nach dem Ueberschwenglichen und Unendlichen, wovon der sinnliche Ausdruck nur als eine unvollkommene Andeutung erschien. Während der Mittelpunkt der alten Kunst die Natur, die natürliche, leibliche Gestalt ist, ist es in der christlichen Kunst der freie Geist, und der unendliche Reichthum seines Bewußtseyns und seiner Empfindungen, eine reiche ideale Welt. Dort wird mehr das Geistige verkörpert, in sinnlicher Gestalt dargestellt, hier mehr das Irdische, Sinnliche vergeistigt und verklärt, die Gestalt wird zur Andeutung des Ueberirdischen, Unendlichen. Die Dichtung der Alten ist oft eine Verdichtung. Dagegen ist in der christlichen Welt die Phantasie freier, unkörperlicher geworden. Die hohe Bedeutung, welche die Persönlichkeit und Freiheit des Menschen durch das Christenthum erhalten hat, hat ihren Einfluß auch auf die Kunst geltend gemacht. Daher tritt in ihr das Characteristische, das Persönliche sichtbarer hervor, als in der alten. Die christlichen Ideale der Kunst sind zugleich sittliche Ideale, in welchen die höhere Bedeutung des ganzen Lebens sich ausdrückt. Jenes Characteristische in der christlichen Kunst hängt auch damit zusammen, daß sie sich mehr von der Mythenwelt ab- und der Wirklichkeit in Geschichte und

Natur zugewendet hat, um diese in ihrer Beziehung zur Idee darzustellen.

Diese Einflüsse des Christenthums offenbaren sich vor allem in demjenigen Kunstgebiete, welches der unmittelbarste Ausdruck des tieferen Bewußtseyns ist — in der Poesie. In ihr vornehmlich ist durch die höhere Offenbarung des Geistes und der Liebe eine neue Welt tieferer Gefühle und innerlicher Anschauungen aufgeschlossen worden. Wir bewundern an den Alten die schöne Einfachheit, die Klarheit und Besonnenheit, das Maaß, das Lebenskräftige und Objective, das Palpable ihrer Darstellung. Aber ihre Poesie ist doch im Ganzen mehr ein Reflex der endlichen Welt, ohne daß das Gemüth durch den Blick in die höhere, übersinnliche Ordnung der Dinge wahrhaft befriedigt und versöhnt würde, mehr eine Darstellung des Gegenständlichen, als der inneren Gemüthszustände. Daher nimmt in der christlichen Poesie die Lyrik, als worin das tiefe Gemüthsleben seinen geeignetsten Ausdruck findet, eine so bedeutende Stelle ein, daß es selbst im Epischen und Dramatischen vorherrscht. Dagegen geht die Lyrik der Griechen (wie z. B. bei Pindar) leicht wieder in das Objective über, und der Gefühlsausdruck dient mehr der anschaulichen Schilderung der Gegenstände. Bei aller Mannigfaltigkeit des Inhalts und des Rhythmus, in welcher die griechische Lyrik sich ausgebildet hat, fehlt ihr doch die Tiefe und Innigkeit der Empfindung, wie sie in der sentimentalen und romantischen, besonders religiösen Poesie der christlichen Welt sich findet. In ihr spricht sich das Wohl und Wehe des menschlichen Herzens in einer Tiefe und Mannigfaltigkeit aus, es weht in ihr ein Hauch der Sehnsucht und der Begeisterung, eine

Zartheit, Anmuth, eine weltüberwindende Stille und Kraft, wie sie schwerlich anderswo anzutreffen ist. Sie zeigt vornehmlich, welch ein Reichthum der inneren Welt mit den mannigfaltigsten Farben des Schmerzens und der Freude, der Sehnsucht und der Liebe durch das Christenthum aufgeschlossen wurde. Sie steht in der Mitte zwischen der griechischen, welche zu sehr in den Boden der Endlichkeit eingewachsen ist, und der orientalischen, welche denselben verlassend ganz in das Unendliche verschwimmt. Dieß gilt freilich nur im Ganzen und Großen, und es findet im strengen Sinne seine Anwendung am wenigsten auf die gegenwärtige Zeit, in welcher auch in der Poesie die Geister aller Zeiten und Nationen zusammenfließen.

Das Epos der Alten, mag immerhin Homer hinsichtlich seiner Naivetät noch unerreicht seyn, steht in Betreff der darin waltenden Idee hinter dem christlichen Epos zurück. Dort sind Götter und Menschen miteinander im Kampfe, und das Ganze entwickelt sich nach einem dunkeln Geschicke. In dem christlichen Heldengedichte dagegen vollendet sich im Gewirre der Begebenheiten der Plan einer göttlichen Liebe und Weisheit. Und während dort hauptsächlich die physische Kraft besungen wird, sind hier die moralischen Eigenschaften, Glauben und Treue, Großmuth, Mäßigung, Barmherzigkeit, Heldenstolz im Bunde mit der tiefsten Demüthigung vor Gott, Gegenstand des Preises.

Die Tragödie der Alten hat im Ganzen etwas Herbes und Unversöhntes. Die tragischen Helden sind jener unerbittlichen Naturgewalt, die das ganze Heidenthum beherrscht, jenem eigensinnigen Fatum hingegeben,

wonach jedes freie Streben entweder unmöglich oder doch nur eitles Unternehmen ist, und nur hie und da (z. B. bei Sophocles) zeigt sich der Versuch einer Versöhnung und der Hinblick in eine höhere Welt des Friedens. Im christlichen Drama dagegen (Calderon, Shakespeare, Schiller) treten freihandelnde Personen auf, von deren Handlungsweise und Schuld der Ursprung in ihrem Charakter liegt, und über denselben waltet eine höhere Macht, die als Vorsehung oder Gerechtigkeit über die Leidenschaften richtet; es erscheint die Sittlichkeit im Kampfe mit der Schlechtigkeit, und das Gewirre des irdischen Lebens erhält eine der sittlichen Idee entsprechende Lösung. Das Bemerkte findet jedoch weniger Anwendung auf die französische Tragödie, und auch unter uns sind in den letzten Jahrzehenden Schicksalstragödien zu Tage gekommen, in welchen fast ein ebenso eigensinniges Fatum spukt, wie bei den Alten.

Mehr noch als die Poesie, ist die Tonkunst geeignet, das tiefere, durch das Christenthum angeregte Gefühlsleben, das Unaussprechliche und Ahnungsvolle in der Menschenbrust auszudrücken, sie, die ohne Vorbild in der äusserlichen Raumwelt ein Reich der unsichtbaren Schönheit in der Zeit errichtet. Daher erhielt sie in der christlichen Welt eine Vollendung, wogegen die alte Musik weit zurücksteht, weil die Alten vorherrschend dem Sichtbaren und Aeusserlichen zugewendet waren. Wie große Wunder auch von der Musik der Griechen gerühmt werden, so beruhen dieselben theils auf der größeren Einfachheit, theils auf ihrer Verbindung mit Poesie, Mimik und Tanz. Sie muß aber, soviel wir aus den noch erhaltenen Tonleitern urtheilen können, hart und unhar-

monisch gewesen seyn; es fehlte ihr die Ausbildung der Harmonie durch reine Instrumentalmusik. Die reine Musik, d. h. der Ton als der unmittelbarste Ausdruck des Gefühls, unabhängig von der Sprache, ist erst in der christlichen Welt zur Ausbildung und Vollendung gekommen. Und welch eine wunderbare Welt von Gedanken und Gefühlen hat sich in der kunstvollen Harmonie und Vielstimmigkeit z. B. eines Händelschen Oratoriums aufgeschlossen — gleichsam ein Vorbild der Harmonie der Seligen. —

Derselbe Grundcharakter des Christenthums, die Richtung auf das Gemüthliche und Ueberirdische, hat auch der Malerei ihre hohe Bedeutung und ihre eigenthümliche Vollendung in der christlichen Welt verschafft. Da sie es nicht mit dem Körperlichen, Greifbaren, sondern mit dem Analogon des Geistes, dem Lichte und seinen Erscheinungen in der Farbenwelt zu thun hat, und durch die Erhebung des Ausdrucks der Seele über die Gestalt mehr die Einbildungskraft, als den äusseren Sinn anspricht: so eignete sie sich vorzüglich, die Ideale der christlichen Geschichte ihrem überirdischen Charakter gemäß darzustellen, und hat sich daher auch an dem Bilde des Gottessohnes und seiner jungfräulichen Mutter zu einer hohen Verklärung des irdischen Stoffs hinaufgerungen. Während es die Griechen in der Zeichnung zu hoher Vollendung brachten, was mit ihrem plastischen Sinne zusammenhängt, galt in der christlichen Kunst der Ausdruck der Seele mehr, als die Schönheit der Gestalt, und das Gemüthliche konnte erst in dem Helldunkel seinen vollen Ausdruck finden, wovon man in der Malerei der Alten keine Spur findet.

Die vorherrschende Richtung auf das Unsichtbare hat sich endlich in der Baukunst, wo es sich nicht mehr darum handelte, dem sichtbaren Gott einen Tempel zu bauen, sondern die Sehnsucht nach dem Unendlichen auszudrücken, in den bewunderungswürdigsten Werken verkörpert, in jenen Domen des Mittelalters, die wie organische Gewächse mit der festen Basis gleichsam in die Erde eingewurzelt, und mit den schlanken Säulenbüscheln, Spitzbögen und Blumengewinden zum Unendlichen aufstrebend, als sollten sie dem sehnsüchtigen Erdenpilger als Leiter zum Throne Gottes dienen, durch ihren tiefgedachten Plan und kühne Construktion, durch Verbindung des erhabenen Ernstes mit der Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Form, durch den imposanten Eindruck von aussen und die magische Beleuchtung von innen das Gemüth mit Ahnungen des Ewigen und Unendlichen erfüllen *).

Nur in der Bildnerei (Sculptur, Plastik) scheint den Alten der Preis zuerkannt werden zu müssen, da sie theils durch die eigenthümlich-religiöse Ansicht (der griechische Gott war ein in die Naturgestalt eingegangener Geist), theils die größere Natürlichkeit und Nacktheit des antiken Lebens, die dem christlichen Sinne widerstrebt, begünstigt wurde. Die mehr innerliche Richtung des christlichen Geistes und das Streben nach Seelenausdruck kann sich in der Plastik nicht so genügen, wogegen der mehr nach aussen gewendete griechische Genius gerade hierin das Vollkommenste geleistet hat. Damit soll aber

---

*) „Vor dem Dome in Kölln stehen wir, wie vor dem großen Gedanken der Schöpfung, und beten das Heilige an, das hier wohnt." Göthe.

nicht gesagt seyn, daß die bildende Kunst mit dem Christenthum unvereinbar sey, vielmehr haben jüngst Thorwaldsen und Dannecker gezeigt, welcher Vollendung sie auch unter uns fähig sey.

So hat das Christenthum auch die Kunst auf eine Weise umgestaltet, die, wenn gleich in einzelnen Beziehungen hinter der alten zurückstehend, in anderen dagegen eigenthümliche Vorzüge vor derselben voraus hat. Jedoch die ästhetische Bedeutung des Christenthums, die von Manchen (z. B. von Chateaubriand in seinem génie du christianisme) zu ausschließlich zum Maßstabe seiner Beurtheilung angenommen wird, ist ja nur eine Seite desselben, die zwar bei einer harmonischen Durchdringung des Menschen vom christlichen Geiste sich auch wirksam zeigen wird, aber der Hauptzweck desselben ist und bleibt doch die sittliche Vollkommenheit, die moralische Umwandlung der Welt; in solchen Wirkungen hat es seinen schönsten Triumph über die alten Religionen gefeiert, und dadurch vornehmlich bewährt es sich fortwährend als das Salz der Erde. Doch die Nachweisung dieser moralischen Wirkungen behalte ich meinem nächsten Briefe vor, und bitte Dich, Deine Zweifel und Bedenklichkeiten über diesen Punkt mir vorher offen mitzutheilen.

Lebe wohl.

Neunter Brief.

Deine Bemerkungen, theurer Freund, kamen mir durchaus nicht unerwartet, da sich mir selbst bei einem Ueberblicke des Verlaufs der christlichen Geschichte ähnliche Gedanken öfters aufgedrungen hatten. Du schreibst: „sollte der moralische Charakter der Bekenner des Christenthums ein Maßstab zur Beurtheilung seiner Wahrheit und Göttlichkeit seyn, so müßte die letztere sehr in Zweifel gezogen werden. Ob denn nicht die Blätter der christlichen Geschichte mit Blut befleckt, und mit allen Gräueln der Wollust und Grausamkeit, und selbst unnatürlicher Verbrechen bezeichnet seyen.“ Du stellst den heidnischen Lastern die Wollüste und Ausschweifungen der Christen, dem heidnischen Rom das christliche mit seiner sittenlosen Geistlichkeit, das entartete Byzanz mit seiner Grausamkeit und Unzucht, und den verdorbenen Hof des allerchristlichsten Königs von Frankreich (Ludwigs XIV.), der

kriegerischen Härte und Rohheit des Alterthums die blutigen Sachsentaufen, die Gräuel der Spanier in Peru und Mexiko, die Schändlichkeiten im dreißigjährigen Kriege, den verheerenden Bürgerkriegen Roms die Gräuel der französischen Revolution gegenüber, Du machst auf Sittenschilderungen des zwölften bis fünfzehnten Jahrhunderts aufmerksam, wonach alle heidnischen Laster auch unter Christen im Schwange giengen. Du bemerkst, daß jährlich in England z. B. weit mehr Verbrechen aller Art begangen werden, als im ganzen brittischen Indien. Du fragst: ob denn die christlichen Griechen nicht in sittlicher Hinsicht sogar hinter den Türken zurückstehen? und was denn die Christen in Asien oder in Abyssinien vor den Muhamedanern voraus haben? Du stellst auch den besseren und helleren Seiten der christlichen Geschichte die blühenden Zeiten Griechenlands, wo eine zarte und feine Sitte, und die ersten fünf Jahrhunderte Roms, wo häusliche Tugenden und Keuschheit blühten, und in dieser langen Zeit nicht einmal eine Ehescheidung Statt fand, gegenüber. Du rühmst es, welch ein feiner Hauch der Sittlichkeit, welch ein Adel der inneren Natur in den Thaten und Werken der Griechen ausgedrückt sey. Und durch all diese Wahrnehmungen meinst Du zu dem Zweifel berechtigt zu seyn, ob die Menschheit überhaupt durch das Christenthum tugendhafter und sittlicher geworden, ob das Laster nicht vielleicht blos eine mildere Aussenseite angenommen habe.

Das ist freilich eine harte Rede, wonach die bessernde und heiligende Kraft des Christenthums sehr in Zweifel gezogen werden müßte. Du bist nun zwar so billig, zuzugeben, daß das giftige Unkraut, das neben dem Kreuze aufgeschossen und es oftmals überdeckt hat, keine Frucht

des christlichen Saamens, sondern der menschlichen Sünde und Leidenschaft sey. Aber du verlangst nun auch dieselbe Billigkeit für die Religion des Heidenthums, und verbietest die heidnischen Laster aus derselben abzuleiten, da Griechenland und Rom zu der Zeit, als ihre Religion noch in voller Kraft gewesen, gesittet und tugendhaft gewesen seyen. Beide also, meinst Du, halten sich in Absicht auf die moralischen Wirkungen die Waage. Und dieß ist ein Punkt, worin ich nicht ganz Deiner Meinung seyn kann, worüber ich mich sogleich näher erklären werde.

Vorher aber muß ich Dir bemerken, daß überhaupt durch eine solche äusserliche Gegenüberstellung kein reines Resultat gewonnen werden kann, da die sonstigen Bedingungen, an welche auch das Christenthum in seiner Wirksamkeit gebunden ist, nicht mit in Rechnung genommen sind. Welche Masse von Rohheit und Finsterniß hatte der Geist des Christenthums in den germanischen Nationen zu überwinden, bis es seine milde, heiligende Kraft auf eine augenfällige Weise darlegen konnte. Wie lange war es selbst seinem wahren Wesen nach verkannt und verunstaltet. Und als sein Glanz wieder hervorbrach durch die Reformation — welch ein Kampf der Leidenschaften und der politischen Interessen hat sich daraus entsponnen, und die kaum angesetzten moralischen Früchte wieder auf längere Zeit verschlungen, bis endlich nach vorübergezogenem Gewitter die Saat des evangelischen Geistes in Gesittung und Humanität ausschlug. Der Entwicklungsgang des Christenthums ist, seitdem es mit der germanischen Welt in Berührung getreten, gleich dem Laufe der durch das nächtliche Dunkel sich hindurchringenden Sonne, ein stetes Fort-

schreiten zu reinerer Entfaltung seines heiligen Geistes, woneben zwar auch die Sünde und Finsterniß ihr Werk treibt, und wobei es oft auch Rückfälle in die alte Barbarei giebt, aber woraus sich der bessere Geist immer wieder erhebt, und dem Strome des Verderbens einen Damm entgegensetzt. Anders war es bei den Griechen und Römern. Hier sank mit dem zunehmenden Sittenverderben auch der religiöse Glaube. Als Nationallehre, Bürgerpflicht, Vaterlandsliebe, worauf hauptsächlich der frühere sittliche Zustand sich gründete, ihre Wirksamkeit verloren, als die Verhältnisse immer verwickelter wurden, und die bürgerliche Ungleichheit immer greller hervortrat: da vermochte auch die Religion keinen Halt mehr zu geben, und daher die tiefste sittliche Erniedrigung in Griechenland und Rom in den spätern Zeiten.

Was den moralischen Werth der neueren Griechen im Vergleich mit den Türken betrifft, so konnte der Geist des Christenthums bei einem Volke, das unter so langem Druck schmachtete, und welchem die Mittel der geistigen Ausbildung so sehr geschmälert waren, seine reine und ungetrübte Wirksamkeit nicht wohl äussern; und ist es ein Wunder, wenn die Unterdrückten nicht viel besser, ja oft schlechter sind, als die Unterdrücker, wenn Arglist und Treulosigkeit Nationalfehler geworden sind? Die Christen in Asien und Abyssinien — sie haben oft nichts, als den Namen von Christen, entbehren fast ganz der christlichen Bildungsmittel, namentlich der Kenntniß des Evangeliums, und führen, da sie unter Heiden oder Muhamedanern isolirt stehen, ohne lebendige Gemeinschaft mit der allgemeinen christlichen Kirche, nur ein dürftiges geist-

liches Leben. Und doch sind unter den orientalischen Christen wieder diejenigen, unter welchen vergleichungsweise noch am meisten kirchliches und theologisches Leben, und bei welchen die Predigt ein wesentlicher Bestandtheil des Gottesdienstes ist — die Armenier die gebildetsten, und stehen im Rufe reinerer Sittlichkeit.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß bei einfacheren Lebensverhältnissen und der größeren Leichtigkeit, die nöthigsten Bedürfnisse sich zu verschaffen, wie es z. B. in den Staaten des Alterthums in ihren Anfängen der Fall war, weniger Reiz zu den mancherlei Verbrechen Statt fand, die in unsern Zeiten aus den complicirten und schwierigen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft hervorgehen; und daß bei andern Völkern, z. B. den Hindus, die liebenswürdigen Eigenschaften des Herzens mehr Folge ihres Temperaments, als ihrer sittlichen Willenskraft sind.

Doch ich bin nicht gemeint, alle die Gräuel und Verbrechen, welche in der christlichen Welt schon begangen wurden oder noch begangen werden, zu läugnen oder zu beschönigen. Hat ja doch das Evangelium keine zwingende, magische Gewalt über die Herzen, sondern wendet sich an den freien Willen des Menschen; ist es ja doch auch, wie jede Gabe Gottes, dem Mißbrauche durch menschliche Leidenschaften unterworfen, welche die heiligsten Gebote verdreht, die heilsamsten Tröstungen in tödtliches Gift verwandelt, die Religion der Liebe zum Werkzeug der Tyrannei, zur Feindin der bürgerlichen Ordnung, zur Mörderin der Zeugen der Wahrheit gemacht, und die Tochter des Himmels in eine bluttriefende Megäre

verwandelt haben*). Aber man muß das Princip und die Beimischungen menschlicher Sündhaftigkeit, den Geist und die Thatsachen, die zufälligen und die wesentlichen und eigenthümlichen Wirkungen unterscheiden. Man muß ferner nicht blos die Handlungen, sondern hauptsächlich auch das sittliche Urtheil, wie es sich durch eine Religion gebildet hat und öffentlich ausspricht, ins Auge fassen. Und hier zeigt sich nun ein bedeutender Unterschied zwischen der alten und christlichen Welt.

Wir bewundern die Großthaten der Griechen und Römer, wir verehren so manche durch Tugend und Gerechtigkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnete Männer des Alterthums; wir finden bei den Alten so manche herrliche Beispiele der liebenswürdigsten häuslichen und bürgerlichen Tugenden. Aber war das Gute an ihnen Wirkung ihrer Religion? Nur in sehr beschränktem Sinne. Die Moral der Alten war nicht, wie die christliche, auf Religion gebaut; die Mythologie und das Rituelle des Gottesdienstes hatte mit der sittlichen Gesinnung nichts zu thun. Es war die bessere Natur des Menschen, das angeborne sittliche Bewußtseyn und der natürliche in jeder Menschenbrust eingepflanzte Glaube an das Göttliche, oder die natürlichen Triebe, die Eltern-,

---

*) „Aus der schönen Rose sauget die Spinne eitel Gift; nicht daß Gift in der Rose sey, wie denn das liebe Bienlein nichts denn Honig daraus sauget; sondern es ist der Spinne Schuld, welche auch, das süße und gut ist, verderbet, worüber sie kommet, und Alles zu Gift macht, ob sie auch Zucker und Honig im Munde hat."

Luther.

Freundes-, Vaterlandsliebe, der Ehrgeiz, was sie antrieb, das Gute zu thun, das Böse zu lassen. In den griechischen Göttern war nicht das Sittengesetz, sondern die Verständigkeit, Gewandtheit, physische Macht und dergleichen personificirt; von jenem waren sie sogar freigesprochen. Zwar glaubten die Alten auch einen eifrigen Gott, der das Gute belohne, das Böse bestrafe; ja ihre Götter erscheinen als Rächer des Meineids, als strenge Aufseher über die Gastlichkeit, als Beschützer der öffentlichen Zucht und Ordnung, besonders Zeus als Vollstrecker der Gerechtigkeit. Und solche Vorstellungen mochten wenigstens eine heilige Scheu vor gröberen Verbrechen und Freveln einflößen, und die rohe Natur bewältigen. Aber das ganze Verhältniß zur Gottheit war mehr ein rechtliches, äusserliches, kein wahrhaft sittliches, keine Beziehung auf das Innerste des Gemüths und der Gesinnung. Nur für Bürgertugenden, für Erfüllung der Staatspflichten waren noch religiöse Motive vorhanden, nicht aber für die Heiligung des Inneren. Darauf hatte die Mythologie keinen Einfluß. Die innere Befleckung der Sünde wurde durch dieselbe nicht zum Bewußtseyn gebracht, sondern nur eine äusserliche Entsündigung durch Opfer, Lustrationen oder durch Ereignisse, die für positive Strafen der Götter gehalten wurden, gelehrt. Zu der Vorstellung, daß die Verähnlichung mit Gott das Princip und Ziel des sittlichen Strebens seyn sollte, hatte sich nur der einzige Plato aufgeschwungen.

Ja die griechische Religion konnte sogar, wenn sie geglaubt wurde, einen sehr schädlichen, verunreinigenden Einfluß auf die Sittlichkeit ausüben. Denn es gab nicht leicht ein Laster, das nicht durch das Beispiel eines

Gottes eine Entschuldigung gefunden hätte, wie sich denn auch liederliche Gesellen im Lustspiele darauf berufen. Daher tadelte schon Plato die Göttergeschichten, weil sie die Jugend zur Rache, Todtschlag, Raub, Trunkenheit, Diebstahl u. dgl. verleiten. Besonders erhielt die Sinnlichkeit, die Wollust dadurch sogar eine liebliche Empfehlung und immer neue Nahrung, indem die Symbole der Erzeugung Gegenstände der Verehrung, die Göttergeschichten voll Liebeshändeln, und Buhlerinnen die Dienerinnen mancher Gottheiten waren *). Daher sagte schon ein Freund von Sokrates (Antisthenes) voll Entrüstung: „könnte ich nur die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt.“ Es ist zu verwundern, daß eine solche Religion nicht noch viel verderblicher gewirkt hat; aber die Natur war stärker, als die Götter, der Heide oftmals tugendhafter, als der Gegenstand seiner Verehrung. „Als die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher.“ Man verehrte einen ehebrecherischen Jupiter und bewunderte den enthaltsamen Xenokrates; die züchtige Lukretia betete zur buhlerischen Venus.

Muß daher gleich zugegeben werden, daß der sittliche Geist des Christenthums noch nicht in der Wirklichkeit den durchgreifenden Einfluß gewonnen hat, den er haben

---

*) Wie noch jetzt in den Götzentempeln Ostindiens die weibliche Tugend zur Ehre der Gottheit geopfert wird: so that auch eine griechische Völkerschaft (die Lokrer) einst das Gelübde, im Fall sie in einem bevorstehenden Kriege glücklich wäre, ihre Jungfrauen Preis zu geben.

könnte und sollte, daß vielmehr seine Kraft auch in der christlichen Welt immer wieder durch die allgemeine Sündhaftigkeit der menschlichen Natur gebrochen worden ist, obwohl er, wie ich nachher zeigen werde, in vielen Thatsachen und Erscheinungen des öffentlichen und häuslichen Lebens seine Macht unverkennbar dargethan hat: so ist wenigstens so viel unstreitig, daß das sittliche Urtheil in der christlichen Welt viel reiner, bestimmter und strenger geworden, das Böse tiefer und richtiger aufgefaßt worden, und die Tugend selbst einen reineren und höheren Charakter erhalten hat.

Die scharfsinnigsten griechischen Denker drangen nicht bis zum letzten Grunde des Bösen und der Sünde, der freien Abkehr des menschlichen Willens von dem göttlichen, der inneren Entzweiung des menschlichen Bewußtseyns mit dem Gottesbewußtseyn vor; das Böse war ihnen eine der endlichen Natur nothwendig anklebende Unvollkommenheit, und bestand nach ihnen blos in der Bethörung des Geistes durch die Sinnlichkeit; daher die ewigen Klagen über die Herrschaft derselben, während der innere Feind ihrem Bewußtseyn verborgen blieb, und daher das letzte Ziel ihrer Wünsche die Befreiung von der Materie.

Es fehlte ihnen der strenge Begriff der Heiligkeit, eines Lebens in Gott, einer vollendeten Sittlichkeit. Ein vollkommen sündloses Leben hielten sie für unmöglich, wie es ja wohl seyn mußte, ehe der Erlöser dasselbe durch die That realisirte. Die Rücksicht auf den, dessen heiliger Geist durch die leiseste sündhafte Regung im Inneren betrübt wird, der Hinblick auf das Gesetz der sittlichen Weltordnung und die Liebe zu Gott, was bei so

manchen edleren Christen das leitende Lebensprincip ist, war nicht die herrschende Triebfeder des Thuns und Lassens. Das Motiv und der Brennpunkt fast aller Anstrengungen und Thätigkeiten im Alterthum war das irdische Vaterland und die Liebe zu demselben, wogegen in der christlichen Welt das Streben einem höheren, übersinnlichen Reiche zugewendet wurde. Im Heidenthum wurde auf die Handlung, im Christenthum auf die Gesinnung der höhere Werth gelegt. Nach der Lehre der Philosophen stand die intellectuelle, philosophische Bildung höher, als die sittliche, wogegen es nach dem Urtheile der christlichen Welt umgekehrt ist.

Eine Mangelhaftigkeit und Abstumpfung des sittlichen Urtheils im Heidenthum zeigt sich in verschiedenen Beispielen auf eine auffallende Weise gegenüber der sittlichen Strenge des Christenthums. Sie statuirten eine Menge sittlich-gleichgültiger Handlungen, worunter oft grobe Laster und Ausschweifungen gerechnet wurden, wogegen die ersten christlichen Lehrer, gemäß den sittlichen Winken des Apostels Paulus (vergl. Röm. 12, 2. Phil. 1, 9. 1 Cor. 8 flg.), mit geschärftem Blicke Manches, was bei den Heiden für erlaubt galt, als sündhaft verdammten. So machten sich oft die ausgezeichnetsten Männer des Alterthums, ein Themistokles, Aristides, Pericles aus der Unzucht kein Gewissen, und selbst der strenge Kato drückt darüber ein Auge zu. Characteristisch für den Geist des Alterthums ist, wie z. B. der sonst so strenge Sokrates als Beweis der Fürsorge der Götter für die Menschen unter anderem das anführt, „daß die Götter für die Thiere die Freuden des Geschlechtstriebs auf eine Zeit beschränken, den Menschen aber dieselben stets bis

zum Alter gewähren." Dagegen zeichneten sich die ersten Christengemeinden, welche den Leib als Tempel und Organ des heiligen Geistes zu achten gewohnt waren, durch Keuschheit und Sittenreinheit vor den Heiden auf eine merkwürdige Weise aus, und die Gesetze der christlichen Kaiser zeigten eine besondere Strenge in Bestrafung der Sünden der Unzucht.

Der Selbstmord, wogegen sich der christliche Sinn so entschieden ausspricht, wurde von den größten Männern des Alterthums nicht blos vollzogen, sondern auch von stoischen Moralisten als eine rühmliche Handlung empfohlen, ja als etwas, für dessen Ermöglichung man den Göttern danken müsse, gepriesen. Aristoteles billigt die Rachsucht. Die Gesetze der strengen Wahrhaftigkeit wurden selbst von den sittlichsten Gesetzgebern des Alterthums nicht anerkannt, besonders darum, weil die allgemeine Menschenwürde noch nicht zum Bewußtseyn gekommen war. Plato billigt die Lüge als ein Heilmittel eines geschickten Arztes, das die Regierenden zur Erziehung der Menge brauchen könnten. Bei den Stoikern war es Grundsatz: der Weise dürfe sich der Lügen in Bezug auf Schlechte bedienen. Dagegen hat zuerst Augustin die strenge Pflicht der Wahrhaftigkeit vom christlichen Standpunkte aus ins Licht gestellt. Und wie sehr auch die Sophistik des römischen Stuhls durch den Grundsatz: daß man dem Ketzer nicht Wort halten dürfe, sich dagegen versündigt, wie sehr die jesuitische Casuistik alle Begriffe der reinen Moral verwirrt hatte: das christliche Bewußtseyn hat solche Auswüchse immer wieder gerichtet, und die Strenge des sittlichen Urtheils wieder hergestellt. Auch in den Zeiten des größten Sittenverderbnisses sind

immer wieder aus der christlichen Kirche die Stimmen ernster Sittenprediger laut geworden, welche die Geissel über ihre Zeitgenossen schwangen, und an sich selbst ein Muster sittlicher Strenge ihrem entarteten Geschlechte darstellten. Und dieses sittliche Urtheil ist jetzt unter uns zu einer Macht geworden, welche auch der Lasterhafteste zu scheuen, und um deren willen der Frevler seine Unthaten wenigstens zu beschönigen suchen muß — ein Beweis, wie sehr wenigstens die Denkweise und das öffentliche Urtheil durch Christum umgewandelt, wie so zu sagen die sittliche Atmosphäre eine reinere geworden.

Weil bei den Alten das Staatsleben die höchste Form der menschlichen Entwicklung war, so schloß die Gerechtigkeit alle anderen Tugenden in sich; seit aber die erlösende Liebe Gottes in Christo sich geoffenbart, wurde die Liebe in der christlichen Welt zum Inbegriff aller Vollkommenheit. An die Stelle der Stärke, Mäßigung, Klugheit — dieser Cardinaltugenden der Alten — trat der Glaube, die Liebe, die Hoffnung. Nach den Moralsystemen der Alten war die Tugend entweder ein kluger, auf Genuß berechneter Egoismus, oder ein bloßes Mittelmaaß zwischen Zuviel und Zuwenig, oder wie bei den Stoikern, eine übermenschliche, die Gottheit selbst überbieten wollende Kühnheit. Das Edelste der heidnischen Bildung erscheint in der Mäßigung und Selbstbeherrschung, wofür die Aufschrift des Tempels zu Delphi „Nichts zu viel" so bezeichnend ist. Aber das Christenthum entwickelte nicht blos jene Kraft der Selbstbeherrschung, die auch ein christliches Element ist, sondern eine höhere, freimachende, geistig umbildende Gottes-

kraft. Die Sittlichkeit der Griechen bestand mehr in einem gewißen natürlichen Maaß, einem Gleichgewicht der Kräfte, und hatte daher, sobald jenes Gleichgewicht gestört wurde, keinen festen Halt mehr. Die christliche dagegen ist auf den ewigen Grund, die Liebe und den Gehorsam gegen Gott gegründet. Dem Heidenthum fehlte die echte, aus dem Gefühl der sittlichen Mangelhaftigkeit entspringende Demuth.

Zwar finden sich Anklänge davon, aber sie bestehen mehr in der Unterwerfung unter ein Schicksal, das die Dinge in der Welt in einem gewißen Gleichgewicht zu erhalten sucht, als im Bewußtseyn sittlicher Unvollkommenheit, wie dieß in der christlichen Welt der Fall ist. Ein Weiser und Gottvertrauter nach dem Sinne des Heidenthums (Apollonius von Tyana), den es als Ideal aller Weisheit, Tugend und Frömmigkeit, mit allen Reizen der Dichtung ausgeschmückt, Christo an die Seite zu stellen suchte, betete: „ihr Götter, gebt mir, was mir gebührt."

Zwar finden sich auch bei den Alten, besonders bei den Stoikern, herrliche Sittensprüche, die den christlichen an die Seite gestellt zu werden verdienen. Aber sie vermochten dennoch die Welt nicht umzugestalten, weil ihnen das innerliche Lebensprincip, die sittliche Kraft fehlte, welche sie erst durch die sittlichen Thatsachen im Leben Jesu erhalten konnten. Die einzelnen Strahlen des Heiligen, die auch im Heidenthum allenthalben von der gottverwandten Natur des Menschen Zeugniß geben, konnten im öffentlichen Leben nicht wirksam werden, weil sie von der herrschenden Naturvergötterung immer wieder unterdrückt wurden.

Ist aber, wie ich bisher gezeigt habe, schon die Reinigung und Schärfung des sittlichen Bewußtseyns durch das Christenthum ein hoher Gewinn: so dürfen wir doch hiebei nicht stehen bleiben, sondern eine redliche Betrachtung der Geschichte zeigt auch, wie der Geist Christi in wirklichen Thatsachen, in reellen Erscheinungen, Handlungen, Instituten, Sitten u. dgl. seine heiligende, umbildende Kraft geoffenbart und der Welt seine Spuren eingedrückt hat.

Als die edelste und eigenthümlichste Frucht des Christenthums muß vor allem die Liebe genannt werden, die theils im Leben der ersten Christen einen so auffallenden Contrast gegen den herrschenden Egoismus der heidnischen Welt bildet, theils jetzt noch in mannigfachen Erscheinungen ihre göttliche Kraft beurkundet. In keiner Religion erscheint Gott so ganz als die heilige, erbarmende Liebe, wie in der christlichen, und durch diese Vorstellung von Gott als liebendem, und seinen Sohn aus Liebe dahingebenden Vater, und durch das erhabene Beispiel des für die Menschheit sich aufopfernden Erlösers mußte auch die Liebe zum beseelenden Princip der echten Christengemeinden werden. Vor dem Christenthum erscheint die Idee der Liebe nur als Ahnung in den Dichtungen von einer goldenen Urzeit, und schimmert in einzelnen religiösen Gesetzen einzelner Völker schwach durch. In den Schriften der Hindu's wird zwar selbst die Feindesliebe in dem herrlichen Spruche empfohlen: „Vergib nicht nur, thu' auch Gutes dem, der dir Verderben zubereitet; gleichwie der Sandelbaum im Fallen noch die Axt wohlriechend macht, die ihn gefällt." Aber in welch grellem Widerspruche gegen die allgemeine Men-

schenliebe steht, z. B. nur die das ganze Volksleben durchdringende Kasteneintheilung und die Verachtung der Parias! Wenn daher ein neuerer Schriftsteller behauptet: „Nur der Unwissenheit ist es zu gut zu halten, die christliche Religion im Gegensatze gegen alle anderen die Religion der Liebe zu nennen. Würdiger wäre die indische, so genannt zu werden, die das Gebot der Liebe selbst auf die Thierwelt erstreckt, gegen welche Schonung und Menschlichkeit einzuschärfen die christliche Offenbarung nicht für nöthig erachtet hat" — so möge er bedenken, einestheils, daß allerdings die christliche Offenbarung, während sie den Geist der Liebe, Sanftmuth und Schonung überhaupt ihren Bekennern einzupflanzen sucht, die ganz specielle Anwendung derselben auf die Thierwelt noch besonders bemerklich zu machen, als sich von selbst ergebend, nicht für nöthig erachtet hat, obwohl sich einige Andeutungen hievon, deren das alte Testament manche enthält, auch im neuen finden (z. B. Luk: 13, 15. 1. Cor. 9, 9. 1. Tim. 5, 18.); anderntheils, daß bei den Hindus die Achtung gegen die Thiere keinen sittlichen, sondern einen abergläubischen (auf der Idee der Seelenwanderung beruhenden) Grund hat. Aber welch eine Liebe ist die der Hindus! Während sie für kranke Kühe Spitäler haben, werfen die Mütter ihre Kinder in die Fluthen des Ganges, und werden die Frauen, wenn auch sich sträubend, in den Scheiterhaufen ihrer Männer hineingestoßen. Welch eine Menschenliebe, wenn es in den Gesetzen des Menu heißt: „Wenn ein Sudra eine beschimpfende Rede gegen einen Braminen ausstößt, so wird ihm ein eiserner 10 Zoll langer Stab glühend in den Mund gestoßen, und wenn er sich unterfteht, einen Braminen belehren zu

wollen, so wird ihm heißes Oel in den Mund und Ohren gegossen."

Und wie verhält es sich mit andern Völkern des Alterthums? In Judäa war zwar die Bruderliebe geboten, aber nur für die besondere Volksgemeinschaft, deren Mitglieder von Abraham her Eine Familie ausmachten. Die Juden, wie sie die Fürsorge ihres Gottes immer zunächst nur auf die Angelegenheiten ihrer Nation bezogen, so wurden sie von den Heiden nicht mit Unrecht des Hasses gegen das übrige menschliche Geschlecht beschuldigt. Denn ihre Gesetzlehrer bemerkten: Feinde, Nicht-Juden kann und darf man wohl hassen (vergl. Matth. 5, 43.).

In Griechenland und dem übrigen Heidenthume ist die Liebe blos sinnlicher Art geworden, und wo sie mehr geistig aufgefaßt wurde (die sogenannte platonische Liebe), hatte sie keine sittliche, sondern nur ästhetische Bedeutung, war Begeisterung für das Schöne. Die Liebe zu Gott war den Griechen etwas Wunderliches, so daß Aristoteles in seiner Moral sagt: „Freundschaft könne nicht ohne Gegenliebe bestehen, eine solche aber lasse sich vom höchsten Wesen nicht denken, und es würde sonderbar auffallen, wenn Jemand sagte: er liebe den Zeus." Nun aber wurde eben die praktische Liebe zu Gott und um Gotteswillen zu allen Menschen ohne Unterschied des Standes und der Nation das beseelende Princip und die Mutter der edelsten Thaten. Mag es immerhin auch unter den Christen wenige geben, die in Wahrheit mit dem edeln Fenelon sagen können: „Ich liebe mehr die Meinigen, als mich selbst, mehr mein Vaterland, als meine Familie, und noch viel mehr

das Menschengeschlecht, als mein Vaterland" so ist doch die Idee, daß alle Menschen Brüder seyen, erst durch das Christenthum verbreitet worden. Das mit dem Gefühl der Kindschaft Gottes verbundene Gefühl der Brüderschaft war der damaligen, in kalte Selbstsucht versunkenen Menschheit etwas völlig Neues, so daß sie sich sehr verwunderten, wie sich die Christen Brüder und Schwestern nannten, und oftmals voll Erstaunen ausriefen: seht doch, wie sich die Christen lieben! — und daß ihre liebevolle Aufopferung und hilfreiche Theilnahme untereinander einem Lucian Spöttereien eingab, welche eben die reinsten Lobsprüche auf die Christen waren. Ja wenn irgend etwas geeignet war, der Welt die Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge der neuen Religion beizubringen, so war es dieser Geist der Liebe, wie dieß Jesus selbst in jenem hohepriesterlichen Gebete (Joh. 17, 21. 23.) andeutet: „auf daß sie alle Eines seyen, gleichwie du Vater in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns Eines seyen, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt."

Die christliche Bruderliebe zeigte sich nicht blos in den gemeinschaftlichen Liebesmalen der ersten Zeit, wo aller Unterschied des Standes, der Bildung und des Vermögens vergessen wurde, sondern insbesondere auch durch die thätige Unterstützung der Armen, Kranken, Waisen, Wittwen, Fremden und der um des Glaubens willen Gefangenen, wozu an einigen Orten bei jedem Gottesdienste, an andern alle Monate Beiträge von den einzelnen Gemeindegliedern gesammelt wurden. Ja, die Liebe erstreckte sich auch auf die fremden, durch große Zwischenräume getrennten, in andern Welttheilen be-

findlichen Gemeinden, für welche bei besondern Veranlassungen Beiträge gesammelt, und selbst Fasttage angesetzt wurden, damit auch ärmere Gemeindeglieder das von der täglichen Kost Ersparte zu dem allgemeinen Bedürfnisse beitragen könnten. Die römische Gemeinde unterhielt in der Mitte des dritten Jahrhunderts 1500 Wittwen und andere Nothleidende, und sandte ausserdem noch vielen Gemeinden in Asien Unterstützung. Man sah jetzt zum erstenmal, was durch alle früheren Jahrhunderte der Weltgeschichte nicht zu sehen ist, und was den sittlichsten Denkern des Alterthums (den Stoikern) nur als Idee vorschwebte, die verschiedensten Menschen der verschiedensten Völker in Europa, Asien und Afrika, ohne durch irgend ein politisches Band miteinander verbunden zu seyn, durch ein geistiges Band, den Glauben an Einen Gott und Einen Erlöser, verknüpft, und wie sonst nur die Mitglieder Einer Familie zu thun pflegten, der Entfernten in Liebe gedenkend, und ihres geistigen und leiblichen Wohls sich freuend. Wir können uns jetzt kaum noch die freudige Bewegung jener Menschen vorstellen, als auf einmal die Scheidewand fiel, und sie sich wie lang getrennte, sich wieder findende Brüder bei ihrem gemeinschaftlichen Haupte, Christus, zusammenfanden.

Wie sehr die brüderliche, aus dem Glauben an den Erlöser quellende Liebe selbst zur Aufopferung des Lebens (gemäß der apostolischen Ermahnung 1 Joh. 3, 16.) bei ansteckenden Krankheiten begeisterte, erhellt aus einem die heidnische Selbstsucht beschämenden Beispiele in Alexandrien, wovon der alexandrinische Bischoff Dionysius sagt: „Die meisten unserer Brüder schonten ihrer selbst

nicht in der Fülle der Bruderliebe, sie sorgten nur gegenseitig für einander, und da sie, ohne sich zu verwahren, die Kranken pflegten, ihnen bereitwillig um Christi willen dienten, gaben sie freudig mit ihnen das Leben hin. Viele starben, nachdem sie andere durch ihre Fürsorge von der Krankheit hergestellt hatten. Die Besten unter den Brüdern bei uns, manche Presbyteren, Diaconen und Ausgezeichneten unter den Laien endeten ihr Leben auf solche Weise, so daß ein solcher Tod, der die Frucht großer Frömmigkeit und kräftigen Glaubens ist, einem Märtyrertode nicht nachzustehen scheint. Bei den Heiden aber alles ganz anders: diejenigen, welche krank zu werden anfiengen, verstießen sie, sie flohen von dem Theuersten hinweg, die Halbtodten warfen sie auf die Straßen, sie ließen die Todten unbegraben liegen, indem sie der Ansteckung ausweichen wollten, der sie doch durch alle mögliche Anstrengung nicht leicht entgehen konnten."

Ja die brüderliche Liebe erweiterte sich auch zur allgemeinen Liebe (2 Petr. 1, 7.). Auch die Armen der Heiden erhielten von der christlichen Kirche reiches Almosen, und bei jedem Gottesdienste wurde für die Bekehrung und das Seelenheil aller Menschen gebetet.

Diese universelle, weit über die Grenzen der Nation und des Vaterlands hinausreichende Liebe, die in jedem Menschen einen Bruder, ein Kind desselben himmlischen Vaters erblickt, ist das Eigenthümliche der christlichen Denkweise, die sich in der ganzen Geschichte auf die mannigfaltigste Weise beurkundet hat, und sie ist eine nothwendige Folge des Glaubens an Einen allgemeinen Vater, der mit seiner Liebe alle Menschen ohne Unter-

schied umfaßt. So lange die Völker noch nicht in Absicht auf den höchsten Gegenstand ihres Glaubens und ihrer Hoffnungen geeinigt waren, so lange noch der Wahn von der Vorliebe eines Gottes zu seinem Volke herrschte, ja die Götter selbst, wie im Polytheismus, im Streit miteinander lagen, mußte auch zwischen den Völkern selbst der Streit und die Eifersucht immer wieder erwachen. Zwar erhoben sich einzelne Weise zu einem höheren, umfassenderen Standpunkte. Die Stoiker behaupteten, daß sich alle Menschen wegen ihrer natürlichen Verwandtschaft als Brüder betrachten sollen, und daß man nur dann der Natur gemäß lebe, wenn man auch für andere lebe. Cicero (Offic. III. 5.) gesteht, es würde der Natur weit gemäßer seyn, für die Erhaltung und das Glück aller Völker die größten Arbeiten zu übernehmen, wenn es möglich wäre, gleich dem Herkules, als in stiller Einsamkeit sein Leben zuzubringen. Aber solche Gedanken blieben innerhalb der Schulen, sie wurden nicht Grund und Motiv des Handelns, nicht Princip des Lebens. Erst durch das Bewußtseyn von Einem Herrn und Einem Erlöser wurden die nationalen Schranken niedergerissen, und die verschiedensten Menschen fühlten sich als Glieder Eines Leibes untereinander verbunden.

Ja die Bruderliebe wurde selbst zur Feindesliebe. Die Christen beteten sogar für ihre Verfolger und Peiniger — eine dem Alterthum unbekannte Gesinnung. Zwar finden wir auch von den alten Philosophen häufig Sanftmuth und Versöhnlichkeit gegen Beleidiger empfohlen, aber nicht jene innige, den Feinden selbst wohlthuende Liebe des Christenthums, und nicht mit fester Conse-

quenz *). Erst aus dem Bewußtseyn der erbarmenden Liebe Gottes gegen den Sünder konnte auch die verzeihende Liebe gegen die Feinde ihre belebende Kraft schöpfen. Wie fremd dem Heidenthum trotz mancher schönen Sittensprüche selbst dann noch, als schon manche Ideen des Christenthums in dasselbe übergegangen waren, die Idee der Feindesliebe war, erhellt aus einem Ausspruche des Kaisers Julian, wo er mit einer unverkennbar aus dem Christenthum entlehnten Behauptung groß thut: „ich möchte behaupten, wenn es auch sonderbar klingt, daß es recht sey, selbst den Feinden Kleidung und Nahrung mitzutheilen."

Dauernde und sprechende Denkmäler jener christlichen Liebe und Humanität sind die Hospitäler für Arme, Kranke **), die Waisenhäuser, die Herbergen für Fremde

---

*) Während z. B. Sokrates Versöhnlichkeit gegen Beleidiger empfiehlt (Plat. Crito 9—11.), erklärt er es an einem andern Orte (Xen. Mem. II. 3, 14. 6, 35.) für eine preiswürdige Tugend, die Freunde durch Wohlthun, die Feinde durch Uebelthun zu überwinden. Während Cicero (Offic. I. 25.) nichts für löblicher erklärt, als Sanftmuth und Versöhnlichkeit, sagt er (Offic. III. 26.): ein rechtschaffener Mann sey der, welcher nütze, wem er könne, und Niemanden schade, ausser durch erlittenes Unrecht gereizt."

**) Von einer solchen, von dem Bischoff Basilius zu Cäsarea im vierten Jahrhundert gestifteten Anstalt zum Besten der Kranken und Nothleidenden sagt ein christlicher Schriftsteller (Gregor von Nazianz): „Es zeigt sich nicht

— lauter christliche, anfangs allgemeines Aufsehen erregende Institute, welche Kaiser Julian, um es auch in der Humanität den Christen gleich zu thun, theilweise nachäffen wollte, indem er in allen Städten Galatiens Herbergen für die Fremden errichten ließ, mit der Bemerkung: „die gottlosen Galiläer unterhalten ausser den Ihrigen auch noch die Unsrigen: diese scheinen somit unsrer eigenen Hülfe bedürftig.“ Constantin befahl zuerst die Kinder der Armen auf öffentliche Kosten zu ernähren, wozu er sogar seine eigene Kasse anwies, damit ihre Eltern nicht aus Armuth zum Mord derselben angetrieben würden. Dieselben Wirkungen des Evangeliums zeigen sich noch heute, indem z. B. der einfältige Hottentotte durch das Evangelium erleuchtet, Zufluchtsörter für seine Arme, Kranke und Greise baut, und auf den christlich gewordenen Inseln der Südsee, wo früher die Alten und Kranken dem Hungertode preisgegeben oder lebendig begraben wurden, jetzt Krankenhäuser und Versorgungs-

---

mehr unsern Augen jener schreckliche, klägliche Anblick, Menschen todt vor dem Tode, abgestorben an den meisten Gliedern des Körpers (die Aussätzigen), hinweggetrieben aus den Städten, Häusern, vom Markte, vom Wasser, selbst von ihren Theuersten — nicht mehr bemitleidet wegen ihrer Krankheit, sondern gehaßt. Aber jener (Basilius) forderte die Menschen auf, Menschen nicht zu verachten, nicht das gemeinschaftliche Haupt, den Herrn Christus zu beschimpfen durch die Unmenschlichkeit gegen jene, fremdes Elend für ihr eigenes Heil zu benützen, und da sie der Erbarmung Gottes bedurften, ihr eigenes Erbarmen Gott darzuleihen.“

anstalten errichtet sind. Millionen Kinder und Arme, Wittwen und Waisen haben dem Geiste der Wohlthätigkeit, den das Christenthum einflößt, ihr Leben, ihren Unterhalt und ihr ganzes Lebensglück zu danken.

Und wie manche bald mehr, bald weniger bekannte Früchte der edelsten Art hat der Geist der christlichen Liebe in der ganzen Geschichte seiner Wirksamkeit getragen, z. B. in dem Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern, (wodurch z. B. in der östreichischen Monarchie allein im Jahr 1823 15,000 Kranke aller Art verpflegt wurden) — in der Menge wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten und Vereine, z. B. zur Rettung verwahrloster Kinder, zur Verbesserung der Strafgefangenen, deren sich unsere Zeit neben dem freilich noch nicht überwundenen Egoismus erfreut, (in Großbritannien war die Einnahme der vorzüglichsten Wohlthätigkeits-Gesellschaften in Einem Jahre 367,373 Pfund Sterling, und dieß neben der ungeheuren Armentaxe) — in dem ganzen Missionswesen, wodurch, wenn gleich auch das politische und merkantilische Interesse bei den Engländern mitunterlaufen mag, doch viele Tausende, ja Millionen auf eine rein geistige, religiöse Weise sich angeregt, und zu Opfern für Fremde, welche sie nie von Angesicht zu sehen, und von welchen sie keinen Vortheil zu erleben hoffen können, zu Opfern für ein rein geistiges Interesse, die Bekehrung und Beseligung ihrer Nebenmenschen, sich beseelt fühlen*); und

---

*) In England betrugen nach dem Jahresberichte von 1832 die freiwilligen Beiträge für die Missionen in Einem Jahre über 600,000 Pfund Sterling.

wodurch die Glaubensboten getrieben werden, die väterlichen Fluren und Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens verlassend, über Länder und Meere wandernd, mit Entbehrungen und Mühseligkeiten und Gefahren des Lebens kämpfend, die Botschaft des Heils rohen Völkern zu verkündigen *) Wo hat das Alterthum etwas Aehnliches gesehen?

---

*) Die Brüdergemeinde allein hat auf mehr als 30 Stationen 160 Missionäre, die sich, da die Brüder zu ihrer Unterstützung nur geringe Geldmittel besitzen, größtentheils durch ihrer Hände Arbeit nähren. Im Jahr 1733 schifften sich, gerührt von dem Loose der Negersclaven auf den Antillen, zwei Brüder auf die dänische Insel St. Thomas ein; und obgleich man ihnen gesagt hatte, sie würden mit den dortigen Sclaven nicht in Berührung treten dürfen, wenn sie nicht selbst Sclaven seyen, so giengen sie doch mit dem festen Entschluß ab, sich sogar dieser harten Bedingung zu unterwerfen, wenn es ihnen nicht auf andere Weise möglich werden sollte, den Negern den Weg des Heils zu zeigen. Zwar wurde ihnen dieses Opfer erspart; allein sie waren doch genöthigt, mehrere Jahre lang unter der versengenden Sonnengluth des Tropenhimmels zu arbeiten, und ihr Brod zu verdienen; die Ruhestunden waren dann dem Unterrichte der Neger gewidmet. — In unsern Tagen entschloß sich der Missionär Schlatter, bei den Nogaistataren freiwillig Knecht zu werden, und die niedrigsten Dienste zu verrichten, um durch Geduld, Treue und Sanftmuth die Familie seines Herrn für die christliche Religion zu gewinnen, und ein Bild der Wirkungen des Christenthums an sich aufzu-

Wie herrliche Thaten der Selbstaufopferung dieses auch aufweisen mag, so geschahen sie doch nur für irdische endliche Zwecke (den einzigen Sokrates ausgenommen), für Vaterland, Freunde u. dgl. Aber für das übersinnliche Reich der Wahrheit, für das Jenseitige und Unendliche sich aufzuopfern, das Theuerste an das Edelste zu setzen, — dazu hat nur das Christenthum die Kraft verliehen, und eben damit seine Erhabenheit über alles Endliche aufs glänzendste beurkundet.

Dieß führt auf die Bemerkung, daß überhaupt die Sitten durch das Christenthum sanfter, milder, menschlicher geworden sind, daß die Blume der echten Humanität, obwohl ihr Name römisch ist, doch erst an der Frühlingssonne des Christenthums sich entwickelt hat. Man gedenke doch nur der grausamen Behandlung der Sclaven, der Heloten bei den Spartanern, und der Sclaven mancher Römer (wie Lucull solche mästen ließ, um seine Seefische damit zu füttern), und des Gesetzes, daß nach der Ermordung eines Herrn alle Sclaven in

---

stellen, was er vier Jahre lang that. Und welche Mühseligkeiten und Gefahren bestanden jene britannischen Mönche, ein Columban, Gallus, Bonifacius, die vom 6—sten Jahrhundert in die öden Wälder Deutschlands eindrangen, um Pflanzstätten der Erkenntniß und der Humanität unter den wilden Bewohnern zu gründen! Das Leben und Wirken solcher Männer bleibt ein sprechender Beweis von der begeisternden und zur reinen, uneigennützigen Liebe erweckenden Kraft des Christenthums.

seinem Hause umgebracht werden mußten, was selbst Ulpian billigt. Selbst die mosaischen Gesetze, die sonst durch eine gewiße Milde und Menschenfreundlichkeit vor den übrigen des Alterthums sich rühmlich auszeichnen, enthalten doch in Bezug auf Leibeigene die Bestimmung: „Wer seinen Knecht oder Magd schlägt mit einem Stabe, deß er stirbt unter seinen Händen, der soll darum gestraft werden. Bleibt er aber einen oder zwei Tage, so soll er darum nicht gestraft werden: denn es ist sein Geld. (2 Mos. 21, 20. 21.)" Man erinnere sich der blutigen Gladiatorenspiele, dieser Augenweide des römischen Volkes, selbst von dem guten Trajan, dem sanften Titus, dem frommen Marc Aurel gegeben, von welchen ein gründlicher Kenner des Alterthums (Lipsius) behauptet, daß die Kriege kaum so viel Blut gekostet haben, als diese grausamen Schauspiele, wo zuweilen 20,000 Menschen in Einem Monat aufgeopfert wurden, und welche erst, nachdem die christliche Kirche sich laut dagegen erklärt, und jeden, der ihnen zuzusehen sich verleiten ließ, von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen hatte, von den christlichen Kaisern aufgehoben, oder wenigstens, da die Sitte zu tief in das Volksleben eingewachsen war, aufzuheben versucht wurden*). Constantin selbst, der früher gefangene Fürsten der Alemannen und Franken im Theater dem Kampfe mit wilden Thieren preisgegeben

---

*) Ein von Menschenliebe entflammter Mönch, Telemachus, reiste aus dem Orient nach Rom, um jenen grausamen Spielen ein Ende zu machen, stürzte sich mitten unter die Fechtenden und trennte sie von einander, wurde aber selbst das Opfer der Volkswuth.

hatte, gab, als er Christ geworden, diese Art von Schauspielen nie wieder *). Man gedenke der im Alterthum so häufig gewordenen Menschenopfer, die selbst ein Aristides und Themistokles darbrachten, der für erlaubt gehaltenen Fruchtabtreibung und Aussetzung der Kinder, der niedrigen Behandlung des weiblichen Geschlechts, der übermäßigen väterlichen Gewalt, der blutigen Kriegsgesetze, der grausamen Strafen, z. B. Kreuzigung, Vorwerfen vor wilde Thiere, und endlich so mancher Züge, wo die zärtlichsten Regungen des von Gott eingepflanzten Gefühls der Liebe durch die politische Rücksicht auf unnatürliche Weise unterdrückt wurden, wie z. B. bei den Römern der erste Brutus seine beiden Söhne der Republik als Opfer fällte, und der letzte um der Republik willen seinem Wohlthäter und Vater den Dolch in die Brust stieß. Auch die achtungswerthesten

---

*) Aber Constantin — höre ich einwenden — dieser grausame, leidenschaftliche Fürst sollte ein Muster christlicher Humanität seyn? Ja eben darum, weil er seinem persönlichen Charakter nach tief unter manchen früheren heidnischen Kaisern steht, ist um so einleuchtender, wie der Geist des Christenthums seine Gesinnung gleichsam überwältigte, indem er trotz derselben durch die öffentliche Gesetzgebung so vieles zur Milderung des Looses der Armen, der Gefangenen, der Zahlungsunfähigen, der Sclaven, der Frauen und Kinder von Criminalverbrechern gethan hat. Seine persönlichen Leidenschaften stehen oft in grellem Widerspruch mit seinen öffentlichen Verordnungen.

Helden des Alterthums zeigen bei gewißen Gelegenheiten einen Zug unfreundlicher Härte.

Jene durch das Christenthum angeregten Grundsätze der Milde und Humanität, der Gnade und Versöhnlichkeit äusserten auch ihren Einfluß auf die Verwaltung des Rechts. Zwar waren die römischen Rechtsverhältnisse so ausgearbeitet und so tief in das Volksleben eingewachsen, daß das Christenthum auf die römische Welt in dieser Beziehung nur einen geringen Einfluß ausüben, und erst unter den germanischen Völkern seine umbildende Kraft freier entfalten konnte. Auch mochte durch die Schärfung des sittlichen Urtheils zugleich eine größere Strenge in Bestrafung mancher Verbrechen bewirkt worden seyn, wie denn die peinliche Gerichtsordnung noch lange herab fürchterlich war. Aber es läßt sich denn doch nicht verkennen, daß die in Umlauf gesetzten Ideen von einer die Strenge der Gesetze mildernde Gnade, einer die Gerechtigkeit verklärenden Liebe, die Ideen von der Heiligkeit des Menschenlebens, von einer Gott verantwortlichen Gerichtsverwaltung nicht ohne Einfluß blieben. Die Kirche ließ auch in dem Verbrecher noch das Bild Gottes, auch in dem Gefallenen noch einen Gegenstand der erlösenden Liebe Gottes erkennen, dem zur Buße und Besserung Raum gelassen werden solle. Ueber die Lehre von der Begnadigung namentlich sagt ein namhafter Rechtsgelehrter unserer Zeit*): „die einzige wahr-

*) Gans in seinem Erbrechte des Mittelalters S. 11 flg. — Ich muß hier übrigens zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß andere Kenner des römischen Rechts, welche ich um ihr Urtheil zu befragen Gelegenheit hatte, be-

hafte Spur des Christenthums, welche mir im römischen Recht vorzukommen scheint, ist die Lehre von der Begnadigung, die eigentlich ihrem wahren Werthe nach dem gesammten Alterthum fremd ist. Die Lehre von der Gnade setzt nämlich schon die Einsicht voraus, daß das Recht nicht der höchste Standpunkt sey, daß es einen inneren Richterstuhl gebe, vor dem der des äusseren Rechts nothwendig verschwindet. Dieser innere Standpunkt muß aber wieder ein äusseres Organ haben, und so fällt er demjenigen zu, der vom Gesetze gelöst ist, dem Fürsten. Diese Tiefe der Gnade, als vom Rechte specifisch verschieden, ist erst das Erzeugniß des Christenthums, welches überhaupt der Rechtswelt zum erstenmal die Welt der Innerlichkeit entgegenstellt. Faktisch sind wohl früher durch die Macht der Fürsten Strafen verwandelt, und Verbrecher in integrum restituirt worden; aber dieses hat dann die Bedeutung einer richterlichen Abänderung. Die Gnade hat nichts mit dem Rechte zu thun: sie beruht nicht auf Gründen; sie ist blos der Ausdruck dafür, daß die Welt des Rechts nicht das letzte ist. — Die Lehre von der Gnade kommt schon durch Constantinus in das römische Recht." Im Mittelalter verwandten sich oft fromme Mönche und Geistliche bei den Richtern um mildere Bestrafung der Schuldigen, und suchten die Begnadigung zum Tode verurtheilter Verbrecher auszuwirken. Die Kirche suchte den Völkern Gerechtigkeit, Schutz den Unterdrückten, Hilfe den Unmündigen zu verschaffen *).

---

zweifeln, ob sich obige Behauptung historisch nachweisen lasse.

*) In dem dritten Concil zu Toledo vom Jahr 589 wurde

„Aber wie kontrastirt, ruft man, mit diesem gepriesenen Geiste der Milde und Liebe der feindselige Geist der Intoleranz, die Blutgerüste und Scheiterhaufen, die Dragonaden und Religionskriege gegen Andersglaubige, die dem Christenthum eigenthümlich sind? Wie mild ist dagegen die Toleranz des Heidenthums! Das biblische Christenthum gebietet Andersglaubige nicht zu beherbergen, sie nicht einmal zu grüßen (2 Joh. 10.). Die Meinung, daß religiöser Irrglaube Verbrechen sey, und daß alle nicht-christlich Glaubige verdammt seyen, wie geschrieben steht: wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden — dieß mußte unduldsame Gesinnungen und Gewaltthaten zu unausbleiblichen Folgen haben." — Allerdings ein schändlicher Flecken in der christlichen Geschichte, und der traurigste Beweis, daß auch das Licht der Liebe in Menschenhänden zur Mordfackel der Leidenschaft und des Wahnsinns werden kann. Aber man frage sich doch vorerst: ob dieß Wirkungen der christlichen Lehre in dem Sinne seyen, in welchem z. B. die Verfolgung gegen Andersglaubige zu den Religionsgrundsätzen des Islam gehört, und auch in den heiligen Schriften der Perser und Hindus enthalten ist? Mit nichten. Was die obige Stelle (2 Joh. 10.) be-

---

z. B. durch ein königliches Gesetz verordnet: „daß die Richter und Abgabeneinnehmer den Versammlungen der Bischöffe beiwohnen sollten, um von ihnen zu lernen, wie sie fromm und gerecht das Volk zu behandeln hätten, die Bischöffe sollten über das Verfahren der Richter Aufsicht führen."

trifft, so muß man sie nach ihrem Zusammenhange und nach den damaligen Umständen verstehen. Gastfreundschaft und Gruß galt im apostolischen Zeitalter als voller Ausdruck christlicher Gemeinschaft und Bruderliebe. Solche will Johannes den Irrlehrern, welche die reelle Menschheit Jesu läugneten, und doch auf brüderliche Begrüßung und christliche Gemeinschaft Anspruch machten, verweigert wissen. Dieß war damals, wo mit der reinen christlichen Wahrheit so manche Irrlehren sich zu verbinden anfiengen, unumgänglich nöthig, wenn nicht das Christenthum bald ein Gemisch von wahren Lehren und willkührlichen Meinungen werden sollte. Die Strenge, womit auf die Reinheit der Lehre gehalten wurde, sollte auch schon durch die Vermeidung näherer Gemeinschaft mit Irrlehrern sich äusserlich darlegen. Einem Juden und Heiden aber würde Johannes gewiß nicht Gruß und Gastfreundschaft verweigert haben. Aber eine nähere Verbindung mit Irrlehrern hätte als Theilnahme an ihrer Verfälschung der Wahrheit gelten können (vergl. V. 11.). Diese Zurückziehung von falschen Lehrern ist jedoch von Haß und Verfolgung gegen Andersgläubige himmelweit verschieden.

Was die andere Stelle (Marc. 16, 16.) betrifft, so ist allerdings die Wahrheit darin ausgesprochen, daß nur in Christo und im Glauben an ihn volles Heil zu finden sey, derjenige aber, welcher den dargebotenen Glauben geflissentlich von sich weise, sich selbst Unseligkeit bereite, was übrigens nach der sonstigen Analogie der christlichen Lehre durchaus nicht auf solche, die ohne ihre Schuld nichts von Christo wissen, zu beziehen ist. Damit ist aber nicht von ferne gesagt, daß die Kirche das Recht

habe, Unglaubige zu verdammen oder zur Strafe zu ziehen, was vielmehr der apostolischen Anweisung geradezu entgegen ist (Röm. 14, 4.), und nur der Mißverstand und blinde Leidenschaft konnte sich auf diese Stelle zu ihrer Rechtfertigung berufen.

Die eigentliche Quelle, woraus in der christlichen Welt, wenn nicht gerade persönliche Leidenschaften oder politische Interessen*) mit im Spiele waren, die Härte und Verfolgung gegen Andersdenkende entsprang, war theils das durch das Christenthum geweckte höhere In-

---

*) Dieß ist namentlich in den berüchtigten Sachsenkriegen Karls d. Gr. zu beachten. Man thut Unrecht, in denselben eigentliche Religionskriege mit der Absicht einer gewaltsamen Ausbreitung des Christenthums zu sehen. Ihr eigentlicher Grund lag in der uralten Stammes-Eifersucht zwischen den Franken und Sachsen, wovon die letzteren einen großen Theil der früher zu den Franken gehörigen Völkerschaften an sich gezogen hatten, und die ersteren den Principat in diesen Gegenden nicht aufgeben wollten. Da nun die Franken christlich waren, die Sachsen aber in der Aufrechthaltung des Heidenthums ihren Schutz suchten, so galt jede Weiterverbreitung des Christenthums zugleich als eine neue Eroberung für die Franken, jeder Rückfall ins Heidenthum als eine Verstärkung des Sachsenbundes. Die Gewaltthätigkeiten gegen die Sachsen wurden mehr gegen ihre Empörungssucht, als gegen ihr Heidenthum angewendet. Karl d. Gr. wußte auch durch mildere Mittel, z. B. Anlegung von Bisthümern ihre Bekehrung einzuleiten.

teresse für religiöse Wahrheit, die schärfere Scheidung zwischen Irrthum und Wahrheit, und das tiefe Gefühl von dem Werthe des echten christlichen Glaubens, was um so mehr die Pflicht, den entgegenstehenden vermeintlichen Irrthum auf jede Weise zu bekämpfen, mit sich zu bringen schien; theils die aus dem Heidenthum und Judenthum tief in die christliche Zeit hineinragende Vermischung der Staats- und Religionsangelegenheiten.

Die gepriesene heidnische Toleranz gilt nur mit großer Einschränkung. Sie gründete sich nicht auf die Achtung, die man dem Gewissen des Einzelnen schuldig ist, nicht auf den Grundsatz, der die einzige Grundlage wahrer Duldung ist, daß Jeder das Recht habe, seinen Gott auf seine Weise anzubeten. Der Bürger hatte nicht das Recht, einen fremden Cultus anzunehmen, wenn er gleich den Fremden, die an demselben Orte wohnten, gestattet war. Die Religion war Staatssache, und jede Verletzung der Religionsgesetze wurde als bürgerliches Verbrechen bestraft. Daher mußte in dem freien Griechenland Sokrates auf die Anklage einer Religionsneuerung hin den Giftbecher trinken. Mäcen rieth dem August, die, welche etwas Fremdes in der Religion einführten, zu hassen und zu strafen. Ein römischer Rechtsgelehrter (Julius Paulus) führt unter den Rechtsgrundsätzen des römischen Staats diesen an: „Solche, welche neue und ihrer Anwendung oder Beschaffenheit nach unbekannte Religionen einführten, durch welche die Gemüther der Menschen beunruhigt würden, sollten, wenn sie von höheren Ständen wären, deportirt, wenn von niederen, mit dem Tode bestraft werden.“ Die Rö-

mer waren tolerant, so lange es ihrer Politik diente. Aber eben gegen das Christenthum, welches für eine staatsgefährliche Neuerung galt, erwachte die schlafende Intoleranz auf entsetzliche Weise. Diese Vermischung des religiösen und politischen Elements übte auch noch lange in die christliche Zeit hinein ihren verderblichen Einfluß, bis allmählig der Unterschied von Staat und Kirche, von bürgerlichen und Religionspflichten zum herrschenden Bewußtseyn sich erhob.

Aber das Christenthum hat das große Verdienst, zuerst die echten Grundsätze der Religions- und Gewissensfreiheit zum Bewußtseyn gebracht zu haben, welche von den angesehensten Kirchenlehrern öffentlich ausgesprochen *) und den Kaisern zu Gemüth geführt

---

*) Es mögen von vielen nur einige Aussprüche angeführt werden. Tertullian sagt zu dem römischen Statthalter Scapula: „Es ist doch Menschenrecht, und gehört zur natürlichen Freiheit eines Jeden, zu verehren, was seiner Ueberzeugung gemäß ist, und die Religion des einen kann dem andern weder schaden noch nützen. Es ist aber auch keine Religion, Religion erzwingen zu wollen; denn die Religion muß freiwillig ohne Zwang angenommen werden. Opfer werden auch nur von den freien Herzen verlangt.“ Chrysostomus: „Es ist den Christen nicht erlaubt, durch Gewalt und Zwang den Irrthum zu zerstören, sondern sie dürfen nur durch Ueberzeugung, durch vernünftige Belehrung, durch Liebeserweisung das Heil der Menschen wirken.“

wurden, obwohl sie selbst nicht immer denselben treu blieben, fortgerissen von einem zwar in seiner Quelle reinen, aber leidenschaftlichen Eifer, der in der Wahl der Mittel zu Erreichung seines Zwecks fehlgriff. Constantin bewilligte unbedingte Religions- und Gewissens-Freiheit, indem er in dem Edict bemerkte: „Mögen die, denen es so beliebt, den Tempel der Unwahrheit behalten: wir wollen in dem glänzenden Hause der göttlichen Wahrheit bleiben, welche Gott uns zum Eigenthum geschenkt hat." Dieß war etwas völlig Neues, was mit der bisherigen Ansicht von einer herrschenden Staats-Religion im Widerspruch stand. Wenn er auch zuletzt das Aufrichten von Götzenbildern und das Opfern verbot, so wendete er doch nie gewaltsame Mittel an, nöthigte die heidnischen Soldaten nicht, christliche Gebete herzusagen und christliche Gebräuche mitzumachen, wie die heidnischen Kaiser die Christen zur Feier heidnischer Ceremonien zwingen wollten. Gleiche Toleranzgrundsätze befolgten Jovian, Valentinian, Valens, Gratian. Erst von Theodos an wurden scharfe Gesetze gegen den heidnischen Cultus erlassen.

Um so bedauerlicher freilich waren die Proceduren, welche innerhalb der christlichen Kirche selbst gegen die von der herrschenden Glaubenslehre Abweichenden Statt fanden, was mit dem ganzen Verderbniß der Kirche zusammenhieng. Ja selbst in der protestantischen Kirche, ungeachtet durch die Reformation die Grundsätze der Glaubens- und Gewissensfreiheit wieder zum Bewußtseyn gebracht worden waren, dauerte es noch geraume Zeit, bis sie auch in praxi ihre volle Anwendung fanden. Aber die Zeit ist endlich gekommen, wo jene Grundsätze

selbst in der bürgerlichen Gesetzgebung sich geltend gemacht haben, wenn gleich der römische Stuhl noch heute die Ketzer verflucht.

Daß übrigens die Religionskriege und die Ausbrüche des religiösen Fanatismus nichts der christlichen Welt Eigenthümliches seyen, beweist die Geschichte mit vielen Beispielen. So stritten im Alterthum zwei egyptische Völkerschaften miteinander unter Anführung der Priester um der beiderseitigen verschiedenen Götter willen. So wurden in Indien zwischen den Braminen und Buddhisten blutige Kriege geführt, und Religionshaß entzweit die Verehrer des Vishnu und Siva, wie unter den Muhamedanern die Sunniten und Schiiten. Religionshaß zeigten die Perser unter Cambyses gegen die Egypter, unter Darius und Xerxes gegen die Griechen, unter den Sassaniden gegen die Christen. Und noch in unsern Tagen hatte Pomare der Zweite König von Otaheiti und Eimeo, kurz vor seiner Bekehrung zum Christenthum einen blutigen Krieg um den Götzen Oro mit einer andern Parthei geführt.

Jener oben bemerkte Geist der Humanität, der Schonung und Mildthätigkeit hatte ausser dem durch Christum in die Welt eingetretenen Princip der Liebe, auch darin seinen Grund, daß erst durch das Christenthum die allgemeine Menschenwürde, der absolute, von allen bürgerlichen Verhältnissen unabhängige Werth des Menschen als solchen zur Anerkennung gebracht wurde. Dieß war vorher nicht der Fall.

Bei den Griechen und Römern hatte der Mensch nicht an und für sich, als Geschöpf Gottes, sondern nur als Glied des Staats einen Werth, er hatte keinen

Menschen-, sondern nur einen Bürgerwerth. Der Genuß menschlicher Rechte war durch den Besitz des Bürgerrechts bedingt, und die hohe Entwicklung und Bildung der alten Staaten hatte es nicht weiter, als bis zur bürgerlichen Freiheit gebracht. Die absolute Berechtigung eines jeden Menschen als solchen zur Freiheit und Selbständigkeit, und zum Genuße menschlicher Rechte verdanken wir erst dem Christenthume. Jetzt erst drang der Mensch in die Tiefen seines Wesens ein, und fand in sich eine vorher ungekannte Würde; an dem sich zum Heile der Menschen erniedrigenden Gotte hob er sich selbst empor, und aus den Lehren von der Gottverwandtschaft der menschlichen Natur, der Allgemeinheit der Erlösung, der höheren, ohne Unterschied der irdischen Lebensverhältnisse, alle umfassenden Gemeinschaft des Reichs Gottes, von der Kindschaft Gottes, von dem erhabenen Ziele seiner Bestimmung, von der speciellen Vorsehung Gottes über die Menschen, und von der Einheit und Gleichheit aller Menschen in Christo (Col. 3, 11.), aus der Herablassung des Gottessohnes zu den früher verachteten Menschenklassen erkannte er die Größe seines eigenen Werthes (s. d. vierten Brief S. 93), und fühlte sich ebenso zur Achtung und Schonung gegen jeden, auch den Geringsten verpflichtet (Röm. 14, 15. 1 Cor. 8, 11.)*).

---

*) Welch einen überraschenden, großartigen Eindruck die Lehre von der Kindschaft Gottes auf den natürlichen Menschen mache, erhellt aus folgendem Beispiele. Als die dänischen Missionäre in Trankebar einst das neue Testament durch einen Eingebornen ins Malabarische übersetzen ließen, wollte dieser, da er zu den Worten

Jetzt erst wurde die freie Person des Menschen als die Krone der Schöpfung in die Mitte des Lebens gestellt, und die göttliche Freiheit, zu welcher Christus alle Menschen berufen, verkündigt. Es spreche hiefür eine Autorität, welche Du, wie ich wohl weiß, nicht weniger achtest, als ich selbst. Schiller sagt (in einem Aufsatze über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter): „Griechenland und Rom konnte höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation auch in ihrer schönsten Epoche erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athener die übrige Welt ausser Griechenland, und man weiß, daß er dieses bei seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatze ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als römische Bürger und römische Sclaven. Keiner von unsern Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie Einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menschenfreiheit — ein Gut, das, wie

---

Johannis kam (1 Br. 3, 1): „Seht, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen" — betroffen von der Erhabenheit des Gedankens es nicht wagen, dieselben buchstäblich zu übersetzen: „es sey zu hoch, zu viel gesagt, daß Gott uns seine Kinder heißen solle! er wolle es übersetzen: daß wir dem Vater die Füße küssen dürfen."

sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruht."

Damit fiel zuerst der ewige Schandflecken des Alterthums — die Sclaverei. Mag auch das Loos der Sclaven oft ziemlich mild und leidlich gewesen seyn, so war dennoch ein solcher Zustand, wo der Mensch nicht als Person, sondern als Sache betrachtet wurde, ein unsittlicher; aber daß er dieß sey, war weder einem Plato noch Aristoteles, weder einem Cicero noch Seneka eingefallen.

Der Sclave wurde als ein Wesen betrachtet, das an sich, vermöge seiner Natur und seiner ihm vom Schicksal gegebenen Bestimmung niedrigerer Art, als der Freie, und nur zum Dienen geeignet sey. Hören wir, wie der große Aristoteles die Sclaverei als etwas ganz Naturgemäßes zu rechtfertigen weiß. Er sagt darüber im ersten Buche seiner Staatslehre: das sey zum Herrschen bestimmt, was sich geistig auszeichne, was aber nur Körperkraft besitze, um Befehle zu vollziehen, zum Gehorsam. Doch gelte dieser Grundsatz eigentlich nur von den Griechen. Denn die Nichtgriechen (Barbaren) hätten von der Natur gar nichts zum Herrschen Geeignetes (wahrhaft Geistiges) erhalten, weßhalb ihre Gesellschaft nur aus Sclaven und Sclavinnen bestehe, und die Dichter mit Recht sagen, daß die Griechen zu Beherrschern der Barbaren bestimmt seyen, in der Voraussetzung, daß Barbar gerade so viel sey, als Sclave von

Natur *). Was der Ochse dem Armen, sey der Sclave dem Reichen. Gleichwie zur Ausübung einer jeden Kunst gewiße Werkzeuge erfordert werden, so bedürfe auch das Hauswesen der Werkzeuge; einige von diesen aber seyen leblos, andere belebt; der Sclave nun gehöre in die Reihe der letzteren. Ferner seyen die belebten Werkzeuge der Art, daß sie entweder nur den Willen des Herrn mechanisch ausführen, oder von demselben auch etwas wissen; die Sclaven seyen von der letzteren Art. Der Sclave sey nicht nur des Herrn, sondern schlechthin und unbedingt des Herrn. Daß sich der Sclave vom zahmen Thiere nur sehr wenig unterscheide, sey klar: denn beide dienen nur zur Befriedigung körperlicher Bedürfnisse. Zwar sey der Sclave mit Vernunft begabt, während das Thier vom Instinkt geleitet werde: aber es sey zu erwägen, daß er wohl Vernunft fühle, sie aber nicht habe." Plato spricht denjenigen gesetzlich los, der seinen eigenen Sclaven getödtet, nur derjenige, der den Sclaven eines andern (eine fremde Sache) umgebracht, müsse eine Geldstrafe erlegen. Ein griechischer Philosoph stellt (bei Cicero de offic.) die casuistische Frage auf: ob man bei einer Gefahr zur See lieber ein kostbares Pferd, oder

---

*) Ebenso dachten die Römer. Im römischen Rechte wurde die Frage aufgeworfen: ob auch der von Barbaren gefangene Römer noch Rechte haben, eine Person bleiben könne, ob er nicht auch eine Sache werde? Und der römische Stolz antwortete: „der Barbar sey ja von Natur nichts anderes, als Sclave, habe also keine Rechte, könne kein Eigenthum haben, folglich könne auch der Römer nicht sein Eigenthum seyn."

einen elenden Sclaven preisgeben solle. So wenig wurde der eigentliche Menschenwerth anerkannt bei einer so zahlreichen Menschenklasse, die z. B. zur Zeit des Demetrius Phalereus in Attika allein 400,000 betrug (bei nur 100,000 freien Bürgern), und wovon vornehme Römer zu Tausenden besaßen.

Zwar waren in der römischen Gesetzgebung noch vor den christlichen Kaisern menschlichere Bestimmungen in Absicht auf die Tödtung und Mißhandlung der Sclaven gegeben worden, ja es finden sich zur Zeit des Verfalls der alten Religionen selbst Spuren, daß man auch unter Heiden das Unrecht der Sclaverei einsah. Aber es ist doch erst das Verdienst des Christenthums, durch den neuen Gesichtspunkt, aus welchem es die Würde der menschlichen Natur betrachten lehrte, dieses ganze Verhältniß theils als ein widerrechtliches und sündhaftes zum klaren Bewußtseyn gebracht, theils in der Wirklichkeit aufgehoben zu haben. Durch das Christenthum erhielten auch die Sclaven das Bewußtseyn der Kindschaft Gottes, der Gleichheit mit ihren leiblichen Herren vor Gott, und keiner scheute sich, ihnen, wie jedem andern, den Bruderkuß beim heiligen Male zu geben. In Christo, hieß es, ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib. Denn ihr seyd allzumal Einer in Christo Jesu (Gal. 3, 28.).

Weil aber das Evangelium keine unmittelbare und gewaltsame Umwälzung in den äusserlichen Verhältnissen (1 Cor. 7.), wie dieß jüngst (i. J. 1832) die mit dem Evangelio bekannt gemachten Sclaven auf Jamaika versuchten, hervorbringen, sondern vorerst die innerlichen Bande der Sünde lösen wollte, in der sich-

ren Hoffnung, daß mit der Zeit auch die äussern fallen würden: so zeigte sich sein Einfluß vorerst darin, daß es wenigstens die Ueberzeugung von der Gleichheit aller Menschen vor Gott und der Unrechtmäßigkeit der Sclaverei verbreitete *), und schon früher Einzelne, sobald sie Christen geworden waren, bestimmte, ihren Sclaven die Freiheit zu schenken. Die Kirche gab zwar kein äusseres Gesetz, wonach die Herren die Sclaven hätten freilassen müssen; aber sie wirkte mittelbar vielfältig auf ihre Freilassung hin. Unter vielen Mönchen, besonders im Morgenland, war es ausdrückliches Gesetz, keine Sclaven zu haben. Und indem die Kirche bei der Frei-

---

*) So schreibt der Abt Isidor von Pelusium an einen vornehmen Mann, bei welchem er sich für einen seiner Sclaven verwandte: „er hätte nicht geglaubt, daß der Freund Christi, welcher die Gnade kenne, die allein die Freiheit verliehen, noch einen Sclaven haben sollte.“ Chrysostomus sagt: „in der christlichen Kirche ist die Sclaverei nur noch dem Namen nach unter den Jüngern des Herrn, der Sache nach hat sie aufgehört.“ Der Pabst Gregor d. Gr. (im 6ten Jahrh.) schreibt bei Freilassung zweier Sclaven: „Gleichwie unser Erlöser, der Herr der ganzen Natur, die menschliche Natur angenommen hat, um uns aus den Banden der Knechtschaft zu erlösen, und uns die ursprüngliche Freiheit wieder zu schenken: so geziemt es sich auch, die Menschen, welche von Natur frei, aber durch das Völkerrecht unter das Joch der Knechtschaft gekommen sind, durch Loslassung in den Zustand der ursprünglichen Freiheit zurückzuversetzen.“

lassung derselben besonders zugezogen wurde, wurde anerkannt, daß dem Standpunkt der Kirche eine solche Handlung besonders gemäß sey. „Die ehrwürdigsten Geistlichen und die größten Päbste (bemerkt Raumer Gesch. der Hohenstaufen Bd. V. S. 34) erklärten sich so bestimmt gegen Leibeigenschaft und Druck der Bauern, und giengen mit so löblichen Beispielen der Linderung und Freilassung so oft voran, daß man der Kirche nochmals in dieser Beziehung das vortheilhafteste Zeugniß geben muß." Was unter Griechen und Römern durch das Christenthum angebahnt, das wurde endlich unter den germanischen und nordischen Völkern verwirklicht, indem zwischen dem 9ten bis 13ten Jahrhundert der Menschenhandel im fränkischen Reiche, in Böhmen, England und zuletzt in Schweden aufhörte. Zwar war das Verhältniß der Sclaven bei den alten Deutschen ein anderes, milderes, als bei Römern und Griechen; aber doch hatten sie auch nur den Werth einer Sache, der Herr konnte sie tödten, verkaufen u. dgl. Dieß wurde allmählig durch die christliche Gesetzgebung aufgehoben. Zwar blieb noch lange die Leibeigenschaft, wie noch bis auf den heutigen Tag verschiedene Arten von Unfreiheit in christlichen Ländern fortdauern. Aber dieß war ein von der alten Sclaverei der Art nach ganz verschiedenes Verhältniß *).

---

*) Raumer bemerkt (Gesch. der Hohenstaufen Bd. V. S. 4): Unter den Deutschen fand, wenigstens nach Einführung des Christenthums, keine Sclaverei nach altheidnischer Weise statt; die Slaven und andere von ihnen bezwungenen Stämme sind niemals in einen Zustand so vollkommener Nichtigkeit versetzt worden. Selbst

Die Leibeigenen konnten selbst zu Priestern und Bischöffen gewählt werden. Sie waren doch nicht so recht- und eigenthumlos, nicht so absolut der Willkühr des Herrn preisgegeben, wie die Sclaven der Alten. Die Leibeigenschaft besteht ja eigentlich nur in einer auf die Nachkommen sich vererbenden Verbindlichkeit zu gewissen Abgaben und Dienstleistungen; und wird überall, wo sie noch in christlichen Ländern besteht, immer mehr gemildert und veredelt. Schon der Ausdruck „leibeigen" bemerkt fein ein neuerer Gelehrter, ist christlichen Ursprungs, andeutend, daß sich das Eigenthumsrecht eines Menschen auf den andern gar nicht auf seinen Geist beziehen könne.

---

diejenigen, welche in den allergedrücktesten Verhältnissen lebten, entbehrten nicht alles Eigenthums; selbst diejenigen, denen es nicht frei stand, sich ohne höhere Genehmigung zu verheirathen, traten doch nach der ertheilten Genehmigung in eine wahre Ehe, und keinem war durch Adels- oder Priesterherrschaft der Zutritt zu der Kirche abgeschnitten. Daß auf dem höchsten Standpunkt vor Gott alle gleich seyen, und das Gebot der Liebe alle umfasse, diese Grundlehren des Christenthums ließen sich nie ganz verdunkeln oder zur Seite schieben. Es lag im Christenthum eine viel echtere und tiefsinnigere Demokratie verborgen, als das Heidenthum je entwickelte. Die christliche innere Freiheit, welche höher steht, als jede äussere staatsrechtliche, blieb unantastbar, und bei der Kirche fand man zur Heilung staatsrechtlicher Mängel eine früher ungekannte Hilfe. Sehr oft wirkten Kirchenschlüsse zur Milderung drückender Verhältnisse, und verwerfliche Mißbräuche wurden geradezu verboten."

Wenn aber später solche, welche sich Christen nannten, durch den afrikanischen Negerhandel in ihren überseeischen Colonien die Sclaverei der Alten wiederherstellten, so waren es doch die Grundsätze des Christenthums, von welchen durchdrungen insbesondere die Quäcker die Abschaffung der Negersclaverei in dem größten Theile der nordamerikanischen Freistaaten bewirkten. Und wenn der völligen Aufhebung derselben bis jetzt in den südlichen Provinzen und den westindischen Inseln noch große Schwierigkeiten im Wege stehen, so spricht sich doch dagegen entschieden das allgemeine sittliche Urtheil aus.

Neben der tiefsten Herabwürdigung der Menschenwürde gieng bei den Alten (wie es auch heut zu Tage noch bei vielen unchristlichen Völkern der Fall ist) die übertriebenste Verehrung, ja Vergötterung der Menschennatur her. Nicht blos ausgezeichnete Wohlthäter, sondern auch Ungeheuer der Menschheit, ein Caligula, Nero, wurden unter die Götter versetzt oder ließen sich göttliche Ehre erweisen, und Domitian ließ sich vom römischen Volke „unser Herr und Gott" nennen. Dagegen gewöhnte das Christenthum zu der Vorstellung, daß Kaiser und Könige in gleicher Abhängigkeit von Gott stehen, wie der Geringste im Volke, und vertilgte den Nimbus übermenschlicher Hoheit.

Wie die Achtung der Menschenrechte, so ist auch die Achtung des Menschenlebens eine heilsame Wirkung des Christenthums. Aus dem Mangel derselben entsprangen die oben genannten Gladiatorenspiele, und die Kindermorde und die Fruchtabtreibung. Was namentlich den Kindermord betrifft, so ist es auffallend, mit welcher schrecklichen Allgemeinheit er sich in dem Heiden-

thume findet. Im ganzen gebildeten Griechenland, außer bei den Thebanern, war die Kinderaussetzung etwas Erlaubtes und Gewöhnliches, bei den Spartanern die Tödtung der Schwächlichen sogar Gesetz; und doch war der Urheber der spartanischen Gesetze, Lykurg, nach dem Ausspruch des Orakels mehr für einen Gott, als einen Menschen zu halten. Ja der große Aristoteles sagt in seiner Staatslehre: „man müsse in gewissen Fällen, um die Zahl der Bürger nicht zu groß werden zu lassen, die Frucht abtreiben, schwache und gebrechliche Kinder aussetzen." Nach den Gesetzen des Romulus durfte der Vater nachgeborne Töchter und verstümmelte Kinder aussetzen oder tödten, aber es wurden auch viele gesunde Kinder, die die Eltern nicht erziehen mochten, ausgesetzt. Findelhäuser gab es keine. Dramatische Dichter (z. B. Terenz) schildern gleichgültig eine Sitte des Volkes, die man durch das Interesse der Wirthschaftlichkeit zu beschönigen suchte. In der Hauptstadt Chinas werden jährlich 9000 Kinder dem traurigsten Tode ausgesetzt. Auf den paradiesischen Inseln der Südsee war der Kindermord zur Volkssitte geworden, und erhielt sogar durch Zurückführung auf eine Anordnung ihrer Götter und durch eine Kindermördergesellschaft religiöse Bedeutung. Nach der Meinung der ersten Missionäre, die 1797 auf Taheiti landeten, waren es zwei Drittheile der Kinder, die von ihren Eltern gleich nach der Geburt ermordet wurden, indem die zahlreichsten Familien selten mehr als 2 oder 3 Kinder hatten. Ein alter ehrwürdiger Häuptling sprach nach seiner Bekehrung in einer Volksversammlung i. J. 1829: „Groß war meine Familie, aber ich allein bin übrig geblieben; alle meine Kinder starben im

Dienste des Teufels — sie kannten nicht das gute Wort, das ich zu sehen aufbehalten wurde; mein Herz verlangt nach ihnen, und oft sagt es mir: daß sie nicht so frühzeitig dahingegangen wären! Groß sind meine Verbrechen, ich war der Vater von 19 Kindern, und alle wurden gemordet. Nun verlangt mein Herz nach ihnen; wären sie am Leben erhalten worden, so würden sie Männer und Frauen geworden seyn und gelernt und erkannt haben das Wort des wahren Gottes. Aber da ich sie mordete, hielt Niemand meine Hand zurück, oder sagte: schone ihrer. Niemand sagte mir: das gute Wort, das wahre Wort ist gekommen, schone deiner Kinder; und nun jammert mein Herz um sie, weint um sie" (s. Ausland 1831, Nro. 308). Das gleiche Geständniß thaten Negerinnen in Afrika nach ihrer Taufe. Nur die Juden und alten Deutschen waren von diesem Laster frei. Eben so häufig war die Fruchtabtreibung, und zwar bei den vornehmsten Damen Roms.

Auch hier äusserte das Christenthum seinen sittlichen Einfluß schon in der römischen Gesetzgebung. Zwar stritten die Rechtsgelehrten noch darüber, ob die Gesetze gegen die Kinderaussetzung vor der christlichen Zeit oder erst von christlichen Kaisern gegeben worden: aber gewiß ist, daß die christlichen Kaiser Valentinian, Valens und Gratian zuerst die Todesstrafe auf Kinderaussetzung setzten. Zwar hatten die römischen Rechtsgelehrten schon vor Constantin sie für Barbarei erklärt: aber es galt doch (vor Severus) von Neugebornen, die noch nicht gebadet hatten, wie von Embryonen, der Satz: sie seyen noch keine Menschen; und die Aussetzung durch öffentliche Gesetze aus den Ehen wegzubringen und für ab-

scheulich zu erklären, war erst dem Christenthume vorbehalten. Damit Eltern nicht Armuthshalber zu jenem verzweifelten Mittel griffen, ließ Constantin zuerst ihnen öffentliche Beihilfe zur Erziehung ihrer Kinder reichen. Christliche Lehrer waren es zuerst, welche die Fruchtabtreibung für einen Mord erklärten. Man sage nicht, daß dasselbe Laster je unter uns noch statt finde. Es zeigt sich doch nicht in dieser Allgemeinheit und bei so angesehenen Personen, wie damals, wovon ein christlicher Schriftsteller aus dem Anfang des 3ten Jahrhunderts (Tertullian) sagt: bei wie vielen der hier Umstehenden, welche nach dem Blute der Christen dürsten, selbst unter euch für das Recht eifernden, gegen uns so strengen Statthaltern soll ich an das Gewissen anklopfen, ob sie nicht ihre Kinder tödten?" Und es wird wenigstens streng bestraft, während es dort lange unbestraft blieb, oder die Fruchtabtreibung z. B. bei den Römern nur bei Ehegattinnen, nicht aber bei ledigen Personen durch Gesetze verboten war.

Wie rechtlos waren ferner die Kinder gegenüber von der römischen Vatergewalt! Sie beschreibt Gibbon (historische Uebersicht des römischen Rechts oder das 44. Cap. der Geschichte des Verfalls des römischen Reichs, übersetzt von Professor Hugo 1798, S. 81 flgd.) mit folgenden Worten: „In seines Vaters Hause war der Römer nur eine Sache, und nach den Gesetzen stand er in derselben Classe mit den beweglichen Gütern, dem Vieh und den Sclaven, die der Herr ganz nach Willkühr veräußern und zerstören durfte, ohne vor irgend einem Gerichte auf Erden deßwegen verantwortlich zu seyn. Nach seinem Gutbefinden konnte ein Vater die wahren oder eingebildeten Fehler

seiner Kinder durch Schläge, Gefängniß, Verbannung oder auch dadurch bestrafen, daß er sie aufs Land schickte, um mit seinen niedrigsten Sclaven in Ketten zu arbeiten. — Die Majestät eines Vaters war mit der Gewalt über Leben und Tod bewaffnet; und Beispiele von blutiger Ausübung dieses Rechts, die oft gebilligt und nie bestraft wurden, finden sich in den Jahrbüchern Roms herunter bis zu den Zeiten des Pompejus und August. Der Druck ward durch die Versicherung gemildert, daß für jede Generation die Zeit kommen werde, wo auch sie in die furchtbar heilige Würde eines Vaters und Herrn eintrete. Zwar wurde diese Gewalt schon durch August und die späteren Kaiser bedeutend eingeschränkt: aber erst Constantin setzte auf die Tödtung eines Sohnes die volle Strafe des Vatermords. Vorher konnte man gegen einen Vater auch bei der ärgsten Mißhandlung seines Kindes keine Klage anstellen.

Der oben berührte Mangel an Humanität und Zartheit, die Verkennung des Menschenwerthes zeigte sich bei den Alten und überall außerhalb des Christenthums auch insbesondere noch durch die Geringschätzung des weiblichen Geschlechts *). Ich will nicht bemerken, daß bei allen wilden und uncivilisirten Nationen, welche die Geschichte kennt, das Weib in der Regel nicht viel mehr, als ein Hausgeräth, und zur traurigsten Knechtschaft oder blosem Werkzeuge sinnlicher Lust herabgewürdigt ist, und daß dort noch keine moralische Be-

---

*) Vrgl. meine Abhandlung über „die Verdienste des Christenthums um das weibliche Geschlecht" in der religiösen Zeitschrift „Theophilus" 1834, N. 33. 34.

ziehung zwischen Mann und Frau stattfindet; sondern selbst bei den gebildetsten Völkern des Alterthums findet sich eine auffallende Verachtung und Hintansetzung des andern Geschlechts, und bestrafte sich zugleich an ihnen durch den Mangel an Zartheit des Gefühls, Mangel an Sitte, Einseitigkeit der Bildung und des ganzen civilisirten Lebens, welche überall stattfindet, wo das Weib von thätiger Theilnahme an der Förderung aller rein menschlichen Interessen ausgeschlossen ist. Im ganzen Morgenlande ist die Frau bekanntlich in einem Verhältniß, das nahe an Knechtschaft grenzt. Bei den feingebildeten Indiern lebt das schöne Ideal der Weiblichkeit, die Sakontala, nur in der Dichtung. In ihren Gesetzbüchern werden die Frauen den Greisen, Sclaven, Aussätzigen gleichgestellt, und oft zu den entehrendsten Strafen verurtheilt, obwohl ursprünglich eine edle Behandlung des weiblichen Geschlechts stattfand. Ebenso befindet es sich bei den Chinesen in einem sehr gedrückten, leidenden Zustande. Und was dürfen wir bei den Griechen für eine Behandlung und Achtung derselben erwarten, da einer ihrer ältesten Dichter (Hesiod Theog. 583 flgd.) von ihnen singt:

„Denn ihr (der Pandora) ist das Geschlecht der zartgebildeten Weiber.

„Unheilvoll ist solches Geschlecht, und die Stämme der Weiber

„Wohnen zu Schaden und Leid in der sterblichen Männer Gemeinschaft."

Selbst in Athen und in der Blüthezeit griechischer Kunst und Wissenschaft finden wir dieses Geschlecht geistig vernachläßigt. Die gänzliche Entfernung der eigentlichen

Hausfrauen vom gesellschaftlichen Leben und von den Mitteln geistiger Ausbildung läßt eine schöne Bildung des Geistes kaum erwarten. Nur die Hetären genossen den zweideutigen Vorzug, mit Männern aller Art umzugehen, mit ihnen fand ein geistiger Austausch Statt, und auch unter ihnen war eine Aspasia eine Seltenheit. Die Hausfrau wurde hauptsächlich nur in ökonomischer Hinsicht und zum Zwecke der Kindererzeugung geschätzt. Die tiefere, innigere Liebe und Anhänglichkeit trug der Mann auf den Mann über.

Das schöne weibliche Ideal, welches Sophocles aufstellt, die Antigone, zeigt doch im Ganzen mehr männliche Entschiedenheit und Energie, als wahrhaft weibliche Zartheit. Wie niedrig wurde noch dieses Geschlecht beurtheilt, wenn ein Aristoteles sagen konnte: „die Weiber seyen eine Gattung Ungeheuer, und der Anfang zu einer Ausartung der Natur" — und wenn Plato mit Vernichtung aller zärteren und moralischen Verhältnisse eine Weibergemeinschaft in seiner idealen Republik vorschlagen konnte*). Einzelne erhabenere und edlere Ansichten, z. B. eines Pythagoras, Sokrates und insbesondere Plutarchs sind ehrenwerthe Ausnahmen. Diese Hintansetzung des weiblichen Geschlechts zeigte sich auch in den Erbfolgegesetzen, indem zu Athen die Söhne gleich erbten, die armen Töchter aber nach dem Gutbefinden ihrer Brüder ausgestattet wurden.

---

*) Jedoch will Plato wenigstens auf ihre Erziehung nicht mindere Sorgfalt verwendet wissen, als auf die der Männer, und fordert ihnen die gleiche Höhe der Bildung zu geben, wie diesen (in der Republik).

Die größte Achtung in Griechenland genossen sie noch zu Sparta, weil sie da mit dem Staatsleben enger zusammenhiengen, wo aber zugleich, um kräftigere Nachkommenschaft zu erzielen, der schändliche Umtausch der Ehemänner Statt fand, und die Weiber allen sanfteren Gefühlen entsagten. Am meisten gebührt unter den Alten den Juden, Römern, Galliern und Germanen die Ehre, das andere Geschlecht geachtet zu haben. Und doch, welche Flecken und Roheiten auch hier! Daß bei den Juden, z. B. die Frau gekauft wurde (vergl. Hosea 3, 2. 3.), daß der Mann seine Frau entlassen konnte, oft aus den geringfügigsten Ursachen (Matth. 19.), nicht aber die Frau vom Mann sich scheiden durfte, beweist das knechtische Verhältniß der Frau. Ein tägliches Morgengebet der Juden lautete: „Gepriesen seyst du, Schöpfer des Himmels und der Erde, daß du mich nicht als Weib geschaffen hast" und das Weib wurde an die Niedrigkeit ihres Standes erinnert durch das parallele Gebet: „Gelobt seyst du, der du mich erschaffen, wie es dir gefallen." Sie waren vom religiösen Unterrichte ausgeschlossen. Denn es heißt im Talmud: Wer seine Tochter im Gesetz unterrichtet, ist wie einer, der Narrheit treibt. Und ein gefeierter Rabbi (Elieser) fertigte eine Frau, die ihm Religionsfragen vorlegte, mit den Worten ab: „die Weiber sollten nichts verstehen, als ihren Spinnrocken; man soll das Gesetz eher verbrennen, als es den Weibern übergeben." Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Platz, der ihnen im Tempel angewiesen war, der sogenannte „Vorhof der Weiber" zunächst an den Vorhof der Heiden grenzte. Selbst das Ideal hebräischer Weiblichkeit, wie es z. B. in den Sprüchen

Salom. 31, 10 flg. Sirach 26, 16 flg. geschildert wird, bewegt sich hauptsächlich in irdischen Lebensbeziehungen, und ist noch nicht von seiner tieferen, geistig-gemüthlichen Seite aufgefaßt. Bei den Römern, wo ein schönes häusliches Leben in den besseren Zeiten und edle Frauen und Mütter sich finden, wo durch den Heerd der Vesta und die Stiftung der vestalischen Jungfrauen das häusliche Leben und die Würde des weiblichen Geschlechts geheiligt wurde, war doch das unwürdige Gesetz, daß kein Bürger seine Frau, ja nicht einmal seine einzige Tochter zur Erbin einsetzen durfte, welches erst durch die christlichen Kaiser aufgehoben wurde *). Die Mutter hatte rechtlich gar keinen Antheil an dem Wohl und Wehe ihrer Kinder; ja auch auf sie dehnte sich die ganze Fülle der väterlichen Gewalt in den älteren Zeiten aus. Im Falle des Ehebruchs von Seiten des Mannes war ihr nicht erlaubt gerichtliche Hilfe zu suchen; nur der Mann durfte klagen.

Was die alten Deutschen und ihre Achtung gegen die Frauen, in denen sie selbst etwas Göttliches ahneten, betrifft, so hat man schon hieraus allein den Umschwung der Denkart der christlichen Zeit in Absicht auf das schöne Geschlecht ableiten wollen. Aber man vergißt dabei, daß in den ältesten fränkischen, burgundischen und sächsischen Gesetzen sich noch sehr rohe Bestimmungen

---

*) Justinian hob alle Gesetze auf, welche Ungleichheit in dem Erbtheil beider Geschlechter erheischten, indem er sagte: „diejenigen, welche diese Verschiedenheit eingeführt, scheinen die Natur anzuklagen, nicht allen das männliche Geschlecht ertheilt zu haben.“

hierüber finden, wonach z. B. die erwachsenen Mädchen als Waaren betrachtet wurden, die man mit Geld erkaufen konnte, und daß erst allmählig durch den Einfluß des Christenthums, wie man aus den in spätere Verordnungen eingeflochtenen Bibelstellen sieht, durch die Gesetzgebung mehr Achtung gegen die Frauen empfohlen und denselben größere Rechte verliehen, daß namentlich in Schweden die Frauen erst mit Einführung des Christenthums in ihre Rechte eingesetzt wurden. Es erhellt hieraus, daß ausserhalb des Christenthums das Weib weder selbst zur vollen Ausbildung ihres eigenthümlichen Wesens gekommen, noch vom Manne in ihrem wahren Werthe anerkannt worden war. Weibliche Charactere mit jener Tiefe, Zartheit, Innigkeit und Idealität, wie sie die moderne Poesie geschaffen, sucht man vergebens bei den Alten.

Erst das Christenthum verlieh ihnen durch die religiöse Beziehung auf Christum als den Einen Erlöser und Herrn ihre ursprüngliche Würde wieder und stellte ihre Gleichheit mit dem Manne her (vergl. Gal. 3, 28. 1 Cor. 7. und 11.). Christus verkündigte ihnen ebensowohl als den Männern das Heil, und zählte mehrere unter ihnen zu seinen Freundinnen. Er hat nicht blos die Fesseln der Sclaven, sondern auch die Bande, womit bald sanfter, bald härter die schwächere Hälfte unseres Geschlechts gebunden war, gesprengt, und den Fluch, der auf derselben lag, hinweggenommen, und dadurch zum Theil jene zärtere und feinere Empfindungsweise und Sitte, wodurch sich die moderne Bildung vor der antiken auszeichnet, begründet.

Von großem Einflusse auf die Entwicklung der rein-

sten Weiblichkeit und die Hochachtung dieses Geschlechts mußte besonders das Ideal der Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit seyn, das Muster der schönsten weiblichen Tugenden, des himmlischen Sinnes, der Zucht und Sittsamkeit, der Demuth und Ergebung, der Milde und Zärtlichkeit, der stillen Aufmerksamkeit, der Bescheidenheit bei dem erhabensten Vorzuge, der Standhaftigkeit im herbsten Schmerze — das Bild der Maria. Daher auch ein heidnischer Lehrer mit Bewunderung ausrief: welche Weiber haben doch die Christen! Und ein christlicher Kirchenlehrer (Chrysostomus) bekennt; „sonst standen sie den Männern nach, jetzt ist es das Gegentheil; seht was Christi Erscheinung auf Erden gewirkt hat. Die Weiber übertreffen uns an edlen Sitten, an christlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zu Christus, der den Fluch von dem weiblichen Geschlecht hinweggenommen hat.“ Damit hängt auch die Vergeistigung und Veredlung der Geschlechtsliebe zusammen, wodurch sich die christliche Welt vor der alten und ausserchristlichen auszeichnet. In der letzteren galt und gilt das Geschlechtsverhältniß im Allgemeinen mehr nur als Naturverhältniß, noch nicht durch sittliche Motive geheiligt; die Liebe als sinnliche, natürliche Neigung angeregt durch die Schönheit der Form, nicht als ein begeisternder Trieb, der die Seele in ihren geheimsten Tiefen ergreift; sie gieng mehr auf die vergängliche Naturform, umfaßte nicht die ganze Persönlichkeit als solche. Daher hatte die Liebe der Alten weder die Tiefe und Innerlichkeit, das Geistige und Begeisternde, noch die Dauer, wie in der modernen Welt. Eine solche Liebe zu einem weiblichen Wesen, wo man nicht mehr das sinnliche Individuum in ihm erblickt, son-

dern ein Ideal, auf welches man alles Schöne und Gute überträgt, und durch dessen Anschauung man zu allem Großen und Hohen sich begeistert fühlt — eine solche Liebe, welcher die Ritter ihr Leben weihten, und welche in der lyrischen Poesie des Mittelalters und in allen edleren Herzen der christlichen Welt sich ausspricht — eine solche Liebe finden wir bei keinem Dichter des Alterthums geschildert. Die sogenannte platonische Liebe war nur die Begeisterung für das Schöne und Ideale in Poesie und Philosophie, stund mit der Geschlechtsliebe in keinem Verhältniß. Ebendarum verdanken wir ferner dem Christenthum die höhere Bedeutung, die Heiligung der Ehe und des Familienlebens.

Wenn man bedenkt, wie die Ehe das sittliche Heiligthum des irdischen Lebens, die Geburtsstätte der reinsten Liebe, die Mutter der schönsten Tugenden ist, gleichsam der innere Lebensgeist der menschlichen Gesellschaft, so wird man auch den ungemein wohlthätigen Einfluß, den das Christenthum hiedurch auf die ganze bürgerliche Gesellschaft ausübt, zu würdigen wissen. Von hoher Wichtigkeit ist schon dieß, daß die Ehe überall durch das Christenthum die einzig wahre Form, wodurch allein der sittliche Zweck derselben vollständig erreicht werden, und die wahre innige Liebe und Achtung gedeihen kann, die Form der Monogamie erhalten hat. Zwar finden wir dieselbe auch schon früher bei Indiern und Egyptern, bei Griechen und Römern, Juden und Germanen als herrschende Volkssitte, und namentlich bei den Römern und Germanen war die Vielweiberei nicht erlaubt. Aber es hat doch das Verdienst, daß es unter allen, auch früher polygamischen Völkern, sobald sie christlich wurden, die

Monogamie zum unverbrüchlichen Gesetze erhoben hat, wie wir denn schon frühe Beispiele finden, daß sich die Christen im Morgenlande mitten unter der herrschenden Vielweiberei durch Monogamie auszeichneten.

Zwar wird im neuen Testamente nicht gerade buchstäblich gesagt, daß der Mann nur Eine Frau haben solle, ausser in Betreff der Bischöffe und Diaconen (Tit. 1, 6. 1 Tim. 3, 12.), weil das Christenthum solche, die etwa zu der Zeit, da sie Christen wurden, mit mehreren Frauen verbunden waren, nicht gewaltsam von denselben losreißen wollte. Aber die Art, wie Jesus die ursprüngliche Einsetzung der Ehe bei der Schöpfung als Norm hervorhebt (Matth. 19, 4—6.), sowie die vielfachen Bestimmungen des Apostels Paulus über die ehelichen Verhältnisse, denen stets die Voraussetzung von Einem Manne und Einer Frau zu Grunde liegt, lassen gar keinen Zweifel übrig, daß nur die Monogamie dem Wesen der christlichen Ehe entspreche.

Was aber das Wichtigste ist — der Einfluß des Christenthums zeigte sich nicht blos in Absicht auf die äussere Form der Ehe als einer monogamischen, sondern hauptsächlich in Bezug auf die innerliche und geistige Bedeutung derselben, als einer in Gott und Christo geschlossenen, innerlichen und unauflöslichen Lebensgemeinschaft. Die neutestamentlichen Bestimmungen: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden (Matth. 19, 6.); die Männer sollen die Weiber lieben, als ihre eigenen Leiber, denn wer sein Weib liebt, der liebt sich selbst (Eph. 5, 28. 31. 33.); es ist weder der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann in dem Herrn (1 Cor. 11, 11. vergl. 7, 4.):

— diese Bestimmungen finden sich in keiner früheren Gesetzgebung. Das ausgebildetste Eheverhältniß des Alterthums — die römische Monogamie — ist nur äußerlich der christlichen ähnlich, innerlich ist sie etwas ganz anderes. Sie hat eine rein bürgerliche Grundlage, das Weib soll als römische Bürgerin dem Manne gleich seyn; die christliche dagegen beruht auf einem sittlich-religiösen Grunde. Die beiden Ehegatten sind nicht blos äusserlich mit einander verbunden, so daß, wie es meist ausserhalb des Christenthums der Fall ist, das Weib dem Manne untergeordnet ist, oder beide nur äusserlich neben einander hergehen, sondern sie sind wesentlich in einander Ein Leib und Eine Seele, Ein Ganzes, wovon Mann und Weib nur die Hälfte bilden, sie sind in Bezug auf ein Höheres, Gott und Christum, Eins, worin sich beide wieder finden, ohne daß der natürliche, aus dem besondern Geschlechte und Berufe hervorgehende Unterschied (1 Tim. 2, 15.) und die relative Unterordnung des Weibs (1 Cor. 11, 3. Eph. 5, 23.) dadurch aufgehoben würde. Wir finden daher schon frühe von christlichen Lehrern die sittlich-religiöse Bedeutung der Ehe hervorgehoben, und derselben durch die kirchliche Einsegnung das Siegel einer göttlichen Sanktion aufgedrückt.

Wie aber die Ehe nach dem Christenthume das ganze Leben der Ehegatten in seiner innersten und tiefsten Beziehung umfaßte, so wurde sie auch auf das ganze Leben eingegangen, daher für unauflöslich erklärt, es sey denn, daß das Wesen der Ehe selbst (z. B. durch Ehebruch) zernichtet würde. Früher dagegen wurden die Ehen meist nur als unbestimmte, temporäre Verbindungen betrachtet, daher die Leichtigkeit der Trennung, sobald

die Sinnlichkeit sich nicht mehr befriedigt fand. Bei den Römern hatte, wie bei den Juden, das männliche Geschlecht das Vorrecht der Scheidungsfreiheit; und obgleich man den ersteren zum Lobe nachsagt, daß sie in den besseren Zeiten 500 Jahre lang von diesem Vorrecht keinen Gebrauch machten, so war dieß doch in den Zeiten des Wohlstandes und der Verfeinerung so allgemein geworden, daß ein Wort, ein Blick die Trennung erklärte, und die heiligste aller Verbindungen zu einer vorübergehenden Angelegenheit des Vortheils oder der Wollust herabgewürdigt wurde. Zwar griff die kirchliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe, wie in so manchen andern Rechtsverhältnissen, so auch hier erst spät (vom 9ten Jahrhunderte an) in die Rechtspraxis ein, indem die Verordnungen der christlichen Kaiser noch zwischen den römischen Sitten und den Wünschen der Kirche schwanken. Aber um so weniger ist eben in dieser späteren Zeit der sittliche Einfluß der Kirche in Absicht auf die Ehe- und die Familienverhältnisse zu verkennen. „Das Christenthum (sagt Gans in seinem Erbrecht des Mittelalters S. 72 flgd.) hat das wahre Familienrecht mit sich geführt, indem es das Recht des Menschen, das Recht der Persönlichkeit zum Erstenmale aufdeckte. Mit dem Christenthume ist eigentlich der Grundsatz des Familienrechts gefunden, und es kommt zu keiner weiteren Bereicherung desselben."

Ebenso ist nicht zu übersehen, daß die obenberührte höhere Ansicht von der Ehe lange Zeit brauchte, bis sie consequent in das wirkliche Leben eingriff. Vielmehr zeigt sich viele Jahrhunderte hindurch die Erscheinung,

daß die Ehe, eben weil sie in ihrer damaligen Beschaffenheit der höheren, idealen Ansicht nicht entsprach, von Manchen aus einem solchen Gesichtspunkte betrachtet wurde, als ob sie etwas Niedriges wäre, worüber sich der vollkommene Christ zu erheben hätte, und daß die Ehelosigkeit der Ehe vorzuziehen sey, wozu auch der Mißverstand mitwirkte, daß man temporäre und subjective Rathschläge des Apostels Paulus (1 Cor. 7.) für allgemein verpflichtende Vorschriften ansah.

Gleichwie nun durch das christliche Princip die sinnliche Liebe in der Ehe verklärt wurde, so auch die Liebe zu den Kindern als Kindern Gottes geläutert und geheiligt, und die strenge jüdische Zucht und die übermäßige römische Vatergewalt durch den christlichen Geist gemildert (Col. 3, 21. Eph. 6, 4.). Dieser Einfluß der religiösen Erziehung, und besonders die stille Wirksamkeit frommer Mütter hat sich an den ausgezeichnetsten christlichen Kirchenlehrern auf eine recht einleuchtende und erfreuliche Weise gezeigt. Das Ziel der Erziehung war nun nicht mehr blos, wie bei den Alten, die Uebereinstimmung mit den Staatsgesetzen, sondern die Bildung für ein höheres Reich, für eine unsichtbare Gemeinschaft im Himmel. Die Erziehung der Alten hatte nämlich einen auf Kosten der allgemein menschlichen Erziehungszwecke mehr oder weniger beschränkten partikulären Staatszweck, die Heranbildung zum Bürger, Soldaten, Staatsmann. Dieser besondere Zweck konnte nun allerdings viel leichter, sicherer und vollständiger erreicht werden (z. B. in Sparta), als der allgemeine Zweck der christlichen Pädagogik. Auch haben die Alten in formeller Hinsicht manches Schätzbare,

was wir noch von ihnen zu lernen haben, z. B. die Wirksamkeit des lebendigen Wortes und der lebendigen That, die Kraft des persönlichen Umgangs und der persönlichen Einwirkung. Aber die christliche Zeit hat in der Pädagogik statt der Uebung blos einzelner Anlagen und Kräfte ein ganz allgemein menschliches Ziel, die Erziehung zur reinen Humanität und für das Reich Gottes sich vorgesteckt.

Ueberhaupt wurde jetzt das häusliche Leben, statt daß in der alten Welt das öffentliche alle Kräfte und Bestrebungen in Anspruch genommen hatte, der Heerd der schönsten Tugenden, die Pflanzstätte der edelsten Gefühle, woraus sich stets ein neuer sittlich belebender Geist der Menschheit im Großen mittheilte. Und dieß führt auf die Betrachtung des Einflusses, welchen das Christenthum selbst auf das öffentliche Völker- und Staatsleben, auf die politische Entwicklung der Menschheit gehabt hat. *)

Dieß ist freilich nicht so zu verstehen, als ob das Christenthum einen unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung des Staates, auf die Bildung und Erzeugung bestimmter Staatsformen gehabt hätte. Denn wir finden in der christlichen Welt die größte Mannigfaltigkeit von Staatsformen neben und nach einander, das

---

*) Ich habe diesen Gegenstand schon an einem andern Orte (in einer in den Hesperus 1832. N. 167 — 175 eingerückten Abhandlung „Einfluß des Christenthums auf die politische Entwicklung der Menschheit") erörtert.

römische Kaiserthum, die fränkische Monarchie, das polnische Wahlreich, das unumschränkte Königthum, die constitutionelle Monarchie, die Republik. Ja das eigenthümliche Wesen des Christenthums besteht eben darin, daß es seiner ursprünglichen Tendenz nach von jeder politischen Beimischung rein und frei ist, und den wesentlichen Unterschied von Staat und Kirche zum Bewußtseyn gebracht hat. Während sonst überall vor und ausserhalb des Christenthums Politik und Religion in einander verschmolzen ist, entweder so, daß die Fürsten von den Priestern abhängig sind (wie im alten Indien und Egypten), oder die religiösen Institute im Dienste politischer Machthaber stehen (wie im alten Rom), oder geistliche und weltliche Macht in Einer Person vereinigt ist (wie in China, Tibet, in der jüdischen Theokratie, im Islam): — hat der Stifter des Christenthums absichtlich in keinerlei politische Fragen und bürgerliche Streitigkeiten sich eingelassen (Luc. 12, 13 folg. Joh. 18, 36.), vielmehr zum Gehorsam gegen die bestehende Ordnung ermahnt, und die bürgerlichen und religiösen Pflichten bestimmt unterschieden (Matth. 22, 17 folg. 17, 25 folg.). Er wollte seine Religion an keine bestimmte politische Form binden *), nicht an dem äusseren Gerüste des menschlichen

---

*) „Christus will die weltlichen Reiche nicht verändern — was fragt er darnach, wie (d. h. in welcher äussern Form) Fürsten und Herrn regieren? Es geht ihn nichts an, wie man pflüge, säe, Schuhe mache, Häuser baue, Zinse oder Rente gebe." Luther.

Lebens bauen, sondern dasselbe durch den neuen sittlichen Geist von innen heraus beleben und umbilden. Aber ebendamit ist mittelbarerweise das Princip auch für die politische Gestaltung der modernen Welt gegeben, gewisse leitende Ideen, die auch auf das Staatsleben den heilsamsten Einfluß ausgeübt haben.

Aber nun höre ich schon die Einrede: „Wie? Hat nicht vielmehr das Christenthum in seiner welthistorischen Entwicklung die selbständige Ausbildung des Staatslebens gehemmt? War nicht die Doppelherrschaft, der päbstliche Staat im Staate Schuld, daß kein Reich auf seine Principien kommen konnte? Ist nicht der 500jährige Kampf zwischen Kirche und Staat die Quelle der schädlichsten Unordnungen geworden? Hat nicht das Oberhaupt der Christenheit Kaiser und Könige vom Throne gestürzt, und die Bande der Treue und des Gehorsams, welche die Unterthanen mit ihren Regenten verknüpften, gelöst? Hat nicht der hierarchische Einfluß die bürgerlichen Verhältnisse so häufig zerrüttet?“

Dieß ist wahr, und ich habe zunächst darauf nichts zu erwiedern, als was ich so oft schon zu bemerken veranlaßt war, daß das Christenthum in der Gestalt des Pabstthums seinen ursprünglichen, reinen Charakter verloren und sich auf ungehörige Weise mit dem Weltlichen vermischt hatte, während erst die Reformation jenen wiederhergestellt, und dem Staate seine Selbständigkeit wieder gegeben hat. Indeß kann eine billige Erwägung der damaligen Verhältnisse nicht umhin, den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf das bürgerliche Leben selbst in jener einseitigen Gestalt anzuerkennen.

Die Kirche, als die Inhaberin der Intelligenz und der geistigen Macht, trat der blos körperlichen der weltlichen Fürsten entgegen, und bändigte die rohe Gewalt; sie war ein fester Schild der Unschuld und des Rechts gegen die Willkühr jener rohen Machthaber, gegen welche es sonst keine Hilfe gab, jener Baronen, die sich unter einander bekriegten, Kirchen und Klöster plünderten und das Volk beraubten; jener Fürsten, die gegen die Gesetze der Sittlichkeit und der Religion ankämpften. Damals war nichts geachtet, als was ein religiöses Ansehen hatte. Nur vor dem Bannstrahle zitterten die rohen Krieger. Die apostolische Sanftmuth und Demuth wäre jenen verheerenden Mächten nicht gewachsen gewesen. Die Vorstellung einer richtenden Gottheit mußte auch durch die äusserliche Macht der Hierarchie den wilden Gemüthern fühlbar gemacht, die Idee, daß selbst Könige vor dem Richterstuhl Gottes, des Rächers aller Gewaltthätigkeit, stehen, durch Bann und Interdict sichtbar dargestellt werden. Die auf Krieg und Gewalt gegründete Lehensverfassung, bei welcher der Arme und Elende, wenn er nicht das Eigenthum eines andern wurde, keinen Schutz fand, wurde durch das kanonische Recht vielfach gemildert und billige Grundsätze festgestellt. In jenen Zeiten allgemeiner Verwirrung war es heilsam, daß die Kirche als der einzig ausgebildete Organismus, als die Auslegerin der göttlichen Gebote, die Vormundschaft der Völker übernahm, das Reich oftmals gegen die Alleingewalt herrschsüchtiger Fürsten sicherte, und die überirdischen Güter der Menschheit erhielt. Sie bildete das Band, das die Völker umschlang, Gesittung beförderte, und selbst das Abendland als Ganzes dem nach Weltherrschaft strebenden Islam

entgegenstellte. Sie verfolgte jedenfalls eine große, achtungswerthe Idee, wenn auch manche Kirchenfürsten dieselbe zur Befriedigung ihres Egoismus mißbrauchten *). Aber sie hätte, gleich einem weisen Erzieher, die Völker, nachdem sie unter ihrem Palladium zur Bildung und Selbständigkeit herangereift waren, ihrer Vormundschaft entlassen, und sich der unmittelbaren Leitung derselben begeben sollen. Statt dessen wollte sie ihre Herrschaft hartnäckig behaupten, verkannte ihre temporäre Bestimmung, und es ist nun die Frucht und nicht das letzte Verdienst der Reformation, das weltliche und geistliche Regiment geschieden **), und dem Staate zu seiner Selbständigkeit verholfen zu haben.

---

*) Leo (Vorlesung über die Geschichte des jüdischen Staats, 5te Vorl.) bemerkt: „Der Hierarchie, dem Katholicismus des Mittelalters allein haben wir es zu danken, daß jene heidnische germanische Natur, jene Unfügsamkeit in die Verhältnisse, jene Feindseligkeit des Lebens, jenes eben so starre Lehenswesen gebrochen worden ist. Jene rohen Trauben mußten gekeltert werden, um aus ihnen einen edlen Trank der Bildung zu gewinnen."

**) So heißt es in der Augsburger Confession Art. 28: „Darum soll man die zwei Obrigkeiten, die geistliche und weltliche, nicht unter einander mengen und werfen. Denn die geistliche Gewalt hat ihren Befehl, das Evangelium zu predigen, und die Sacramente zu reichen. Sie soll auch nicht in ein fremdes Amt greifen, soll nicht Könige setzen oder entsetzen, soll weltliche Gesetze und Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht aufheben oder zerrütten, soll der

Je bestimmter und klarer das Bewußtseyn von dem Wesen des Evangeliums sich aussprach, desto mehr mußte der Staat in den Genuß der ihm lange verkümmerten Rechte eintreten. Was der Tiare an Glanz abging, wurde der Krone beigelegt. Durch das Aufhören der päbstlichen und bischöfflichen Gerichtsbarkeit wurde der Umfang der Regierungsgewalt erweitert, durch die Rückkehr des Clerus in das bürgerliche Leben die Einheit des Staats befestigt und die Staatskräfte vermehrt. Das bürgerliche Leben und die weltliche Thätigkeit wurde höher geachtet, ein innigerer Gemeingeist umschlang Fürsten und Völker, und die Staatsverwaltung verbesserte sich allmälig in all ihren Zweigen. Diese Früchte genoßen zunächst

---

weltlichen Gewalt keine Gesetze vorschreiben oder geben über weltliche Dinge, wie denn Christus selbst gesagt hat: mein Reich ist nicht von dieser Welt." Ebenso sagt Luther (vgl. Thl. VI. 3321): „Die Regimenter, geistlich und weltlich, sind nicht wider einander, und keines zerbricht oder zerstört das andere, sondern eines dient dem andern. Des Schwertes Regiment dient dem Evangelio damit, daß es Friede hält unter den Leuten, ohne welchen man nicht predigen könnte. Wiederum, das Evangelium dient dem Schwerte damit, daß es lehrt und die Leute zum Gehorsam des Schwerts hält und bezeuget, daß das Schwert Gottes Ordnung und Regiment sey. Darum es zu ehren und zu fürchten ist, ohne welche Furcht und Ehre das Schwert gar ein unseliges, elendes Regiment wäre."

die protestantischen Staaten, bald aber nahmen auch die katholischen mehr oder weniger daran Theil *).

Ueberblicken wir das gegenwärtige Staatswesen in den christlichen Ländern, so bietet es offenbar ein weit erfreulicheres Bild der Festigkeit, Ordnung, Gesetzmäßigkeit und des gemäßigten Freiheitsgenusses dar, als die nichtchristlichen Staaten, oder die des Alterthums, welche zwischen monarchischem Despotismus und republikanischer Ungebundenheit getheilt sind. Wie sehr wird die Festigkeit und Ordnung schon durch das Erbfolgegesetz in christlich-monarchischen Staaten unterstützt, während z. B. in der römischen Kaiserzeit bis zum Jahr 314 (der Erhebung des Christenthums auf den Thron) 39 Kaiser regierten, also im Durchschnitt jeder nur 8 Jahre. In den consti-

---

*) Der neueste Geschichtschreiber der Deutschen, Pfister, bemerkt über den Einfluß der Reformation auf die Staatsverfassung (Bd. IV. S. 245 flgd.): „Die Länder, in welchen die kirchliche Freiheit ganz unterdrückt wurde, sind auch in ihrer Staatsverfassung nie zu einer solchen Festigkeit gekommen, daß sie nicht vielmehr fortwährenden Unruhen unterworfen gewesen wären bis auf den heutigen Tag. Die andern, in welchen die Reformation nur halb durchgeführt wurde, haben auch nur halbe Ruhe gehabt, und das hat denn Deutschland als europäischer Mittelpunkt am schwersten erfahren müssen. Die einzelnen Völkerschaften hingegen, bei welchen die kirchliche Freiheit sich behauptet hat, sind die ruhigsten, gesittetsten und wohlhabendsten geworden, vor allen der Mittelpunkt Sachsen.“

tutionellen Staaten haben die Bürger einen vertragsmäßigen, gesetzlichen Antheil an der Gesetzgebung, Prüfung, Berathung und Entschließung über wichtige Volksinteressen, und in den absoluten hat wenigstens das öffentliche Urtheil eine solche Macht, und die Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit sind so sehr in das ganze Leben eingedrungen, daß nicht leicht ein christlicher Regent es wagen wird, dagegen anzukämpfen. Sie würden es übel nehmen, wenn Schmeichler ihnen sagen wollten, sie seyen über die Gesetze erhaben. Persönliche Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, unabhängige und geordnete Rechtspflege sind zum wenigsten die Güter, deren die Bürger allenthalben in christlichen Staaten sich erfreuen. Ist es auch ausserhalb des Christenthums so? Man rühmt die väterliche, patriarchalische Regierung Chinas. Aber was ist sie anders, als ein mit vielen Formalitäten umschanzter asiatischer Despotismus? Auf die Unsicherheit der öffentlichen Beamten in ihren Stellen und auf das Streben darnach gründet der chinesische Kaiser seine und des Staats Sicherheit. Ein Wort des Despoten erhebt sie und wirft sie in den Staub, das letztere oft nur, um das Volk zu befriedigen oder sich durch ihr Vermögen zu bereichern. Sie eilen daher, das Volk auszusaugen, weil die Dauer ihres Amts ungewiß ist. „Der Kaiser von China (sagt Deguignes in seinen Reisen nach Pecking, übersetzt von Müller 2r Bd. S. 128.) hat das Recht, die bestehenden Gesetze abzuschaffen und neue zu machen, und weiß als unbeschränkter Herr jeden Widerstand durch die Verweisung oder den Tod der Widerspenstigen zu vernichten. Ich habe lange in China gelebt, und dieses große Reich seiner Länge und Breite nach durchreist, und

überall habe ich bemerkt, daß der Starke den Schwachen unterdrückt, und daß Jeder, der nur ein wenig Gewalt hat, sich derselben bedient, um andere zu unterdrücken und zu plagen." Seine Geschichte bis auf den heutigen Tag ist reich an Revolutionen und vom Throne gestürzten Regenten. Welch ein Despotismus herrscht in den übrigen Ländern Asiens, in den Barbaresken, im osmanischen Reiche, vor welchem oft nicht einmal Leben und Eigenthum sicher ist!

Man preist die Ideale der griechischen Freistaaten. Aber waren sie nicht durch beständige bürgerliche Zwistigkeiten zerrüttet, und ist jene republikanische Freiheit beneidenswerth, in welcher vom souveränen Volke die größten und verdientesten Männer häufig verbannt und hingerichtet wurden, und wo die Tugend oft zum Verbrechen wurde? War nicht in Rom selbst in den besseren Zeiten ein beständiger Kampf zwischen Reichen und Armen, Patriziern und Plebejern? Auch die freiesten Verfassungen der alten Welt erscheinen als enge und unduldsame Oligarchien. Die vorherrschenden Formen des Staats ausserhalb des Christenthums sind republikanische Beweglichkeit und Willkühr und despotische Strenge und Gewaltherrschaft. Jene gefährdet die Ordnung und Stetigkeit, diese das Recht und die Freiheit der Bürger. Jene lösen sich daher häufig in diese auf (wie die griechischen Freistaaten in das römische Kaiserthum), und wenn diese erschlafft, so erzeugt sich die Anarchie und die Satrapenregierung. Nun sind zwar auch die christlichen Staaten in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Bildung solchen Schwankungen, die bald von falschem Freiheitstriebe, bald von der Herrschsucht und Despotie einzelner

Machthaber herrühren, unterworfen gewesen. Aber sie haben aus dem Zustande der Verwirrung oder Unterdrückung sich doch immer wieder herausgearbeitet, und die bürgerliche Freiheit und Ordnung, die gegenseitigen Rechte der Regierenden und der Regierten haben im allgemeinen Bewußtseyn eine solche Macht gewonnen, daß sie sich nach vorübergehenden Schwankungen immer wieder geltend machen, und die Kräfte, die sonst einander bis zur Zerstörung überwältigten, wie im Alterthum, mehr und mehr ins Gleichgewicht treten.

Wer wollte hierin den still und langsam, aber mächtig wirkenden Einfluß des Christenthums verkennen? Der Charakter der germanischen Völker allein, oder die Entstehung des Bürgerstands, der Hansestädte u. dgl. reicht nicht zur Erklärung dieses Phänomens hin, obwohl sie als mitwirkende Glieder anzusehen sind. Aber im Christenthum sind diejenigen Elemente enthalten, welche in immer größerer Annäherung die endliche Realisirung eines auf Freiheit, Ordnung und Recht beruhenden bürgerlichen Gemeinwohls und einer vollkommenen Staatseinrichtung möglich machen. Es hat nicht blos bürgerliche, sondern allgemein menschliche*), persönliche Freiheit,

---

*) Vergl. Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik von Friedr. v. Raumer 2te Aufl. Leipzig. 1832. S. 23.): „Bei den Alten, selbst bei den Griechen, standen der Einzelne mit seiner Berechtigung und der Staat als allgemeiner Begriff, einander zu getrennt gegenüber. Die individuelle Freiheit, die Persönlichkeit hatte noch nicht ihre rechte Stelle und Bedeutung gefunden, und ebensowenig war das politische

die allein auch der unwandelbare Grund der bürgerlichen ist, verkündigt, und dem angebornen Instinkte der Freiheit das Siegel einer göttlichen Berechtigung aufdrückt, indem es dieselbe aus religiösem Gesichtspunkte als ursprüngliches und unveräusserliches Erbtheil unserer Natur kennen lehrte. Diese Lehre ist mit absoluter Gewalt unvereinbar. Zugleich werden die Herrscher daran erinnert, daß ihre Gewalt von Gott ihnen anvertraut, daß sie nur Diener Gottes, und sowohl seine Gerechtigkeit, als seine Milde abbildlich darzustellen berufen seyen (Röm. 13, 1—7.), wie dieß schon der Titel „von Gottes Gnaden" besagt. Daher hat das Christenthum überall, wo es lebendig wirkte, den Despotismus gebrochen oder wenigstens gemildert *). Ein Bischoff, ja selbst ein

---

und rechtliche Element in gebührendem Maaße verschmolzen."

*) Ein merkwürdiges Beispiel von dem Einflusse des Christenthums auf einen rings von muhamedanischen Glaubensgenossen umgebenen Staat (Abessynien oder Aethiopien), so dürftig und judaisirend auch noch dort seine Gestalt ist, führt Montesquieu (Geist der Gesetze, B. XXIV. Kap. 3.) an: „Das Christenthum, sagt er, hat des ausgebreiteten Reichs und des Einflusses des Himmelstrichs ungeachtet verhindert, daß die despotische Gewalt in Aethiopien sich festsetzen konnte, und europäische Sitten in Afrika eingeführt. Der Erbe des äthiopischen Reichs genießt seiner Vorzüge, und giebt andern Unterthanen ein Beispiel der Liebe und des Gehorsams. — Laßt uns, fährt er dann fort, auf der einen Seite die immerwährenden Ermordungen der Könige und Feldherrn

Mönch konnte den Fürsten erinnern, daß auch er einen Herrn im Himmel habe *). Von jener wahnsinnigen

---

bei den Griechen und Römern betrachten, auf der andern die Zerstörungen der Städte und die Blutbäder, durch dieselben angerichtet, Timur und Gengiskan, die Asien verwüstet, und wir werden begreifen, daß wir dem Christenthum schuldig sind ein politisches Recht in Bezug auf die Civilverwaltung, und ein Völkerrecht in Absicht auf den Krieg, das Recht, daß der Ueberwundene Freiheit, Gesetze, Eigenthum und Religionsübung behält."

Selbst auf Otaheiti, wo früher der König die höchste geistliche und weltliche Macht in sich vereinigte, und dessen Regierung drückend auf den untern Volksklassen lastete, bereitete der König Pomare (gest. 1821) nach seinem Uebertritte zum Christenthum selbst ein Gesetzbuch, und es wurde statt des früheren Despotismus sogar eine Art von Repräsentativ-Verfassung eingeführt; ja es wurde von den Häuptlingen über die Zulässigkeit der Todesstrafe förmlich debattirt, und dieselbe mit Beziehung auf die Grundsätze der Sanftmuth und Liebe, welche das Evangelium predige, abgeschafft und in Verbannung verwandelt.

*) Raumer (in der oben angeführten Schrift S. 25.): „Die stete Bezugnahme auf die höchste, unantastbare, über jede willkührliche Veränderung hinaufgestellte Gesetzesquelle (in der Schrift) mußte eine Sinnesart und Haltung erzeugen, die von der klassisch-antiken wesentlich verschieden, ja oft ihr entgegengesetzt war. Aus dieser religiösen Grundlage entwickelte sich die Kirche — und

Willkührherrschaft, wie wir sie bei orientalischen Herrschern und bei einigen römischen Kaisern finden, möchte in christlichen Staaten nicht leicht ein Beispiel nachzuweisen seyn. Denn auch die Autokraten Europas sind an Recht und Gesetz und selbständige Gerichte gebunden. Während die Herrscher vor dem und ausserhalb des Christenthums ihren Thron häufig nur als Preis ihrer Tapferkeit oder List ansehen, und die Völker als gute Beute, womit sie nach Wohlgefallen schalten und walten können — daher Eroberungssucht der herrschende Charakter derselben — hat der christliche Regent seinen Thron, habe er ihn durch Volkswahl oder Erbfolge erhalten, nur als ein anvertrautes Gut zu betrachten.

Ebensosehr aber als auf das Bewußtseyn der Freiheit hat das Christenthum auch auf gesetzmäßige Beschränkung der individuellen Freiheit zum Besten des Ganzen, und eine daraus hervorgehende Ordnung und Sicherheit eingewirkt — sowohl dadurch, daß es vor falsch verstandener Freiheit warnte (1 Cor. 8, 9. Gal. 5, 13. 1 Petr. 2, 16.), und den Geist der Gerechtigkeit, der Liebe und der gewissenhaften Pflichterfüllung empfahl, als insbesondere durch die religiöse Weihe, die es der Regierungsgewalt als einer göttlichen Anordnung ertheilte (vergl. Röm. 13. 1 Petr. 2, 13. Tit 3, 1.), und durch die Ermahnungen zum Gehorsam gegen dieselbe, nicht blos aus Furcht vor Strafe, sondern um des Gewissens willen (Röm. 13, 5.) d. h. aus sittlicher Ueberzeugung. Es ist also nicht die bloße Gewalt, sondern

---

ein System von Rechten, das die heidnische Ansicht, und in der Regel mit Grunde verwarf."

die heilige Ordnung Gottes, welcher die Christen gehorchen, und dadurch erhält der Gehorsam christlicher Unterthanen theils eine höhere Verbindlichkeit, theils etwas Freiwilliges, Freudiges, Liebe- und Zutrauenvolles. Daher hörte man auch in den ersten drei Jahrhunderten von keiner gewaltsamen Auflehnung der Christen gegen die heidnische Obrigkeit, und nur, wenn ihnen etwas gegen ihr Gewissen zu thun zugemuthet wurde, versagten sie ihr den Gehorsam.

Jener Einfluß des Christenthums auf die Entwicklung der bürgerlichen Freiheit machte sich da besonders geltend, wo eine reinere und lebendigere Auffassung desselben Statt fand, wie dieß mit der Reformation geschah. Indem man die Rechte der Kirche und des Staats bestimmter schied, und seiner religiösen Freiheit im Glauben und Gottesdienste sich klarer bewußt wurde, äusserte dieß nothwendig auch seinen Einfluß auf das politische Gebiet, auf die Bestimmung der Rechte des Volks gegenüber von der Fürstengewalt. Daher schrieben nach Beendigung der Religionskriege in Deutschland und Flandern protestantische Gelehrte vortreffliche Werke, in welchen die Rechte der Fürsten und Völker und der politischen Körper untereinander gründlich erörtert wurden. Die ersten protestantischen Fürsten haben laut erklärt, daß sie nur des Volks wegen das Regiment führen, und sich zu ganz andern Grundsätzen der Freisinnigkeit und Herablassung bekannt, als die katholischen, ihre Zeitgenossen. Die constitutionellen Formen, wenn gleich ursprünglich in den germanischen Einrichtungen und Gewohnheiten liegend, haben doch durch die Reformation

(z. B. in England, Holland, Schweden) eine festere Ausbildung gewonnen *).

Aber nun klagt man die Reformation als Urheberin all der Uebel an, welche die Völker Europas in den drei letzten Jahrhunderten getroffen haben. Sie soll an dem Bauernaufruhr, an den bürgerlichen Kriegen, welche Frankreich, Holland, England und Deutschland zerrütteten, und an den bis auf den heutigen Tag spuckenden Ideen des Jakobinismus Schuld seyn. Sie sey die Quelle und der Stützpunkt des revolutionären Geistes **). Denn

---

*) Dagegen wurde im Erzherzogthum Oestreich durch Unterdrückung der protestantischen Parthei unter Ferdinand II. auch die Macht des Erzhauses so gut wie unumschränkt, und die Landstände zu einem bloßen Schatten. Ebenso wurde in Böhmen auf die Trümmer der alten Nationalfreiheiten eine unumschränkte Macht gegründet. In Frankreich war im Jahr 1616, wo die Reformation gänzlich unterdrückt wurde, auch die letzte Versammlung der Generalstaaten, im Jahr 1626 die letzte Versammlung der Notabeln, und das Volk um alle seine Rechte gekommen. Seitdem blieb in der Nation ein Gährungsstoff zurück, der, weil er gewaltsam unterdrückt war, endlich in der Revolution eine desto heftigere Explosion verursachte.

**) Schon Luther mußte sich gegen solche Anschuldigungen vielfach wehren. Er sagt namentlich in seinem Buche vom Türkenkriege: „Niemand hatte noch etwas von der weltlichen Macht gehört, gesagt oder gelehrt, weder von wannen sie kommt, noch was ihres Amtes ist, noch wie

indem die individuelle Vernunft als oberste Autorität in Sachen der Religion anerkannt werde, müsse dieselbe auch zum obersten Princip alles Rechts und aller Gesetzgebung erhoben werden. Dieß sey das Princip der Volkssouverainetät, und eine auf dem Princip des Protestantismus vollkommen ausgebaute Staatsverfassung sey die Demokratie mit allen ihren Consequenzen. Dagegen sucht man nach dem Grundsatze der Stuarts — no bishop no king — den Katholizismus, weil er auf einem historischen Grunde ruhe, und eine unbedingten Gehorsam fordernde Autorität anerkenne, als die Stütze des monarchischen Princips darzustellen.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird nun freilich

---

sie Gott gefallen kann. Die Gelehrten halten die zeitliche Macht und Ansehen für ein weltlich, unheilig, heidnisch, gottlos und dem Staat gefährlich Ding. Summa, die guten Fürsten und Herren (wenn sie auch noch so sehr der Gottseligkeit sich beflissen) hielten ihren Stand und Würde für weniger als nichts, und für keineswegs Gott gefällig, und wurden dadurch wahre Priester und Mönche, obwohl ohne Kappe und Kapuze . . . Ueberdieß waren die Päbste und die Pfaffen Alles in Allem, ja gleich Gott selbst in der Welt, die bürgerliche Gewalt war im Schatten und Bedruck. — Jetzt werfen sie mirs vor, daß ich ein Meuter seyn soll, gestalten ich durch die Gnade Gottes weislich und nützlich über die weltliche Macht geschrieben, sowie noch kein Doktor gethan, seit der Apostel Zeiten, St. Augustin vielleicht ausgenommen: solches kann man mit gutem Gewissen sagen und die Welt mir Zeugniß geben."

schon durch einen historischen Blick auf die neuesten Weltbegebenheiten sehr zweifelhaft, indem der revolutionäre Geist eben in katholischen Ländern (Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel, Piemont, Polen, Belgien, und im Herzen des Katholizismus, im Kirchenstaate) ausgebrochen ist, während die deutschen protestantischen Staaten, Schweden, Dänemark, unbedeutende Bewegungen abgerechnet, sich ruhig fortgebildet, und zeitgemäße Verbesserungen in sich aufgenommen haben. Auch von Anfang an haben die protestantischen Völker ihren Fürsten vertrauensvoll sich hingegeben, und sogar die Anordnung ihrer kirchlichen Interessen ihnen überlassen. Die Reformatoren haben stets aufs nachdrücklichste zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, und zur strengen Bestrafung der revolutionären Bauern aufgefordert, deren erste Bewegungen überdieß noch vor die Reformation fallen. Daß freilich das Zauberwort „Freiheit" in jener aufgeregten Zeit auch zur Beschönigung politischer Meutereien mißbraucht wurde, liegt in der Natur solcher Erscheinungen *). Die Reformirten aber in Frankreich und Holland

---

*) Wachsmuth (der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation 1834. S. 16.) bemerkt: „Freiheit von dem Joche des Pfaffenthums ward Losung für die Anhänger der Lehre Luthers. Freiheit ward Losung für Alle, die bisher nur vom Geiste der Verneinung erfüllt gewesen waren, und denen nun dieses Wort eine lange geahnte, unendliche Größe offenbarte. Das Wort ging ins Gefühl, die Geister wurden in Schwung gesetzt, Eifer für die Sache des Himmels steigerte die Auffassung des Irdischen. Aus dieser hochgestimmten Spannung der Geister gingen nicht blos verwandte, sondern die verschie-

haben nur zur Behauptung des Heiligsten aller Rechte, der Gewissensfreiheit, die Waffen ergriffen. Der echte Protestantismus erkennt nicht die individuelle Vernunft als oberste Autorität an, sondern die in der heiligen Schrift ausgesprochenen Grundsätze der Gerechtigkeit. Diese sucht er festzuhalten und ins Leben einzuführen, mag die Verfassung monarchisch oder republikanisch seyn. Beiderlei Formen finden sich sowohl im Protestantismus als Katholizismus, ihre Entstehung hängt von andern, als religiösen Bedingungen ab. Der echte Geist des Christenthums begünstigt freilich immer solche Verhältnisse und Staatseinrichtungen, in welchen die bürgerliche Freiheit, die Theilnahme des Volks an der Verwaltung seiner öffentlichen Interessen, die vertragsmäßige Uebereinkunft zwischen Regierung und Unterthanen, die Oeffentlichkeit der Verwaltung anerkannt wird. Und sofern das Streben der Liberalen unserer Zeit nur hierauf gerichtet ist, findet es selbst im Geiste des Christenthums seine Berechtigung. Aber dieser Geist sichert zugleich dem

---

denartigste Töne, himmlischer Sphärenklang und rauher Mißlaut hervor. Je großartiger eine Idee, um so furchtbarer Mißverstand und Mißbrauch derselben; es ist auf nichts mehr als auf den Namen Gottes und der Freiheit gefrevelt worden." Ferner S. 21.: „Nicht die Verjüngung des Evangeliums durch Luther und Zwingli wurde der Zündfunken für die unreine Freiheitsbrunst, die auf edle und gotterfüllte Begeisterung folgte; der Fanatismus säete Unkraut, und gemischt mit Unverstand und mit Gefühl der Kränkung und Gefährdung göttlichen und menschlichen Rechtes wucherte die Saat."

Throne seine Festigkeit, indem er jede eigenmächtige Auflehnung gegen die bestehende Regierung, jede Verweigerung des der Obrigkeit als einer göttlichen Ordnung schuldigen Gehorsams, ausser in Sachen des Gewissens (vergl. Apg. 4, 19. 20. 5, 29. Tit. 3, 1.), verdammt — ohne jedoch dem Volke das Recht, seine Bitten und Vorstellungen über vermeintlichen Druck an die Regierung gelangen zu lassen (vergl. das Beispiel Jesu Joh. 18, 23), zu verkümmern.

Allein eben diese Lehre, daß die Obrigkeit von Gott sey, will sich der falsche Freiheitssinn unsrer Tage nicht gefallen lassen. Man sagt: dadurch werde der Willkühr und Tyrannei der weiteste Spielraum geöffnet, der Fürst könne, bauend auf seine göttliche Einsetzung, die verderblichste Gewaltherrschaft ausüben, und dem Volke bleibe nur passiver Gehorsam übrig. Auch fehlt es bis auf die neueste Zeit nicht an Beispielen einer solchen mißbräuchlichen Anwendung jener Lehre. Aber der Sinn davon ist nicht der, daß jeder Regent unmittelbar von Gott eingesetzt sey, gleichsam als Statthalter Gottes auf Erden, sondern daß die regierende Gewalt eine Ordnung Gottes sey, zur Erfüllung göttlicher Zwecke, daß also in jeder bestehenden Regierung der Wille Gottes, von welchem sie abhängig sey, geehrt werden solle. Diese Zurückführung auf die göttliche Ordnung kann nun zwar von der Herrschsucht mißbräuchlich gedeutet und angewendet werden, sie kann aber auch ebensowohl und mehr noch zu desto gewissenhafterer Verwaltung eines so hohen Berufs antreiben *).

---

*) Melanchthon (Schriften von Köthe I. 94.) bemerkt

Wenn übrigens schon die Griechen erklärten, es sey leichter eine Stadt in die Luft zu bauen, als einen Staat ohne Religion: welch einen heilsamen Einfluß auf das Gemeindewohl, mag die Verfassung seyn, welche sie will, auf die gewissenhafte Erfüllung der bürgerlichen Pflichten in jedem Stande, auf ein lebendiges und liebevolles Zusammenwirken der verschiedenen Glieder des Staatsorganismus muß eine Religion von dem sittlichen Geiste, wie das Christenthum ist, ausüben! Daher fühlt sich der tiefe Kenner der alten und neuen Staatsverfassungen, Montesquieu, zu dem Bekenntniß gedrungen: „Wunderbare Erscheinung! die christliche Religion, welche keinen andern Gegenstand zu haben scheint, als die Glückseligkeit des zukünftigen Lebens, sie ist es, welche bereits das Heil des jetzigen begründet.“ Derselbe entgegnet der Behauptung Bayle's, daß wahrhaftige Christen keinen

---

über jenen Ausdruck: „Es sagen etliche: wie kann Obrigkeit von Gott seyn, da doch Viele mit unrechter Gewalt zu herrschen gekommen sind, als Julius? Antwort: da St. Paulus Röm. 13. spricht: daß Obrigkeit sey von Gott, soll man verstehen, nicht daß Obrigkeit also ein Verhängniß von Gott sey, wie Mörderei oder ein Laster von Gott verhängt wird, sondern daß man soll verstehen, daß Obrigkeit eine sonderliche Ordnung Gottes sey, wie der Ehestand von Gott eingesetzt ist. Und wie ein Böser, der ein Weib nimmt nicht guter Meinung, die Ehe mißbraucht; also mißbraucht ein Tyrann Gottes Ordnung, als Julius oder Nero. Dennoch ist die Ordnung, dadurch Recht und Frieden erhalten wird, ein Geschöpf Gottes, obschon die Person, so die Ordnung mißbraucht, Unrecht thut.“

Staat bilden können, der von Dauer sey, in dem angeführten Buche (C. XXIV. §. 6.): " Warum nicht? Dieß wären Bürger, welche über ihre Pflichten unendlich aufgeklärt wären, und welche einen großen Eifer hätten, sie zu erfüllen; sie würden die Rechte der natürlichen Vertheidigung wohl fühlen; je mehr sie der Religion zu verdanken glauben würden, desto mehr würden sie dem Vaterlande schuldig zu seyn meinen. Die Grundsätze des Christenthums in ihr Herz eingegraben, würden unendlich stärker seyn, als die falsche Ehre der Monarchien, die menschlichen Tugenden der Republiken, und die sclavische Furcht despotischer Staaten." Es zeigt sich auch in der ganzen neueren Geschichte, und steht in der Geschichte Frankreichs mit blutigen Zeichen geschrieben, daß, wo ein Staat vom Christenthum abfiel, auch der Verfall der öffentlichen Tugend und des Staatswohls auf dem Fuße nachfolgte.

Eben so wohlthätig zeigte sich der Einfluß des Christenthums in Absicht auf die Staaten nicht blos innerhalb ihrer selbst, sondern auch in ihrem Verhältnisse nach aussen, in Absicht auf die Verbindung der einzelnen politischen Körper zu Einem Ganzen. Bei den Alten waren die Verfassungen nur Stadt-, nicht Staatsverfassungen, und die einzelnen Staaten durch nationale Selbstsucht von einander geschieden. Gleichwie sie keine gemeinschaftlichen Gottheiten hatten, so auch kein gemeinschaftliches Interesse, daher sie sich stets auf Kosten ihrer Nachbarstaaten zu vergrößern suchten. Plato sagt: „in der That sind alle Staaten von Natur in Krieg mit einander verwickelt, der nicht erst angekündigt zu werden braucht." Und ein neuplatonischer Philosoph zur Zeit der

Antonine (Maximus Tyrius) bemerkt: „kein menschlicher Geist umfaßt sein ganzes Geschlecht, sondern ist immer nur, wie die Thiere von einerlei Heerde es machen, seinen Mitbürgern zugethan, und es ist schon viel, wenn ers nur diesen insgesammt ist.“ Zwischen Völkern als Collectiven waren keine natürlichen Rechte anerkannt, ausser nachdem sie durch Verträge gesichert waren. Daher war meist nur Kraft gegen Kraft gerichtet und die Neigung zum Angriff und zur Unterdrückung anderer Völker durch alle alten Verfassungen mehr oder weniger gebilligt oder begünstigt*). Hingegen durch die ganze christliche Geschichte zieht sich bei aller auch hier vorkommender

---

*) Man höre, mit welcher Offenheit die Athener ihre Herrschsucht aussprechen (bei Thucydides I. 73 — 78. V. 89 flg. 105). Sie meinen, man sollte ihnen Dank wissen für die Mäßigung, womit sie das Recht des Stärkern nicht zur völligen Aufreibung der Unterjochten gebraucht haben. Sie erklären den Meliern: „Wir glauben, daß, wie die Gottheit nach menschlicher Meinung, so die Menschen nach entschiedener allgemeiner Erfahrung vermöge einer Naturnothwendigkeit die Unterworfenen beherrschen. Wir haben dieses Gesetz nicht zuerst aufgestellt, oder das aufgestellte zuerst angewendet, sondern es als bestehend vorgefunden, wie es denn auch nach uns für alle Zukunft gültig seyn wird, und so machen wir uns dasselbe zu Nutze, in der Ueberzeugung, daß ihr und andere im Besitze einer gleichen Macht, wie wir sie haben, dieß auch thun würdet. Von Seiten der Gottheit nun fürchten wir auf solche Weise aus gutem Grunde nicht in Nachtheil gesetzt zu werden.“

Eroberungssucht und Unterdrückung anderer Völker doch bald dunkler, bald heller das Bewußtseyn hindurch, daß andere Nationen dasselbe Bild Gottes an sich tragen, von Einem Blute entsprossen seyen, und in einer natürlichen Verwandtschaft miteinander stehen. Durch die Idee der Einen Kirche, durch die Repräsentation der verschiedensten Nationen auf den allgemeinen Concilien mußten auch die Schranken der politischen Geschiedenheit sich mehr und mehr erweitern, und das Gefühl eines großen Völkerorganismus, wie es z. B. in den Kreuzzügen sich ausspricht, lebendiger werden. Daher erzeugte sich in der neueren Zeit, besonders seit dem 17ten Jahrhundert, wenn gleich auch die politische Klugheit ebensoviel Antheil daran haben mag, die Idee des politischen Gleichgewichts, hervorgehend aus der immer allgemeiner werdenden Ueberzeugung, daß jedes Volk, es sey auch physisch noch so schwach, doch gleiche Ansprüche auf den Genuß des Lebens, und freie, von der Willkühr anderer unabhängige Aeußerung seiner Kraft habe, und daß man daher jedes ungestört in seinen Grenzen lassen müsse. In Griechenland, als das natürliche Gleichgewicht der Kräfte zerstört war, dachte man nicht daran, die Rechte und Freiheiten der kleineren Völkerschaften zu sichern, sondern ein beinahe dreihundertjähriger Kampf um die Obergewalt brachte die Nation ins Verderben, und das allverschlingende Rom ruhte nicht, bis es alle Völker seinem Scepter unterworfen hatte. Wenn auch in den neueren Zeiten jenes Gleichgewichtssystem und das natürliche Recht jeder Nation auf freie Existenz oft grob genug verletzt wurde — von der ersten Theilung Polens bis zu Napoleons angestrebter Universalmonarchie — so sprach sich

doch in dem allgemeinen europäischen Unwillen das sittliche Bewußtseyn laut genug dagegen aus, während es bei den Alten ganz in der Ordnung gefunden worden wäre. Es bestehen doch wenigstens gewiße öffentliche Grundsätze über die rechtlichen Verhältnisse der Völker, und machen sich, wenn sie auch hie und da überhört werden, bald genug wieder geltend.

„Aber die Vaterlandsliebe, sagt man, ist eben durch diese kosmopolitische Richtung geschwächt worden." Wie so? Freilich, jener selbstsüchtige, rein auf das Nationale gerichtete Patriotismus, der alles Fremde feindselig abstieß oder unterdrückte, wie er bei den Alten erscheint, ist mit dem Christenthum unvereinbar. Der Patriotismus der Alten ist meist nur ein erweiterter Egoismus. Aber wenn der Patriotismus in der thätigen Beförderung der Zwecke zunächst des eigenen Staats, ohne feindselige Beeinträchtigung fremder, in der Unterordnung des Privatvortheils unter das allgemeine Wohl besteht: wie sollte ein solcher nicht unter christlichen Nationen in seiner ganzen Kraft sich zeigen? Zwar empfehlen Jesus und seine Apostel nicht unmittelbar den Patriotismus, der damals in seiner selbstsüchtigen Richtung unter Juden, Griechen und Römern die Hauptquelle alles Elends geworden war: vielmehr geboten sie um höherer Interessen willen Familiengenossen, Aecker u. dgl. folglich auch den vaterländischen Boden zu verlassen (Matth. 10, 37. 19, 29.), und wiesen vom irdischen auf das himmlische Vaterland hin (Phil. 3, 20.). Aber der Erlöser selbst steht als Vorbild der echten Vaterlandsliebe in der Geschichte da, indem er, obgleich sein Herz für die ganze Menschheit schlug, dennoch seine Wirk-

samkeit zunächst seinem Vaterlande widmete (Matth. 15, 24.), und um seine dem Verderben entgegeneilende Nation weinte. Und was ist rührender, als das patriotische Gefühl eines Paulus, der sich als eigenthümlichen Apostel der Heidenwelt betrachtete, und dessen Herz doch so sehr an seinem Volke hieng, daß er um seiner Volksgenossen willen, wenn er sie durch ein solches Opfer beseligen könnte, sogar von Christo verbannt zu seyn wünschte (Röm. 9, 3.)? Der Gemeingeist, die Seele des echten Patriotismus, wo könnte er schöner erblühen, als auf dem Boden der christlichen Liebe, die nicht das Ihre sucht? Und der entschlossene Muth, welcher um des gemeinen Besten willen selbst das Leben daran setzt, wodurch könnte er stärker erweckt werden, als durch das Christenthum, welches theils ausdrücklich dazu auffordert (1 Joh. 3, 16.), theils das ewige Leben als das einzige, wahrhaftige Leben und als den Preis für die Aufopferung des gegenwärtigen (Matth. 10, 39.) darlegt? Stellt nicht die christliche Geschichte einem Codrus einen Arnold von Winkelried und den Großthaten der alten Griechen in den Perserkriegen die Freiheitskämpfe und die Wunder der Tapferkeit der neuen Griechen gegenüber? Ja wenn man oft noch von den blinden Bewunderern des Alterthums den schon von Kaiser Julian den Christen gemachten Einwurf hören muß, daß das Christenthum keine Heldentugend erzeuge — so ist es genug, an den christlichen Helden Gustav Adolph zu erinnern, der auf deutscher Erde erst niederkniete und betete, ehe er auf derselben focht, dessen Wahlspruch war: je mehr Betens, desto mehr Siegens. Wie wurde aber zugleich die kriegerische Tapferkeit durch den Einfluß des Christenthums in der

rauhen Zeit des Mittelalters gemildert, und mit den Gefühlen der Großmuth, Schonung, Demuth, Treue, Liebe verschwistert! Wie viel edler und höher erscheinen die Helden Tasso's, als die Homer's! Wie wahr ist, was der Dichter sagt: „Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in Einem Kranze der Milde und Kraft doppelte Palme zugleich."

So viel über den Einfluß des Christenthums auf die wichtigsten Verhältnisse der Menschheit, so weit er schon einer allgemeinen, weltgeschichtlichen Betrachtung sich unverkennbar darlegt — einen Einfluß, welchem in intensiver und extensiver Bedeutung nichts Aehnliches in der Geschichte der menschlichen Cultur an die Seite gestellt werden mag. Mögen auch andere Momente vielfältig mitgewirkt haben, und muß es gleich dankbar anerkannt werden, daß auch die in den Schriften der Griechen und Römer niedergelegten geistigen Schätze in mannigfacher Hinsicht ein höchst heilsames Bildungsmittel selbst für die christliche Zeit waren — wie denn der geistesfreie Christ jedes rein menschliche Produkt liebend sich aneignen und benützen wird: so ist es doch augenfällig, daß es hauptsächlich das Christenthum ist, wodurch die Menschheit in ihren tiefsten Lebenspulsen und in Absicht auf die höchsten geistigen Interessen angeregt wurde. Auf welch eine göttliche, sittlich-religiöse Kraft, die in demselben lebt, läßt sich daraus zurückschliessen! Und doch war seine Kraft so vielfach gelähmt und gehemmt durch das Verderbniß des menschlichen Herzens, seine reine Quelle getrübt durch die wilden Gewässer menschlicher Leidenschaften, und sein göttlicher Saame durch so manches

Unkraut auf dem großen Acker der Welt erstickt und unterdrückt.

Könnten aber auch diese Wirkungen im Großen noch zweifelhaft scheinen, so muß man bedenken, daß es seine Art ist, zunächst im Kleinen und Einzelnen zu wirken, und an auserwählten Individuen und kleineren Gemeinschaften seine Kraft vorzugsweise zu bestätigen, und zwar auf eine Weise, welche häufig den Augen der großen Welt entgeht, oder nur bei sorgfältigerer Betrachtung sich bemerklich macht. Daher giebt es von den Aposteln an, die eine so merkwürdige geistige Umwandlung durch Christum an sich erfuhren, daß z. B. eines Johannes leidenschaftliche Hitze und Ehrgeiz (Luc. 9, 54. Matth. 20, 20 flgd.) in Ruhe und Milde, in hingebende Liebe und kräftiges Wollen, eines Paulus wilder verfolgungssüchtiger Eifer und pharisäische Selbstgerechtigkeit in die aufopferndste Liebe und aufrichtigste Demuth, in feurige Thatkraft mit kluger Besonnenheit, in männlichen Ernst mit zarter Milde übergieng — stets in der christlichen Geschichte einzelne Individuen, welche theils durch ihr Bekenntniß, theils durch ihren Wandel bezeugen, daß seit dem lebendigen Glauben an Christum eine moralische Umwandlung, eine Liebe zum Guten, eine Kraft der Selbstverläugnung, eine Freudigkeit des Wirkens und Hoffens bei ihnen in Wirksamkeit getreten sey, welche sie keiner andern Ursache, als der belebenden Kraft des Christenthums zuzuschreiben vermögen. Sind nicht ein Origines, Chrysostomus, Augustin, Huß, Luther, Melanchthon, Zwingli, Spener, Fenelon, Oberlin (ein jüngst verstorbener elsäßischer Pfarrer) stets lebendige Denkmäler der eigenthümlichen sittlichen

Lebenskraft, welche das Christenthum auch bei den verschiedensten Anlagen und Temperamenten mitzutheilen vermag? So bezeugt ein christlicher Schriftsteller des 2ten Jahrhunderts (Justin Mart. Apol. II.) die sittliche Umwandlung seiner Glaubensgenossen durch das Christenthum mit den Worten: „Wir, die wir vormals Ehebruch getrieben, beweisen jetzt die strengste Keuschheit: wir trieben ehedem magische Künste, jetzt sind wir ganz dem wahren Gott geweiht: zuvor liebten wir das Geld und suchten allerlei Gewinnst zu machen, jetzt besitzen wir alles gemeinschaftlich und reichen uns unter einander, was zur Erhaltung des Lebens nöthig ist; zuvor haßten wir uns unter einander, und keiner wollte mit einem andern Stamme in Verbindung treten, seitdem aber Christus gekommen ist, und denjenigen, der seine Mitmenschen haßt, das Urtheil gesprochen hat, gehen wir alle auf das Freundschaftlichste mit einander um" — ein Bekenntniß, dessen Wahrheit selbst durch die heidnischen Schriftsteller bezeugt wird.

An dieses Bekenntniß aus dem Alterthum möge sich eine interessante Nachricht aus der neuesten Zeit anschließen. Wir lesen im Hesperus (Jahrg. 1832 N. 33) in einem gründlichen Berichte über die Verminderung und fast gänzliche Aufhebung der ungeheuren Branntwein-Consumtion (wo z. B. in einer Stadt von 1000 Einwohnern früher 10,000 Gallonen geistiger Getränke consumirt wurden und jetzt nur noch 200) und der daraus hervorgehenden Demoralisation unter dem amerikanischen Volke, welche durch die Enthaltsamkeits-Vereine daselbst bewirkt wurde, Folgendes: „Welcher Ursache sind solche Resultate zuzuschreiben? Um diese Masse von Amerikanern

zu Aufgebung einer in die Sitten tief eingewurzelte Gewohnheit zu vermögen, sie zur Einwilligung, nicht etwa in nur mäßigen Genuß, sondern in dessen gänzliche Entbehrung zu bestimmen; sie über das Vorurtheil zu erheben und dem Lächerlich-werden Trotzbieten zu machen — würde einfache Proclamirung der Unsittlichkeit einer so allgemein verbreiteten Gewohnheit wohl genügt haben? Nur zur Vernunft zu reden, Berechnungen zu produciren, statistische Listen aufzustellen, hätte sicher wenig gefruchtet; es bedurfte eines ganz andern Hebels, nämlich des Evangeliums. Auf seinen Ausspruch sich berufend begann man eine moralische Reform, deren Wirkungen mit jedem Tag sich mehr verbreiten, und deren segensreiche Folgen für Amerika, wenn sie ihren Culminationspunkt erst erreicht haben wird, sich unmöglich berechnen lassen."

Am erfreulichsten und sichtbarsten stellt sich immer die sittliche Wirkung des Christenthums heraus im unmittelbaren Gegensatze gegen das Heidenthum, sowohl in der ersten Jugendblüthe der christlichen Kirche, als in der Pflanzung derselben unter heidnischen Nationen in unsern Tagen. Obwohl auch die erste christliche Kirche nicht die reine Darstellung des Urbilds ist, wie es in der Seele des Welterlösers lebte, und schon die Apostel manche Gebrechen zu tadeln fanden, so zeigt sich doch als ein eigenthümlicher Zug derselben, wodurch sie sich auffallend vor der Heidenwelt auszeichnete, ein herzlich-brüderliches Wohlwollen und aufopfernde Liebe gegeneinander, eine strenge Wachsamkeit gegen Laster und Ausschweifungen, ein heiliger, auf das Göttliche gerichteter Ernst, eine unerschütterliche Treue in Festhaltung der

erkannten Wahrheit, ein freudiger Glaube an einen menschenfreundlichen Gott, den sie sich am liebsten als Gnade und Erbarmung dachten, an den Sohn Gottes als ihren Freund und Bruder, und an den göttlichen Geist als Quelle aller Tugend, Freude und Hoffnung — so daß sie nach dem Ausdrucke eines alten Kirchenlehrers als „grünende Inseln im brandenden Meere der Heidenwelt" erschienen, und durch ihre Tugenden selbst ihren Feinden eine unwillkührliche Achtung abzwangen.

Und welch eine wunderbare Umwandlung bewirkte die Verkündigung des Evangeliums unter wilden, heidnischen Nationen, sobald ohne andere Nebenrücksichten auf eine wahrhaft christliche Weise (wie z. B. von den mährischen Brüdern) dabei zu Werke gegangen ward! Alle Reisenden, welche die Missionen der Brüdergemeinde besuchten, stimmen darin überein, daß sich in kurzer Zeit in dem Charakter, der Lebensweise und den Verstandeskräften der wilden bekehrten Völkerschaften (der Grönländer, Eskimos, der nordamerikanischen Indianer, der Hottentotten) eine höchst wohlthätige, an das Wunderbare gränzende Veränderung wahrnehmen ließ, und daß die verwildertsten Nationen durch das Christenthum am sichersten zur Civilisation gebracht werden können. — So rühmten es z. B. die Amakosakaffern, sonst in ewigen Fehden lebend, in einer im Jahr 1832 gehaltenen Versammlung freudig, daß sie die Verbesserung ihres Zustandes und die Ruhe ihres Landes der Botschaft des Evangeliums zu danken haben, das in Wahrheit ihre Speere in Sicheln umgewandelt hat (s. Ausland 1833 Nr. 34.). — Am auffallendsten hat das Evangelium seine umbildende Kraft auf den Inseln der Südsee, den Freundschafts-

und Sandwichinseln, namentlich auf Tahiti dargelegt, wo die natürlichen Anlagen eines reich begabten, aber verdorbenen Volkes ihm einen empfänglichen Boden bereitet haben. Zwar sind diese Wirkungen in der neuesten Zeit durch die Berichte einiger Seefahrer*) sehr in Zweifel gezogen worden. Aber sie beruhen theils nur auf einer flüchtigen Anschauung, theils auf dem Aerger der Matrosen, welche seit der Einführung des Christenthums in den sittlich gewordenen Insulanerinnen nicht mehr so bereitwillige Werkzeuge ihrer Lüste fanden. Ich will mich zum Belege der obigen Behauptung nicht auf die glänzenden Berichte der Missionäre berufen, da diese partheiisch erscheinen könnten, obwohl sie nicht läugnen, daß Trägheit und Wollust, eine Folge des Clima's, noch bei manchen ein mächtiges Hinderniß der vollen Wirksamkeit des christlichen Geistes seyen. Ich will vielmehr Reisende reden lassen, die ohne Partei zu nehmen, einfach erzählen, was sie gesehen haben. So sagt z. B. der russische Astronom Simonow**), der die Insel im

---

*) Besonders Kozebue (Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—26). Minder ungünstig urtheilt Kapitän Beechy (Narrative of a voyage to the Pacific and Behring's Strait etc. in the years 1825—28).

**) S. Jean Simonow's Beschreibung einer Entdeckungs-Reise im südlichen Eismeer. Aus dem Russisch. von Banyi. Mit Vorw. von Littrow. Wien 1824. — Eine vollständige Zusammenstellung und Beurtheilung aller hieher gehörigen Reiseberichte enthält die treffliche Schrift: das Missionswesen in der Südsee, von Friedrich Krohn. Hamburg, 1833.

Jahr 1820 besuchte: „Im Jahr 1815 wurden die Tahitier zur Lehre Christi bekehrt, und von dieser Epoche giengen sie schnell von Wildheit zur Sanftmuth, von Lastern zur Tugend, und von Grausamkeit zur Menschlichkeit über. Nach zahllosen Bemühungen, nach langen Leiden, indem sie sich der Armuth, der Erniedrigung, und wenn nicht thätlicher Verfolgung, doch Beschimpfung und Verspottung der wilden Nation unterworfen haben, gelang es endlich den englischen Missionären, das Gesetz des wahren Glaubens unter die Tahitier einzuführen, und sie auf bessere Wege zu bringen. — Der König Pomare sprach zu den durch Waffengewalt unterworfenen Rebellen: „wenn ich bei meiner alten Religion wäre, so müßte ich euch entweder umbringen, oder in die undurchdringlichen Wälder der Insel verjagen; allein die christliche Religion lehrt mich, auch meine Feinde zu lieben, und ich verzeihe euch.“ Diese Sanftmuth machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie alle Christen wurden. Seit dieser Zeit herrscht Friede und Zuversicht auf der Insel. — Die christliche Religion befördert edle Gesinnungen und Handlungen, und die Laster werden immer seltener.“

Ein englischer Capitän Gambier, der in einem Briefe an die Londoner Missionsgesellschaft ausdrücklich bemerkt, daß er nie irgend ein Interesse für die Wirksamkeit der Missionen, sondern im Gegentheil immer einen Argwohn gegen ihre Berichte gehegt habe, schreibt in seinem Reiseberichte vom Jahr 1822. „Pomare, den man einst nach einem seiner Siege sah, wie er die Köpfe gemordeter Säuglinge auf eine Schnur reihete, und sie längs dem Ufer hinter sich herzog, gewann zwei Jahre nach seinem Uebertritt zu unserem Glauben, einen Sieg

über die bittersten Feinde, und verbot um der Menschlichkeit willen die Verfolgung derer, welche überwunden waren. Die Weiber und Kinder der Besiegten, einst bei ähnlichen Fällen ohne Erbarmen von Berg zu Berg verfolgt, geschlachtet, die Felsabhänge hinabgestürzt, wurden jetzt nicht blos auf Befehl des Königs, sondern auch durch das geläuterte Gefühl der Soldaten selbst mit der größten Milde und Sorge behandelt. Das war die wunderbare Wirkung eines Sittensystems, gepredigt und am eigenen Beispiel gezeigt von unserem Erlöser. — Religion ist die Angelegenheit ihres Lebens. Obwohl sie nicht alle Gebote des Buchs Gottes vollkommen erfüllen können, sondern wie andere schwache menschliche Wesen heftigen Versuchungen unterliegen, so übertreffen sie uns sehr, gar sehr in der Selbstverläugnung, und besiegen Neigungen, die früher große Gewalt über sie hatten. Dahin gehört z. B. der Diebstahl, von dem jetzt fast kein Beispiel mehr vorkommt. — Die Gemüther dieses Volks, frei von Scheinheiligkeit, edel und gefühlvoll, sind gleich einem reichen Boden, der nur des guten Saamens und einiger Sorge bedarf, um die Frucht zu bringen."

Mag nun auch den Missionären manches mit Recht vorgeworfen werden (z. B. Fanatismus, Sectirerei, zu strenge Sabbatsfeier, dogmatische Beschränktheit, Mißgriffe in der Anwendung der rechten Mittel), so bleiben doch die angeführten Wirkungen unbestritten *). Und daß sie

---

*) Es bestätigt sich auch in der Missionsgeschichte die im ganzen Verlaufe der christlichen Kirche so oft sich wiederholende Erfahrung, daß, in wie mangelhafter Gestalt

nicht blos das Werk der verfeinerten äußern Cultur in Folge der Berührung mit den Europäern, sondern auf dem Boden des christlichen Glaubens erwachsen seyen, erhellt daraus, daß jene Völker vor der Bekehrung nur die Laster der Europäer angenommen hatten, und ohne die sittliche Wiedergeburt rasch dem Untergang entgegengeeilt wären.

Von dem Einflusse des Christenthums auf die Negersclaven sagt ferner ein unverdächtiger Zeuge (Zimmermann in seinem Taschenbuch der Reisen, 1803 S. 74): „Die Neger waren fleißige Diener und Arbeiter, redliche Bürger, gute Hausväter geworden, und sogar von vorigen Polygamen in treue Eheleute umgeschaffen; sie ertrugen ihr oft hartes Loos durch den hohen Trost, den die erhabenen Lehren Christi einflößten, mit Muth und Gelassenheit. Noch mehr: die Lehren dieser Menschenfreunde (der Missionäre) wirkten selbst auf die Tyrannen der Sclaven, auf böse Herren und böse Aufseher derselben. Viele der ersten hielten anfangs die Neger von ihrer Bekehrung und von dem Gottesdienste der Brüder zurück; ja sie geisselten sie im Uebertretungsfall. Als aber die christlichen Neger ihnen treu dienten, als die Missionäre diese durch jene Unmenschen zur Verzweiflung Getriebenen vom Entlaufen und sogar von der Rebellion zurückhielten: da fühlten sie den Werth des praktischen Christenthums, und begünstigten die Bekehrungen.“ Die Sclavenhalter

---

auch das Christenthum mitgetheilt werde, dennoch immer gewisse Grundbegriffe durchglänzen, die den tiefsten Eindruck auf das menschliche Gemüth machen.

bezahlen die christlichen Sclaven wegen ihrer Treue und ihres Fleißes um die Hälfte höher, als die heidnischen.

Werfen wir aus der Gegenwart einen Blick in die Vergangenheit, die Zeit der Völkerwanderung zurück, so finden wir, daß die Hunnen, Alanen und andere Völker, die mit Eile einherzogen, daher das Christenthum nicht annahmen, Barbaren blieben, wie zuvor. Dagegen die Gothen, Longobarden, Sueven, Alemannen u. a., die auf das Christenthum trafen und es annahmen, wurden ruhige, gesittete Nationen.

So ist es allenthalben unter wilden und ungebildeten Völkern das Christenthum, was den ersten Anstoß zur Civilisation und Humanisirung giebt. Dem Kreuze folgt der Pflug und andere nützliche Gewerbe. Sitten, Lebensweise, Gesetze, Staatsverfassungen, Künste, Wissenschaften werden entweder gepflanzt oder gereinigt und verbessert, und vor allem die Sittlichkeit gefördert *).

---

*) Nach den bisherigen Belegen widerlegt sich von selbst die Behauptung, die jüngst ein Gelehrter in gereizter Stimmung auszusprechen sich nicht entblödet hat: „Das Christenthum ist nie, auch im allerersten Anfange nicht, die Religion der reinen Humanität gewesen, und hat sich in seiner welthistorischen Entwicklung und Durchführung zu keiner Zeit als solche geoffenbart; vielmehr ist es in dieser seiner Entwicklung und Durchführung die barbarischste, gewaltthätigste und grausamste aller Religionen geworden. — Daß das Christenthum unfähig sey, die Geister zu einigen, die Gemüther zu entwildern, und einen humanen, gebildeten Zustand der Dinge herbeizu-

Damit erweist sich das Christenthum als Weltreligion. Wenn auch seinem Einflusse auf solche Völker, die bereits eine ausgebildete Cultur besitzen, wie die Chinesen, Hindus, Perser, bis jetzt noch gewaltige Hindernisse im Wege stehen, obwohl gerade in der neuesten Zeit in Ost-Indien die Sterne günstiger zu werden anfangen: so müssen wir uns hüten, den großen Gang der göttlichen Weltregierung mit dem kleinlichen Maße menschlicher Ungeduld zu messen. In dem göttlichen Drama sind Jahrhunderte Minuten, und das Reich Gottes bleibt stets seiner Natur getreu, daß es, als Senfkorn ausgestreut, nur allmählig zum weltüberschattenden Baume aufwächst.

Und wenn wir nun alle diese heilsamen Wirkungen, die das Christenthum bis jetzt schon auf die geistige Entwicklung der Menschheit gehabt hat, als ein Licht der Welt und ein Salz der Erde, als ein Sauerteig, der die ganze Masse durchsäuerte, in Einem Totalblicke zusammenschauen, wenn wir bedenken, wie dasselbe als Wendepunkt zwischen die alte und neue Zeit gestellt, die Menschheit wiedergeboren und zuerst zum klaren und vollständigen Bewußtseyn ihrer selbst und ihrer heiligsten Bedürfnisse gebracht, neue geistige Kräfte geweckt, Gesetze, Meinungen, Sitten umgeschaffen, und die erhabensten Ideen zu einem Gemeingute der Menschheit gemacht — wie es die Anerkennung der Würde der Menschheit, die

---

führen, bezeugt die Geschichte durch alle Jahrhunderte seiner historischen Existenz und Herrschaft hindurch." S. polemische Blätter, betreffend Christenthum, Bibelglauben und Theologie v. G. Fr. Daumer. Nürnberg 1834. 1. 2. Heft.

Vereinigung der verschiedensten Völker zu einer unsichtbaren Gemeinschaft zu Stande gebracht — wie es unzählige Individuen aus einem Leben der Sünde zu einem göttlichen Leben erweckt und über die Angst und Pein des irdischen Daseyns hinaus zum seligen Gefühle der Kindschaft Gottes und zur Hoffnung des ewigen Lebens erhoben hat — und zwar als ein viele Jahrhunderte lang mannigfach entstelltes Institut: — was wird es erst wirken, wenn es in seiner reinen, einfachen Gestalt als ein Evangelium des Geistes und der Wahrheit den Völkern wird verkündigt werden! Sollte es blos ein frommer Glaube oder schöner Traum gutmüthiger Schwärmer seyn, wenn man sich der Erwartung hingiebt, daß durch dasselbe das Reich Gottes auf Erden werde realisirt, daß der Geist der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Liebe werde allgemein verbreitet, und die Menschheit mit Gott, mit der Natur und mit sich selbst in Harmonie gebracht werden, als ein königliches Priesterthum und heiliges Volk, zu verkündigen die Tugenden deß, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte (1 Petr. 2, 9.), daß die erhabene Weissagung werde in Erfüllung gehen: Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen, und Er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk seyn, und Er selbst Gott mit ihnen wird ihr Gott seyn (Offenb. 21, 3.)? Freilich giebt es in dieser unendlichen Entwicklung der Menschheit zu ihrem Ziele hin auch Zeiten des scheinbaren Stillstandes oder gar Rückschritts: aber dieß sind zugleich oft nur Krisen, in welchen sich eine neue Kraft, eine höhere Stufe der Entwicklung vorbereitet, wie wir eben in unsern Tagen auf die Zeit des Unglaubens eine

um so lebendigere Theilnahme an der christlichen Wahrheit folgen sahen. Das Leben der Menschheit ist doch unmöglich ein bloßes Spiel, das ohne Resultat endigt. Dieß zu denken verbietet der Glaube an die Weisheit und Wahrhaftigkeit Gottes. Es muß nothwendig in einer immer größeren Annäherung an das Ziel der Vollkommenheit begriffen seyn. Die Erreichung des Ziels aber — wodurch wäre sie schon nach den bisherigen Erfahrungen anders möglich, als durch das Christenthum, dessen Geist ja eben der Geist der reinen, harmonischen, vollendeten Humanität ist? Auch fehlt es jetzt schon nicht an Zeichen, welche auf die größere Annäherung an jenes Ziel hindeuten. Man bedenke nur, wie eine immer größer werdende Verflechtung aller Nationen untereinander, fast bis zur Ausgleichung der Nationalität, ein immer allgemeinerer geistiger Verkehr, ein ausgebildeteres Völkerrecht, ein lebendigeres Bewußtseyn der Menschenwürde und der Menschenrechte, eine höhere Freiheit in bürgerlichen, merkantilischen und gewerblichen Verhältnissen, eine allgemeinere Richtung auf das Geistige und immer größere Befreiung von den Banden der Natur, ein in tausend Erscheinungen sichtbarer Geist der Milde und der Wohlthätigkeit, und eine immer steigende Verbreitung der Bibel in allen Ländern Statt findet. Sind das nicht eben so viele Andeutungen, daß das Gute immer mehr herrschend, und die Macht des Bösen werde gebrochen werden?

Jedoch mögen auch noch Tausende von Generationen von dem irdischen Schauplatze verscheiden, ehe sie diesen allgemeinen Tag der Vollendung schauen dürfen: so gewährt auf jeden Fall das Christenthum jedem Einzel-

nen die vollständigen Mittel und Kräfte, wodurch er für sich und auf seine Weise das Ziel der Menschenbestimmung, theilhaftig zu werden der göttlichen Natur (2 Petr. 1, 4.) erreichen kann: und dieß gedenke ich Dir aus dem Wesen und dem Geiste dieser Religion aufs klarste nachweisen zu können.

Doch mein Brief ist unvermerkt unter der Masse des Stoffes bis zu einer Abhandlung angewachsen, und ich muß die Ausführung des eben bemerkten Punktes der nächsten Gelegenheit vorbehalten. Darum genug für dießmal, da ich ohnehin bei dem Streben nach einer gründlichen Beweisführung vielleicht zu sehr ins Detail gerathen bin.

Lebe wohl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stirm, Karl Heinrich,

Apologie des Christenthums in Briefen für gebildete Leser gekrönte Preisschrift

Bd.: 1

(1836)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.ap.o.53#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11774564-0